Der

Congreß zu Wien.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Band.

Wien, 1854.
Jaspers Wwe. & Hügel.

Der Congreß zu Wien.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Das Posthaus zu Hollabrunn.

Wer hat in arabischen Mährchen nicht von den hundert Straßen gelesen, die nach Bagdad führen, von den zahlreichen Karavanenzügen, die zu den Festen der Kalifen aus allen Enden herbeigezogen kommen? wer hat nicht von Mekka gehört und den zahllosen Pilgern, die den Geboten des Profeten folgend, schaarenweise dahin ziehen? Einem solchen Mekka, einem solchen Bagdad schien die gute Stadt Wien im Spätsommer des Jahres achtzehnhundert und vierzehn zu gleichen.

Wenn man damals einen ehrsamen Wiener Bürger, der den gewöhnlichen, alltäglichen Verkehr seiner Vaterstadt genau kannte, der aber — was freilich schwer vorauszusetzen war — von den Zeitläuften und dem großen geschichtlichen Ereignisse, dessen Schauplatz die Residenz Kaiser Franz des Ersten werden sollte, keine Ahnung hatte; wenn man damals einen solchen Mann gefunden und an eine der Straßen versetzt hätte, die — gleichviel von welcher Windseite — in seine Vaterstadt führte, so würde

er beim Anblick der zahlreichen Postkaleschen, der Reisewagen aller Kaliber, beim Anblicke der ungewöhnlichen Menge hochaufgethürmter Lastwagen und der immensen Zufuhren an Lebensmitteln, er würde beim Anschauen dieser auf's höchste gesteigerten Belebtheit der Landstraßen die Hände verwundert zusammenschlagen und in echt wienerischer Weise ausgerufen haben:

„Sapperment, was ist denn in Wien los? was haben's denn d'rin für eine Remisori?"

Eine Weile hätte er gestaunt, dann aber wäre das Haus- und Erb-Uebel aller Wiener — die Neugierde — über ihn gekommen, er hätte bedeutend kopfgeschüttelt und abermals ausgerufen:

„Ah, da bitt' ich, da muß ich auch dabei sein!"

Wir wollen es unternehmen, vor den Augen unserer Leser ein Bild jener Tage aufzurollen, ein Gemälde so leben- und personenreich, so bunt, so vielgestaltig, wie die Vergangenheit Wiens nur wenige aufzuweisen hat; Memoiren, Geschichte und Tradition spenden uns ihre unversiegbaren Quellen.

Bevor wir uns aber hineinstürzen in dieses lebensreiche Meer voll interessanter Gestalten, verweilen wir, wenn auch nur einen Abend lang, in dem kleinen, drei Poststationen von Wien entfernten Marktflecken Hollabrunn, welcher an der von Böhmen und Mähren kommenden Landstraße liegt.

Man zählte den 24. September 1814.

Der Abend hatte sich ruhig und heiter herabgesenkt, die leise Herbstluft umfächelte kühl die fruchtbeladenen

Bäume, sowie den Gottessegen, der bereits gezeitiget von den Bergen herabblinkte, als wolle er die arbeitsame Hand herbeiwinken, auf daß sie ihn von dem Mutterstocke befreie, bevor irgend ein Unwetter ihn der Fülle seiner Körner beraubt.

Blaue Rauchwölkchen schlängeln sich aus dem Fängen der Dächer empor, um unter dem Hauche der Abendluft zu zerstieben und dann wie eine durchsichtige Decke über dem Orte gelagert zu bleiben.

Der Charakter des Abends zeigte eine sanftmüthige Ruhe, eine wohlthuende Sabathstille — und in der That, es war auch ein Sonnabend, bei dem man nur bedauerte, daß das Geräusch und der Lärm im Orte das feierliche Schweigen der Natur so unangenehm störte.

Vor dem Posthause nämlich und im Gasthofe — man verzeihe uns diese Benennung für jene Sorte von Fremdenhäusern, wie wir eben Eines vor uns haben — da ging es im eigensten Sinne des Wortes drunter und drüber.

Wer von uns kennt nicht die Bewegtheit eines Posthauses an einer der Haupt-Landstraßen zur Zeit als man noch mit Pferden und nicht mit Dampf fuhr, als Stände und Würden auch noch durch die Anzahl der Pferdekräfte unterschieden, die vor ihren Wagen gespannt waren, während heut zu Tage der ärmste Teufel, so wie der reichste Mann, mit hundert oder noch mehr Pferdekraft dahinbraust und beide, dieser für den größeren, jener für einen minderen Fahrpreis, derselben Gefahr des Genickbrechens ausgesetzt sind, wenn es nämlich dem Heizer, Wächter,

Führer oder sonst einem der Betheiligten beliebt, unvorsichtig oder nachlässig zu sein.

Damals also, als man die bewegende Kraft noch mit Heu und Hafer, nicht aber mit Wasser, Holz oder Kohlen speiste — damals spielte das Posthaus eine Hauptrolle in dem Leben der Reisenden, es bildete eine Oase in der Staubwüste oder in dem Kothmeere der Landstraße, es war die Reck- und Streckkammer für die krumm- oder steifgewordenen Glieder oder durcheinander gerüttelten Beine, es barg die Fleisch-, Kaffee- oder Theetöpfe Egyptens, denen die oft halbgeräderten Leiber entgegenlechzten.

Für die Ortsbewohner aber, wir sprechen natürlich nur von den Stationen minderen Ranges, für diese vertrat das Posthaus die Stelle der jetzigen Bahnhöfe, die Einfältigen begafften die Reisenden, die Neugierigen forschten nach Neuigkeiten des Tages und die Strolche lungerten in der Nähe umher, um die Reisenden anzubetteln oder, wenn es ohne Gefahr geschehen konnte, zu bestehlen.

An jenem Herbstabende also waren Hof und Straße vor dem Hollabrunner Posthause aufs Aeußerste belebt, die Posthornklänge der Kommenden und Abfahrenden zogen fröhlich klingend durch die Luft.

Der Postmeister und sein Gehilfe, der Postschreiber, fuhren unter dem Gewirre der Wagen, Pferde und Menschen wie Kreisel umher, und suchten Ordnung in das Chaos zu bringen und die Zwei- und Vierspänner nach Thunlichkeit zu expediren. Dabei tänzelte der Zopf des wohlbeleibten Stationsherrn pflichtschuldigst auf dem Rü-

cken und freute sich seines Daseins, welches damals noch gar vielen seiner Mitbrüder unverkürzt gegönnt war.

Geduld, um Gotteswillen, Geduld, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, Einer nach dem Andern, Alles auf einmal geht nicht, wer früher kommt, mahlt eher!

So schrie der geplagte Postherr, wischte sich den Schweiß von dem fetten Gesichte und segelte gewandt durch die Wagenklippen, um in seine sehr respektable Schiffsflanke keinen Leck zu bekommen.

Dann donnerte er dem Schreiber zu: He, Herr Wenzl, zwei Züge heraus, für Seine Durchlaucht den Fürsten Dolgorucki —

Herr Wenzl flog wie ein Pfeil, der Weisung des Meisters nachzukommen. —

Tummelt euch mit dem Einspannen, dieser Befehl galt den Postknechten, Teufel und Bonaparte, ist das ein langweiliges Gesindel! Tummelt euch, marsch, aufgesessen, und macht, daß ihr mir aus dem Orte hinauskommt, draußen könnt ihr „herumbandeln" so lang es euch beliebt. —

He, Herr Wenzl, die Ordinari nach Znaim muß auch expedirt werden. —

Bitte, nur Geduld, Herr Hofrath, der Zug wird gleich aus dem Stall kommen.

He, Herr Wenzl, auf die vier Züge für Seine Durchlaucht den Fürsten von Benevent nicht vergessen.

Als der Postmeister diese Mahnung ausrief, neigte sich der Kopf eines Fremden aus der zunächst harrenden Kalesche und eine barsche Stimme fragte: Sie, Herr

Postmeister, hab ich recht gehört, der Fürst von Benevent wird —

Um neun Uhr hier eintreffen, beeilte sich der Bezopfte zu sagen, die Züge für Herrn von Talleyrand sind bereits bestellt.

Auf diese Auskunft zog sich der Frager zurück.

Der Schreiber stürzte auf seinen Gebieter los.

Herr Postmeister! —

Was gibt es?

Wir haben, die bestellten Pferde abgerechnet, nur noch über zwei Züge zu verfügen.

Nicht möglich, fuhr der Stationsherr erschreckt auf, der Bonaparte soll euch holen, das ist zu viel.

Im Vorbeigehen gesagt, mögen unsere Leser die Blasphemie des Postmeisters nicht auffallend finden; wer damals nur halbwegs auf den Namen eines Patrioten Anspruch machte, war dem Manne, der unserem Vaterlande so viele Wunden schlug, spinnenfeind; korsischer Räuber, Teufel und Bonaparte wechselten ab, wenn man ihn bezeichnen wollte.

Nur noch zwei Züge, kreischte der Postherr, und hundert Züge sind bereits auf den Beinen, das ist zu viel, solcher Frequenz kann ich nicht genügen; man muß Pferde auftreiben.

Herr Postmeister, im ganzen Orte ist kein Huf mehr zu bekommen.

Der Gebieter drohte den Schreiber mit seinen Augen zu durchbohren, faßte sich jedoch, und sagte mit Resigna-

tion: Wenns dem so ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren.

In diesem Augenblicke ertönte wieder ein Horn, wenige Momente und die letzten zwei Züge des Hollabrunner Postmeisters wurden in Anspruch genommen.

So, brummte der Dicke in seiner Verlegenheit, jetzt sitzen wir im Trockenen, wer von nun an kommt, muß auf die heimkehrenden Züge warten — sich plötzlich zu den umstehenden Ortsbewohnern wendend — was gibts da zu gaffen? Wißt ihr nichts Klügeres zu thun, als den ganzen langen Abend hier Maulaffen feil zu haben?

Die ehrsamen Hollabrunner wichen scheu zurück vor dem zornigen Postherrn, nur ein junger Mensch, die Hände ineinander geschränkt, blieb regungslos stehen und zog durch diese Insubordination gar bald die Aufmerksamkeit des Dicken auf sich. Zurück, marsch, herrschte dieser dem Burschen zu, troll Er sich nach Hause, acht Uhr ist bereits vorüber.

Ich bin Ihnen nicht im Wege, Herr Postmeister.

Im Wege oder nicht, gleichviel, ich sage blos, marsch.

Befehlen Sie Ihren Knechten, ich stehe nicht unter Ihrer Botmäßigkeit.

Teufel und Bonaparte, Naseweis, kecker Junge.

Schimpfiren Sie nicht, Herr Postmeister! —

Die beiden Streitenden wären hart an einander gerathen, hätten einerseits die Hollabrunner nicht den jungen Menschen besänftigend zurückgehalten und wäre anderseits die Aufmerksamkeit des Postherrn nicht in Dienstsachen in Anspruch genommen worden.

Ein Horn schmetterte abermals und signalisirte die Ankunft neuer Passagiere.

Die Nacht hatte sich bereits herabgesenkt; eine sehr bequeme Reisekalesche, an welcher die kristallenen Laternen leuchteten, fuhr vierspännig einher und wurde vom Postherrn mit Bücklingen und Entschuldigungen empfangen.

Seiner langen Rede kurzer Sinn war: Es sind keine Pferde mehr vorhanden!

Auf diese Hiobspost öffnete sich der Kutschenschlag und ein Herr sprang heraus. Der Diener war mit einem Satze vom Bock und harrte der Befehle seines Gebieters.

Also keine Pferde? fragte der Fremde kurz.

Im Augenblicke nicht.

Wie lange muß ich warten, bis welche kommen?

Zwei bis drei Stunden.

Ist hier im Orte kein Gasthof?

O gewiß, ein prächtiges Hotel.

Kann ein ordentlicher Mensch es wagen, dort zu übernachten?

Ohne Zweifel.

Wohlan denn, ich habe keine Ursache nach Wien zu eilen, ich übernachte hier und wünsche, daß morgen früh Punkt fünf Uhr meine Kalesche angespannt sei.

Dem Postmeister fiel ein Stein vom Herzen und er rief: He, Herr Wenzl, morgen früh fünf Uhr zwei Züge in den Gasthof für Seine Gnaden Herrn von —

Raily! ergänzte der Fremde.

Der Postmeister verneigte sich.

In diesem Momente kamen unter Hornschall zwei vierspännige Kutschen herangerasselt.

Der Schreiber stürzte auf die Wagen los, flüsterte mit einem der Diener, worauf das Umspannen vor sich ging.

Kaum hatte der Fremde, welcher sich Raily nannte, dies bemerkt, so wandte er sich zu dem Stationsherrn und sagte offenbar sehr verletzt:

He, Herr Postmeister! wie kommt es, daß dieser Passagier, der später kam als ich, Pferde erhält, während ich —

Die Züge für Herrn von Talleyrand wurden bereits Mittags bestellt, unterbrach ihn der Dicke.

Wie? diese Wagen gehören —

Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Benevent; lautete die Antwort.

Ah, welch eine freudige Ueberraschung! rief nun Herr Raily, der Fürst ist eine alte Bekanntschaft von mir, ich muß mit ihm sprechen; wer hätte geglaubt, daß der gute Mann, der einst Bischof war, in der diplomatischen Welt eine solche Rolle spielen würde?

Nach diesem Ausrufe näherte er sich dem fürstlichen Wagen.

Wir benützen die Frist und die Zeit seiner kurzen Zwiesprache mit Herrn von Talleyrand, um unsern Mann genauer zu betrachten.

Er befindet sich in der Mitte der Vierzig, ist höchst elegant gekleidet und mit Brillantringen, Busennadel, schwerer goldener Uhrkette u. s. w. überladen.

Der Bau seines Körpers ist schlank, der Wuchs mit-

telgroß. Das längliche Antlitz, mit einer etwas gebogenen Nase und zwei klugen tiefblauen Augen ist durch eine hohe Stirne geziert, über welcher das blonde weiche Haar nur dünne angesäet ist; der kurze Backenbart, der wie bei den meisten Blondins etwas ins Röthliche spielt, vollendet den Typus des interressanten Kopfes, der seinen englischen Ursprung nicht zu verläugnen im Stande ist.

Der Ausdruck seiner Physiognomie läßt auf Verstand schließen, die Faltenbildung der Stirn kündet Muth und Unternehmungsgeist, dagegen zeugen der blasse Teint und die etwas abgespannten Züge offenbar von einem stürmischen, abenteuerlichen Leben.

Die Unterhaltung der beiden Herren währte kaum zwei Minuten.

Herr Naily grüßte sehr höflich in den Wagen hinein und zog sich dann zurück, um die Weiterfahrt des Diplomaten nicht aufzuhalten.

Nach diesem Intermezzo ertheilte unser Mann seinem Diener die nöthigen Befehle und verfügte sich in den nahen Gasthof. Aber er sollte diesen nicht erreichen, ohne nicht noch weiters aufgehalten zu werden.

Unweit von der Gasthofthüre, im Lichtkreise einer großen Laterne, trat ein Mann auf ihn zu, der ihn einige Momente lang anstierte, als ginge er mit sich zu Rathe, ob er dem reichen Herrn sich zu erkennen geben solle oder nicht?

Dieser Selbstkampf war aber auch gerechtfertigt, denn die Erscheinung Dessen, der Herrn Naily gegenüber stand, flößte keineswegs Vertrauen ein. Schon die äußere Hülle

so anständig sie sich zu repräsentiren strebte, verrieth doch durch einzelne Symptone eine bedauerliche Lage.

Der Rock und das Beinkleid waren wohl fein, elegant und vom neuesten Schnitt, allein die Reise hatte sie stark mitgenommen und das Aussehen ließ befürchten, daß bei ihrem Besitzer von einem Wechsel der Kleider wenig die Rede sei; der Hut verbarg sich vorsichtig in einem Ueberzuge von Wachstaffet, welche Wohlthat jedoch den Stiefeln nicht zu Theil ward, denn sie zeigten unbarmherzig, wenn auch nicht die Ferse des Achilles, so doch die Zehe desselben.

Dieser Schale entsprechend war der Kern; der Körper stark und gedrungen, das Gesicht aufgedunsen, die Augen roth geändert, das Haupt- und Bartharr struppig.

Nach einigen Momenten war der Mann zu einem Entschlusse gekommen, er machte eine Bewegung, die seine Ueberraschung verrieth, streckte Herrn Raily die Hand entgegen, und zwar dies Alles mit einer Gewandtheit, Anmuth und Noblesse, die auffallend den Salonmenschen verriethen, und rief in englischer Sprache:

„Ich irre mich nicht, welch' eine freudige Ueberraschung. Sieh' da, eine alte Bekanntschaft!"

Es war ein boshafter Zufall, der diesen Menschen beim Anblick des Herrn Raily fast dieselben Worte ausrufen ließ, wie dieser es kurz vorher bei der Kunde von der Anwesenheit des Herrn von Talleyrand gethan.

Unser Mann jedoch schüttelte verwundert den Kopf und sagte, zwei Schritte zurücktretend und ebenfalls in englischer Sprache:

„Was habt Ihr? wer seid Ihr?"

„Wer ich bin? Ei, ei, Freundchen, kennst Du mich nicht mehr?"

„Ihr scheint irre zu sein?"

„Mir kömmt es vor, als bemühtest Du Dich, mich nicht wieder zu erkennen!"

„In allem Ernst, mein Herr, ich kenne Euch nicht!"

„Gut denn," erwiederte der Andere, schier gekränkt über die Hartnäckigkeit des mit Brillanten besäeten Herrn, „gut denn, ich will Deinem Gedächtniße zu Hilfe kommen."

Nach dieser Aeußerung nahm er ein Portefeuille aus der Brusttasche des Rockes, öffnete es und zog ein Papier hervor.

Man hätte meinen sollen, er werde nun Herrn Raily eine rechtsgiltige Legitimation etwaiger Ansprüche oder mindestens ein Reisedokument präsentiren; aber dem war nicht so; er öffnete behutsam den morschen Papierumschlag und überreichte seinem angeblichen Bekannten einen Gegenstand, den man genau ansehen mußte, um ihn zu erkennen.

Es war die Hälfte einer stark beschmutzten, der Längenmitte nach in Schlangenwindungen zerschnittene Spielkarte. Im ganzen Zustande gehörte das Blatt als Coeur-Aß einem französischen Kartenspiele an. Der Schnitt war jedoch so geführt worden, daß nicht nur das Kartenblatt, sondern auch das rothe Herz in zwei ähnliche Hälften getheilt war. Eine davon hielt nun der Gekränkte Herrn Raily entgegen.

Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten.

Der Erstere hatte die Frage: „Kennst Du dieses Symbol?“ kaum an den Andern gerichtet, so lächelte dieser nicht ohne Resignation und antwortete: „Ja, ich kenne es.“

„Wie nennst Du Dich jetzt?“

„Raily! und Du?“

„John Bretton.“

„Was wünschest Du?“

„Sieh mich an, und Du wirst wissen, was ich brauche.“

„Nimm diese Note.“

„Wie hoch der Betrag?“

„Fünfhundert.“

„Einstweilen genug. Wo treffen wir uns wieder.“

„In Wien.“

„Deine Wohnung?“

„Hotel Rosenberg, in der Jägerzeile.“

„Darf ich Dir meine Dienste offeriren?“

„Ich werde sie wahrscheinlich in Anspruch nehmen.“

„Du scheinst schwer geladen?“

„Ich führe Credit bei mir.“

„Bei welchem Hause bist Du akkreditirt?

„Bei Arnstein.“

„Woher kommst Du?

„Aus Moskau.“

„Und wie schwer wiegst Du?“

Herr Raily antwortete nachlässig:

„Hunderttausend Pfund.“

Master John Bretton machte einen Luftsprung und rief:

„Alle Wetter, eine Million Gulden! Das lasse ich gelten... In Wien sehen wir uns wieder... Es lebe das Coeur Aß

Sie schieden.

Naily begab sich in den Gasthof.

John Bretton verlor sich im Dunkel der Nacht.

Als sich die beiden Wiedergefundenen trennten, rief der Hollabrunner Nachtwächter eben die zehnte Stunde aus.

Zweites Kapitel.

Kriegerische Begebnisse im Hotel zu Hollabrunn, denen aber wie jedem Kriege der Friede auf dem Fuße folgt.

Ungefähr eine Stunde später.

Vor dem Posthause ist es stiller geworden, dagegen ist das Lärmen nun im Inneren des Gasthofes lauter geworden.

In der großen Schenkstube zechte eine Masse von Knechten, Fuhrleuten und Dienern, darunter hie und da ein Bruder Liederlich aus dem Orte selbst; die wenigen Fremdenzimmer dagegen waren bereits von Reisenden in Anspruch genommen, welche der Weiterbeförderung harrten und sich bis dahin der Ruhe zu überlassen gedachten.

Aber prost die Mahlzeit! es pflege Einer der Ruhe in einem Hause, wo es Thüre auf und Thüre zu geht, wo die morschen Fensterrahmen bei jedem Schlage in

Gesellschaft der Scheiben erzittern, wo man ebener Erde brummt, summt, schreit und johlt, wo in jedem Momente die Glocke läutet, wo beim Auf- und Abrennen über die Treppe das ganze Haus wackelt, und wo mitunter — wahrscheinlich der Abwechslung wegen — ein mächtiger Haushund sein abscheulich Gebell ertönen läßt, als ob es gelte, eine Legion Diebe zu verscheuchen.

Wahrhaftig, wer in einem solchen Gesaus und Gepolter schlafen kann, der muß nicht nur einen mürbe gefahrenen Leib, sondern auch ein sehr reines Gewissen sein nennen.

Zu all dem Lärm kommt noch ein neuer Störefried hinzu.

Hören wir recht?

In der That, es sind die Töne einer Flöte und Harfe, sie dringen aus der großen Schenkstube herauf, da unten gibt es also Musik und dazu Fußstampfen und taktmäßiges Händeklatschen und endlich die unerbetene Begleitung weinrauher Kehlen.

Laßt uns einen Blick durch die geöffneten ebenerdigen Fenster werfen, doch halten wir uns hübsch ferne, damit der herausströmende Dunstqualm sich verflüchtige, bevor er unsere Sinne ergreift.

Die Zahl der Zuhörenden hat sich nicht vermindert, die Musik fesselte sie, und in der That, man konnte nicht bald etwas Lieblicheres und Anmuthigeres hören, wie dieses Flöten- und Harfenspiel.

Süße Weisen der Heimath, ausgehaucht in vollen üppigen Flötentönen, umrauscht von tiefgehaltenen Ak-

korden der Harfe, wogten trotz der dicken Luftschichte der Zechstube bezaubernd durch den Raum und ergötzten selbst das Ohr der rohen Männer, deren Natur man nichts weniger als für Schwärmerei empfindlich schelten konnte; aber die Musik ist eben die einzige Sprache, die jeder versteht, der Wilde wie der Civilisirte, der Bewohner der Steppe sowie der Bürger des ersten besten Städtchens, gleichviel in welcher Zone, nach welcher Windseite es gelegen.

Und wer sind die Spielleute in der Schenkstube des Hollabrunner Hotels? —

Dort stehen sie.

Ein Mädchen ist's und ein Jüngling.

Betrachtet sie, oder wenn Euch das Augenlicht fehlt, dann lauscht ihrer Musik und Ihr werdet ihre Lieblichkeit und ihre Zartheit erkennen, Ihr werdet eingeweiht werden in die innigste Harmonie dieser Seelen.

Oder wenn Euch das Geschick das Gehör versagt, dann schaut die jugendlichen, schlanken Gestalten an, bewundert das Ebenmaß der reizenden Formen, die sanften Züge der blassen Gesichtchen, das tiefe Leid, welches aus den dunklen Augen leuchtet.

Arme Kinder!

Wie sie dastehen in der Mitte rauher Männer, ohne Schirm, ohne Schutz, sie, denen man Bildung und Sitte abmerkt, müssen dem gemeinen Haufen aufspielen, keine befreundete Seele befindet sich in ihrer Nähe, sie kamen aus der Ferne hergewandert und werden morgen den müden Fuß weiter nöthigen, und wer weiß, wohin pilgern,

um den Brodbissen zu erwerben, der ihr junges Leben fristet.

Junges Leben!

Fürwahr sie ist kaum zur Jungfrau, er kaum zum Jüngling gereift, sechzehn Lebensjahre mögen sie zählen, keines älter, keines jünger, und wer sie ansieht, würde ihre Geschwisterschaft beschwören, so ähnlich sind sie einander.

Blos ähnlich?

O nein, das ist mehr als Aehnlichkeit, es ist fast Gleichheit, diese beiden Wesen sind nicht nur Bruder und Schwester, sie stehen sich noch näher; sie haben nicht nur unter Einem Mutterherzen geruht, sondern auch zu gleicher Zeit unter demselben geathmet, sie erblickten in einer und der nämlichen Viertelstunde das Licht der Welt, fühlten in ein und demselben Bade den kaum gebornen Leib umspühlen und wurden seitdem nicht getrennt; was ein anmuthreicher Dichter von Liebe singt, konnte im vollsten Sinne auch von diesem Zwillingspaare gelten, sie waren: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag!"

Die jungen Musiker hatten eben wieder eine ihrer Weisen geendet, als das Mädchen seine Lippen dem Ohre des Bruders näherte und ihm zuflüsterte:

„Genug für heut, Joseph, laß uns eine Ruhestätte suchen, damit wir morgen gestärkt unseren Weg fortsetzen können."

Der Jüngling nickte dieser Mahnung beistimmend zu, nahm seine Mütze, die während des Spieles an dem

Harfenkopfe hing, und begann mit derselben die Runde zu machen, um den Lohn für den der Gesellschaft bereiteten Genuß zu ernten.

Die Gaben fielen nicht reichlich, doch genügten sie den anspruchlosen Künstlern, die sich nun aufmachten, die Gaststube zu verlassen.

Aber siehe da, von Seite mehrerer Gäste denen nicht nur die Lust, sondern auch der Wein zu Kopfe gestiegen war, wurde Widerspruch laut:

„Was ist das? Jetzt, da wir gezahlt haben, wollen sie fortgehen?"

Dazu riefen Andere: „Da bleiben, fortspielen!"

Die Geschwister sahen sich an, fügten sich jedoch dem Begehren und spielten noch eine Piece.

„Nun ist's genug!" mochten Beide denken, als sie zu Ende kamen; dem war aber nicht so.

Die Nimmersatten begannen abermals zu brummen, einige machten Miene den Musikanten den Weg zu vertreten; mehrere der Gäste jedoch ergriffen die Partei der Geschwister, worauf ein heftiger Wortwechsel entstand, der bei den weinerhitzten Köpfen gar bald ausartete und eine jener tumultuarischen Szenen herbeiführte, bei denen Stühle und Bänke als Waffen, Leuchter, Flaschen, Krüge und Gläser als Geschosse dienen.

Die Schenkstube wurde zum Schauplatze einer Schlägerei, der Lärm wuchs von Sekunde zu Sekunde, Flüche und Geschrei tönten ineinander, Fensterscheiben und Gefäße wurden zerschmettert, die Lichter erloschen und dichte

Finsterniß umhüllte bald Freund und Feind, der in einen Knoten verwirrt, sich in den Haaren lag.

Den Geschwistern war es gelungen, unter dem Schutze der Dunkelheit zu entrinnen.

Sie schlüpften aus der Stube, trafen draußen einen Aufwärter und baten ihn um ein Versteck, um vor den Angriffen der Trunkenen gesichert zu sein.

„Geht hinauf nach Nummer Zwei," flüsterte der mitleidige Kellner ihnen zu, „der Passagier, welcher das Kabinet inne hatte, ist eben fortgefahren, die Kerze steht noch brennend auf dem Tische, verriegelt aber die Thüre von innen."

Die jungen Leute eilten erleichterten Herzens die Treppe hinauf, schlüpften in die bezeichnete Stube und schlossen sich ein.

„Wir sind geborgen!" lispelte die Jungfrau und drückte den Bruder an ihr Herz.

Dieser nickte lächelnd und erwiederte:

„Nicht nur geborgen, sondern auch mit einem Nachtlager versehen. Du wirst im Bett und ich auf dem Kanapee schlafen."

„Wenn sie uns aber suchen?"

„Fürchte Dich nicht, Josephine, die Balgerei wird die Trunkenen nüchtern machen und der Gastwirth wird nicht ermangeln, ihnen frische Luft zu verschaffen."

Nach dieser Troftrede nahm er das Ränzchen, in welchem sich seine und seiner Schwester Habseligkeiten befanden, vom Rücken, legte die Theile der Flöte in ein

Futteral, und das Mädchen überzog die Harfe mit einer Hülle von grauer Leinwand.

„So," sagte er, gleichsam zufrieden mit dem Verlauf der Begebenheit, „die Instrumente sind geborgen, jetzt wollen wir zur Ruhe gehen."

Beide blickten um sich, und gewahrten eine Unordnung, wie sie in jeder Wohnung zu herrschen pflegt, wenn ein zeitlicher Besitzer sie eben verlassen. „Welch ein Durcheinander," bemerkte der Jüngling.

„Der Reisende," antwortete die Schwester, „scheint, wie wir von Schiffern lesen, wenn ein Sturm sie überfällt, Ballast ausgeworfen zu haben."

„In Wahrheit," erwiederte der Bruder, „es ist so. Er muß sich der alten Reisebedürfnisse entledigt haben, wahrscheinlich, weil er sich in Wien mit neuen zu versehen gedenkt. Welch' eine Menge von Büchsen, Schatullen, alten Tüchern, und endlich diese Masse unbrauchbaren Papiers."

Die Jungfrau bückte sich lächelnd, hob einige Fragmente auf und blickte sie nicht ohne Neugierde an.

„O sieh doch, Josef," rief sie überrascht, „sie sind französisch geschrieben."

„Wenn ich neugierig wäre," meinte der junge Mensch, so könnte ich jetzt von meiner Sprachkenntniß praktischen Gebrauch machen."

„Thue es, Bruder!" lautete die Aufforderung der Schwester.

„Warum nicht gar, was kümmern uns die Angelegenheiten fremder Leute? übrigens magst Du im Voraus

überzeugt sein, daß es Papiere höchst gleichgiltiger Natur sind, sonst würde sie der Reisende verbrannt und nicht hier liegen gelassen haben."

Um dem weiteren Drängen der Schwester zu genügen, überflog er einige der Schriften, und sagte dann:

Da hast Du's, meine Vermuthung trifft zu, einfache Reisenotizen, Rechnungen, topografische Randglossen u. s. w. Der Eigenthümer entledigte sich der Originale, weil er wahrscheinlich im Besitze von Abschriften ist."

Trotz dieser Gleichgiltigkeit des Bruders hörte Josefine nicht auf, Papiere aufzuheben, zu entfalten und zu untersuchen.

„Ah, rief Sie plötzlich, das nenn' ich eine Feinheit!"

Sie zog aus einem zerknitterten Papierbogen ein Blatt hervor, welches in demselben unbemerkt gelegen haben mochte und unter dem gewaltthätigen Drucke des Achtlosen mitgelitten hatte.

Der Jüngling bemerkte, daß das überaus feine Papier ebenfalls beschrieben war und begann es behutsam mit der flachen Hand zu glätten, um es dann lesen zu können.

Das Mädchen stand ihm gegenüber und sah einer Bemerkung entgegen. Als diese jedoch nicht erfolgte, unterbrach sie die Stille und sagte verwundert: „Was hast Du? Mir däucht gar, Du liesest die wenigen Zeilen schon zum dritten Male?"

„Es ist so, Schwester, ich habe einen Brief in Händen, der meine Aufmerksamkeit erregt hat."

„Was Du sagst! Laß hören, was enthält das Schreiben?"

„Ich will es Dir übersetzen. Höre:"

„Mein Herr!"

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, begeben Sie sich sogleich nach Wien, der Kongreß wird eben in voller Blüthe sein und der Einzelne wird in dem Meere von Fremden unbeachtet verschwinden."

„Wenn das beabsichtigte große Unternehmen gelingen soll, so ist es nur im Taumel der Feste, in diesem Strudel und Wirbel von Genüssen möglich."

„Die Ausführung ist ganz allein Ihren Händen übergeben, die Wahl der Helfer bleibt Ihrem Ermessen überlassen, scheuen Sie keine Ausgaben, denn Sie wissen, welche großartigen Mittel Ihnen zu Gebote stehen."

„Seien Sie vorsichtig, argwöhnisch und geizen Sie mit Ihrem Vertrauen. — Frau von M. ist die Einzige, welche Ihnen allenfalls einen Anknüpfungspunkt bieten wird, sonst aber trauen Sie Niemand — Niemand!"

„Ihre Briefe senden Sie auch ferner an das bewußte Handlungshaus, es besitzt unser ganzes Vertrauen."

„Säumen Sie nicht, doch vermeiden Sie auch jede Uebereilung, einmal mißlungen wäre unser Unternehmen fast unmöglich geworden. — Gott schütze Sie! —"

Der junge Mensch hielt inne.

„Nun weiter!" rief Josefine.

„Ich bin zu Ende, das Blatt enthält keine Unterschrift, keine Adresse noch sonst eine Bezeichnung."

„Sonderbar!"

„Der Inhalt scheint auch Dein Interesse erregt zu haben.“

„Ich leugne es nicht, lieber Bruder, es ist so.“

Nach einer Pause fuhr Sie fort: „Weißt Du Josef, was wir thun?“

„Nun, laß hören!“

„Du nimmst daß Blatt zu Dir und bewahrst es.“

„Wozu dies?“

Wir begeben uns nicht nach Brünn, wohin wir gewollt, sondern nach Wien zum Kongreß.

„Wir Beide — zum Kongreß — ha, ha, ha — welch ein Einfall!“

Der Jüngling brach in ein herzliches Gelächter aus und die Schwester nahm keinen Anstand mit einzustimmen.

„Nur zu gelacht,“ rief sie munter, auf diesem feinen Papier steht es geschrieben, beim Kongreß wird es Feste geben, Unterhaltungen, und wo diese sind, benöthigt man Musiker.

„Natürlich die Wiener warten schon, bis wir Zwei dort eintreffen.“

„Spotte nicht, wer weiß, welch ein Glücksstern uns in der Residenz aufgeht.“

„Du hast Dich also ernstlich in die Idee vernarrt?“

„Sieh, Bruder, ich denke, dem früheren Eigenthümer mag an diesen Zeilen etwas gelegen sein, suchen wir ihn auf.“

„In dem Fremdenmeere, wie es da geschrieben steht, und noch dazu, ohne daß wir seinen Namen wissen.“

„Nur Geduld, wir fragen morgen den Kellner oder den Postschreiber nach dem Namen desjenigen Passagiers,

welcher das Zimmer Nummer Zwei vor uns bewohnt hatte. —"

„Das läßt sich hören."

„In Wien suchen wir ihn auf, haben wir ihn gefunden, so wird er uns aus Dankbarkeit an die Hand gehen."

„Und so weiter, und so weiter, unterbrach Josef die Schwester, ich schenke Dir alle ferneren sinnreichen Folgerungen; meinethalben, es sei, wir reisen zum Kongreß, doch jetzt laß uns zur Ruhe, denn ich bin sehr müde."

Die Geschwister umarmten sich, lachten und suchten die Lager.

Mitternacht war lange vorüber, im Gasthofe war als willkommenster Gast die Ruhe eingekehrt und die jungen Leute schliefen sanft und ununterbrochen dem neuen Morgen entgegen.

Zeitlich aufgewacht machten sie sich auf den Weg, erkundigten sich jedoch früher nach dem Herrn, der vor ihnen das Zimmer Nummer Zwei inne hatte.

Der Aufwärter wußte keine Auskunft zu geben, der Postschreiber schnauzte sie an, bequemte sich jedoch ihnen nach längerem Bitten den Namen Achille Montferon zu nennen.

Damit zufrieden, setzten sie darauf wohlgemuth ihre Wanderung nach Wien fort.

Eine Viertelstunde früher war jener Herr mit Extrapost abgereist, der am Abende vorher Herrn von Talleyrand anredete, hierauf von einem Strolch brüderlich

angesprochen wurde, die Postpferde auf fünf Uhr Morgens bestellte und unter den Namen Railly passirte.

Drittes Kapitel.

Beginn der Fürstentage.

Am Morgen des fünf und zwanzigsten September — es war ein heiterer Sonntag — wurden die Reisenden längs der ganzen Wegstrecke zwischen Olmütz und Wien durch Kanonendonner aufgeschreckt

Was gab es?

War etwa der Krieg wieder los, welchen man in der Person Napoleon Bonapartes bei Leipzig überwunden und durch den vor kaum vier Monden beschlossenen Pariser Frieden nach Elba genöthiget hätte?

Nein, dem war nicht so.

Der enttrohnte Kaiser schien dem Anscheine nach erschöpft, mit der Souveränetät über das winzige Eiland zufrieden, von den jüngst erlittenen Schicksalsschlägen auszuruhen; jener Kanonendonner war also nicht kriegerischer, sondern höchst friedlicher Natur.

Feuerschlünde von Olmütz bis Wien in größeren Zwischenräumen aufgestellt, verkündeten die Ankunft Alexander I. des Kaisers von Rußland in Brünn.

Eine spätere zweite Salve signalisirte dessen Zusammentreffen mit dem Preußenkönige Friedrich Wilhelm III.

in Wolkersdorf, worauf auf ein von dort gegebenes Zeichen Kaiser Franz I. in Wien seine Hofburg verließ, um die erlauchten Gäste an der Taborbrücke zu empfangen.

Zwischen zwölf und ein Uhr Mittags sollte der feierliche Einzug der Souveräne erfolgen, und die innere Stadt und alle Vorstädte hatten sich aufgethan, um ihr Kontingent zu den herbeigeströmten Massen zu stellen.

Oder hätten die Wiener etwa ruhig daheim bleiben sollen, während die ganze Garnison in größter Parade ausrückte, während die funkelnen uniformirten Bürger-Regimenter und Bürgerkorps zu Fuß und zu Pferde mit flatternden Fahnen und Standarten aufzogen und die deutsche und ungarische Garde in ihren schimmernden, kostbaren Toiletten einherstolzirten, daß jedem das Herz im Leibe lachte, besonders aber den gefühlreichen Frauen, die in die Tigerfelle der berittenen Magyaren wie vernarrt waren, muthmaßlich, weil es ihnen bekannt sein mochte, daß unter diesen Tigerdecken Herzen schlugen, die nichts weniger als tigerartige Empfindungen hegten.

Oder sollten die guten Wiener das Haus hüten, während an einem schönen Herbsttage drei mächtige Souveräne — darunter ihr eigener Landesherr — auf einmal und beisammen zu schauen waren, wie sie in brüderlicher Eintracht zusammen kamen, um sich vor Allem des errungenen Friedens zu freuen und für dessen weitere Erhaltung Sorge zu tragen?

Oder sollte ein echter Wiener nicht dabei sein, wenn sich über die Leopoldstadt ein Strom von Hunderttau-

fenden ergoß, wenn Musikchöre spielten, Trommel wirbelten, wenn namenloser Jubel erdröhnte, alle Glocken der großen Residenz ihr feierliches Geläute erschallen ließen und mehr als tausend Kanonengrüße die Luft erzittern machten, um die verbündeten Herrscher zu bewillkommen?

War das ein Wogen, Drücken und Drängen! Namentlich am Praterſterne, wo die Truppen und Bürgergarden aufgestellt waren, da regnete es Fußtritte, Rippenstöße, Pressungen, die nur zu fühlbar an die Nichtigkeit des menschlichen Körpers mahnten und die Schaubegierde mit Unannehmlichkeiten verband.

Viel behaglicher befanden sich jene Glücklichen, denen das Schicksal eine Aussicht von einem der Fenster oder Balkone der Jägerzeile gewährte, von wo sie bequem und angenehm auf das Meer von Köpfen herabschauen und sich an dem bunten, lebensreichen Schauspiel weiden konnten. Diese Bevorzugten gehörten größtentheils dem schöneren Geschlechte an, welches in auserlesenen Toiletten prangte und gleichsam die Liebe verkörperte, die das Volk auf der Gasse begeisterte.

Wohin sollen wir zuerst blicken? Die Wahl ist schwer.

Hier und dort, hüben und drüben entfalten sich wenn auch nicht überall Jugend, so doch Anmuth und Eleganz, es ist, als hätten sich sämmtliche Treibhäuser der Gesellschaft, die Salons, entleert um durch diesen Frauenflor den Herbsttag in einen wonnigen Frühlingsmorgen umzuzaubern.

Unser Auge sucht einen Halt, es bleibt an einem

Balkone haften, dessen Vorgrund eine Frauengruppe einnimmt, während rückwärts gleichsam in der Thüre einige Herren stehen, die mit einander plaudern, ohne an der Unterhaltung der Damen Theil zu nehmen.

So wie wir schauen auch mehrere der unten auf der Strasse gedrückten und gedrängten Herren nach oben und wir hören, wie der Eine, ein junger Mann, zu seinem Gefährten eben sagt:

„Ah, sieh' doch, dort auf dem Balkon steht die Baronin von Arnstein!" worauf sein Nebenmann ihm ergänzt indem er hinzusetzt: „Und ihre Schwester, die Freiin von Eskeles!"

„Richtig, so ist es, und die Dritte?"

„Kennst Du Sie nicht, es ist die Tochter der Luft?"

Was Du sprichst! Jenes schlanke, ätherische Wesen ist?"

„Die reizende Frau von Geymüller."

„Und die Vierte, wer ist der vierte Engel?"

„Den kenne Ich nicht."

„Also eine Fremde?"

„Eine Unbekannte solltest Du sagen, denn die Schönheit ist nirgens fremd und jene Dame ist mehr als schön, sie ist entzückend." —

Dieses ziemlich laut geführte Gespräch veranlaßte mehrere der Umstehenden, sich dem bezeichneten Balkone zuzuwenden auch ihre Blicke blieben, trotz der geistreichen, unvergleichlichen Schwestern, trotz der von einer Fülle von Schönheit umhauchten Tochter der Luft, wie Frau von Geymüller ob ihrer fast idealen Erscheinung häufig genannt

wurde, an jeder Dame haften, welche von den früheren Sprechern als fremd und unbekannt bezeichnet worden war.

Wir sagten, die Blicke seien an der Unbekannten haften geblieben, denn wer sie ansah, konnte sich nur mit Mühe von ihr losreißen, sie übte jene geheime simpathetische Kraft, die nicht nur anzieht, sondern auch fesselt.

Ihr niedlicher Wuchs war trotz der Ueppigkeit der Formen grazienhaft, ihr rundes Gesichtchen lieblich, der Ausdruck ihrer Physiognomie ernst und anmuthig; wer sich das sammtweiche Blatt einer weißen Kamelie vorstellt, hat einen Begriff von der Reinheit ihres Teints, dazu feingeschnittene Rosenlippen, hinter welchen zwei Reihen der tadellosesten Zähne hervorschimmerten, ein wunderhübsch geformtes Kinn mit einem jener Grübchen, wo Liebesgötter Versteckens spielten, endlich zwei Augen schwarz wie die Nacht, und strahlend wie der Tag, und darüber dunkle, in echt antiker Form gewölbte Brauen, die wie kühn gebogene Schwerter die Pforte zu hüten schienen, welche allenfalls in diesen Liebeshimmel führen konnte.

Die jugendliche Erscheinung der Dame athmete die Gluth des Südens, sie verkörperte dem Auge ein Liebeslied, nicht schüchtern, nicht girrend, sondern kühn stürmisch, wild und leidenschaftlich, wie die Fanariotin es singt, wenn sie aus räuberischen Händen in die Arme der Liebe wiederkehrt.

Es war ohne Mühe zu erkennen, daß die junge Dame eine Fremde sei, wenngleich ihre Gewänder dies nicht angezeigt hätten.

Die Wienerinnen huldigten der französischen Mode:

ihre Ueberröcke von grellbunten Gros de Naples, mit gestreiften Gazebändern aufgeputzt, die Spangen und Achselverzierungen mit Atlas gefüttert, zeigten im Schnitt jene kurzen Taillen, die dem heutigen Auge unausstehlich sind, die aber damals in höchster Blüthe standen; die Hüte ebenfalls von Gros de Naples mit Atlasrollen und Blondspitzen geschmückt, erfreuten sich jener hochaufgethürmten, froschmauligen Schirme, bei denen wir begreiflich finden, daß sie unseren Vätern so sehr mißfielen, weil sie einer stürmischen Zärtlichkeit gar gewaltige Hindernisse in den Weg legten, außerdem aber so dragonermäßig aussahen, daß sich schon zwei Jahre später, eine förmliche Koalition der deutschen Modejournale dagegen bildete, um diese Ungethüme auszurotten, was auch, freilich nur mit Mühe, gelang.

Dieser französischen Tracht gegenüber prangte die Fremde in einer Tunika von lichtblauem Sammet, worunter ein Kleid von weißem Atlas hervorschaute; den reizenden Kopf, von dem kein einziges Haar zu sehen war, verdeckte nach griechischer Weise ein perlgesticktes Häubchen, das sich an Stirne und Schläfen enge anschmiegte und durch ein in der Höhe angebrachtes Goldband nur noch fester gehalten wurde.

Rechnet man dazu die kleinen, netten Stiefelchen vom feinsten Saffian und eine reiche Beigabe von Schmuck, der den edel gebogenen Hals und die zarten Finger der schönsten Frauenhand zierten, so hat man ein beiläufiges Bild der Fremden, deren Anwesenheit auf dem Balkone vielfache Aufmerksamkeit erregte.

Die vier Damen, ohne hierauf zu achten, muthmaßlich weil sie an dergleichen stumme oder vielleicht auch an beredte Huldigungen gewohnt waren, unterbrachen ihre Unterhaltung nicht, sondern führten dieselbe mit jener Würde und Gemessenheit fort, wie es der Gebildete nie versäumt, wenn er sich beobachtet oder gar belauscht weiß.

Sie sprachen deutsch, auch bei der Fremden war dieß der Fall und zwar ohne Beimischung eines fremden Accents, mit einer Reinheit des Ausdruckes, der sie von den Wienerinnen gar vortheilhaft unterschied.

Frau von Eskeles führte eben das Wort: „Wie ich Ihnen sage, meine Verehrten, der heutige Einzug ändert an der abermaligen Verzögerung nichts, die Monarchen werden sich zerstreuen, amüsiren, der Kongreß jedoch, ich meine näm= die eigentlichen Verhandlungen, wird erst im November beginnen, mein Mann hat diese Nachricht bei Castlereagh erfahren.

Der europäische Schatzmeister und Nothnagel muß es wissen, versetzte Fanni Arnstein spitzig lächelnd.

„Der Lord bildet sich aber auch nicht wenig darauf ein bemerkte die Tochter der Luft.“

„Ladi Castlereagh vielleicht mehr als ihr Gemahl, sie soll außerordentlich hochmüthig sein: Sie wissen doch, daß sie gesonnen ist, auch hier bei den bevorstehenden Festen den Orden vom blauen Hosenbande ihres Gemahls wie ein Diadem an der Stirn zu tragen?“

„In diesem Falle werden die guten Wiener nicht ermangeln ihre Witze zu machen.“

Der Anfang dazu ist bereits geschehen, behauptete Madame Eskeles."

„Wie so, womit? fragten die Andern. — Wie Sie wissen, wohnt Lord Castlearegh auf dem Petersplatz im Hause zum „Aug' Gottes." Die Wiener behaupten nun, dem edlen Lord sei diese Wohnung durch Einfluß des päpstlichen Bevollmächtigten Kardinal Consalvi zu Theil geworden, der sich mit der Hoffnung schmeichle, den am Petersplatz im „Aug' Gottes" wohnenden Anglikaner katholisch zu machen."

„Was sagen Sie zu dem Scherz, liebe Theodora?" fragte die Baronin Arnstein sich an die Fremde wendend.

Diese nickte beifällig und erwiederte mit einer Stimme, die höchst angenehm klang: „Die Wiener Bonmots treffen immer und beleidigen selten; der Kongreß wird ihnen sattsam Gelegenheit bieten, ihre spitzen Zungen zu erproben."

„In Wahrheit, bemerkte jetzt Madame Geymüller, der Zusammenfluß ist zu groß, als daß nicht auch Thorheit und Excentricität für sich ein Plätzchen erobern sollten. Die Begierde, den bevorstehenden Festlichkeiten beizuwohnen, ist außerordentlich, man weiß aber im Voraus, wie schwer es sein wird, Zutritt zu erhalten und wie besonders bei den Hof-Festivitäten nur die hervorragendsten Namen ein Plätzchen finden werden, da ist man nun auf Auswege gerathen; wer nur immer reiten kann, bewarb sich um Stallmeisterposten, Glieder aus den angesehensten Familien drängten sich um Hofdamen- und Kammerherrnstellen, ja noch mehr, viele reiche Bürger, um

nur den Wunderdingen, die da kommen werden, nahe zu sein, boten sich auf die Dauer des Kongresses für die Livree an und Sie dürfen gar nicht erschrecken, in manchem der Lakaien einen Hausherrn zu sehen, der gestern noch die Finger voll Brillanten und drei Uhren in den Taschen trug, der aber heute wohlgemuth auf dem Bock oder hinter dem Stuhl eines Diplomaten steht, — um morgen prahlen zu können: Da bin ich auch dabei gewesen."

„Was Sie da sagen?"

„Ist wahr; um nur Ein Beispiel von vielen anzuführen: kennen Sie den Herrn von Bart?"

„Den reichen Lieferanten?"

„Bitte, nicht Lieferant, sondern Fuhrmann, seinem Genie verdankte die Armee ihr Fortkommen, das heißt, er besorgte die Pferde für sie und wurde reich dabei. Dieser gute Herr Bart setzte sichs nun anfangs in den Kopf, einen Diplomaten ins Haus zu bekommen, in dessen nächster Nähe er den Stand der politischen Angelegenheiten brühwarm zu erfahren und durch dessen Protektion er bei manchem der Feste ein Plätzchen zu erobern hoffte. Vergebens, Barts Haus liegt außen, wer weiß in welcher Vorstadt, und die Diplomatie liebt es, hübsch beisammen und in der Stadt zu wohnen, der reiche Fuhrmann sollte daher auf seinen Lieblingswunsch verzichten."

„That er es?"

„Nein, er suchte ihn in einer anderen Weise zu erreichen, er ist, versteht sich nur provisorisch, Lakai geworden."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch, in der Rothenthurmstraße im Müller=schen Gebäude wohnt der Herzog von Sachsen=Weimar und Herr Bart ist einer seiner Diener.“

Die Damen lachten, die bisher isolirten Herren näherten sich ihnen und forschten nach der Ursache ihrer Heiterkeit.

Ihr Wunsch sollte eben befriedigt werden, als ein vermehrtes Gedränge auf der Straße die Unterhaltung unterbrach und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich lenkte.

Wie bereits erwähnt, war die Jägerzeile von einer Masse herbeigeströmter Neugieriger besetzt, die des Einzuges der verbündeten Herrscher harrten.

Das Schmettern eines Posthorns machte die Menge auf eine sich nahende Reisekutsche aufmerksam, welche die Wogen des Menschenmeeres vorsichtig durchschnitt, um in eines der Häuser zu gelangen.

Die kurze Fahrt war mühselig und gefahrvoll, die Massen mußten sich noch mehr zusammenpferchen, um dem Wagen Raum zu geben; darüber entstand nun ein Murren und Schimpfen, welches anzuhören eben nicht angenehm war. Endlich gelangte der Wagen an sein Ziel und bog in das Haus fast gegenüber dem Balkone, den unsere Gesellschaft einnahm.

„Der Fremde, bemerkte Madame Eskeles, kann von Glück erzählen, daß er wohlbehalten durch das Gedränge kam.“

„Wer mag er sein?“

„Vielleicht ein Notabilität des Kongresses.“

„Wem gehört das Haus, wo er einkehrt?“

„Es ist das Hotel Rosenberg. Die Wohnung war für ihn wahrscheinlich bestellt.

Nach wenigen Minuten erschien an einem der Fenster des Rosenberg'schen Hotels, und zwar im ersten Stocke, ein Herr in Reisekleidern; der eben Angekommene hatte eiligst den Reisewagen verlassen, um vom Fenster aus das Schauspiel auf der Straße mit anzusehen.

„Ah, sagte Fanny Arnstein, das ist wahrscheinlich der neue Kongreßgast, der eben anlangte.“

Alle sahen hin.

Die reizende Fremde, welche wir Theodora nennen hörten, hatte den Herrn kaum erblickt, als sie einen Schrei des Schreckens ausstieß und in das Gemach zurücktaumelte.

Fast in demselben Momente ertönte Musik, Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei.

Der Herr am Fenster des Rosenberg'schen Palais schaute finster nach dem Balkone, den die Damen so eben in Bestürzung verlassen hatten.

Wir kennen ihn bereits; es ist derselbe, der am Abende vorher in Hollabrunn mit dem Fürsten Talleyrand und John Bretton verkehrte, derselbe, der einen Kredit von einer Million Gulden auf das Haus Arnstein bei sich führte und sich Raily nannte.

Der Jubel zog sich vom Pratersterne immer näher heran.

Das Getöse war ungeheuer, die Begeisterung unbeschreiblich.

Die drei Monarchen, gefolgt von einer unübersehbaren Menge von heimischen und fremden Würdenträgern, ritten langsam und majestätisch einher.

Diese hochfeierliche Stunde bildete den Beginn jener Fürstentage, die in einer Reihe glanz- und prachtvoller Tage über Wien herauftauchten, um die blendende Hülle jenes historischen Kernes zu bilden, den die Geschichte „den Kongreß zu Wien" nennt.

Viertes Kapitel.

Noch ein Einzug in Wien.

Im Gewoge in der Taborstraße bemerken wir zwei junge Leute, ein Mädchen und einen Jüngling. Ihr Gang zeugt von Ermüdung, ihre Kleider sind bestaubt, man sieht, daß sie von weither kommen und daß sie ihre Reise zu Fuße gemacht. Der Jüngling trägt nach Art der Handwerksbursche ein ledernes Ränzchen auf den Rücken, und das Mädchen ist mit einem verhüllten Instrumente belastet, an dessen Umrissen man augenblicklich eine Harfe erkennt.

Der Tag, an dem die Zwillinge — der Leser wird wohl gleich die jungen Spielleute aus Hollabrunn erkannt haben — in der Residenz ihren Einzug hielten, war Donnerstag der 29. September.

Eine Reise zu Fuß geht gar langsam von statten,

besonders wenn man von Dorf zu Dorf aufspielen muß, um Geld zu verdienen. Außerdem hatten die Geschwister keine Eile, sie reis'ten daher mit Muße und billig.

Die jungen Wanderer schritten die Taborstraße unbeachtet dahin, und zwar in der Richtung gegen die innere Stadt zu.

Wohin? Sie wußten es selbst nicht, sie waren auf's Geradewohl nach Wien gekommen, sie wollten es nun auch den Zufalle überlassen, für ihr erstes Obdach zu sorgen. Die hohen Gebäude, die Pracht der Kaufläden, die rastlose Bewegung und der Lärm der Straße brachten auf Beide einen fast betäubenden Eindruck hervor, daher sie auch kein Wort sprachen, sondern ihren Gedanken nachhängend, stumm dahin schritten.

Plötzlich blieb Josef stehen.

„Nun, liebe Schwester," sagte er, „sind wir in Wien. Wir sind also glücklich auf dem Kongreße angelangt!" setzte er ironisch hinzu.

Josephine lachte, wurde jedoch plötzlich ernst und sagte:

„Soll dies etwa ein Vorwurf sein, weil ich die Hieherreise vorschlug?"

„Bewahre, Schwesterchen, wie kannst Du mich für so herzlos halten! Ich wollte Dich nur fragen, wohin wir uns in dieser großen Stadt zuerst wenden sollen?"

„Darauf, lieber Josef, vermag ich freilich nicht zu antworten. Was meinst Du?"

„Ich," erwiederte er, „denke, daß wir, nun, gerade

heraus, ich weiß selbst nicht, was ich meinen, was ich rathen soll."

Hierauf sagte Josefine:

„Wir sind also Beide um eine Auskunft verlegen, gut denn, gehen wir weiter, vielleicht fällt uns später etwas ein."

Und sie gingen weiter.

Nach einer Weile blieb aber das Mädchen stehen, und der Bruder machte nun ebenfalls Halt.

„Lieber Josef," sagte sie, „siehst Du die Menge Leute?"

„Ei freilich, nicht nur Leute, sondern auch eine Menge Wagen sehe ich, und Alles fährt und wälzt sich über die Brücke herüber und biegt nach jener Seite ein, die links vor uns liegt."

„Was mag es nur dort geben?" fragte das Mädchen nicht ohne ängstliche Besorgniß.

„Wir wollen uns erkundigen.

„Thu' es, lieber Josef."

Der junge Mensch redete den Nächsten der Vorübergehenden an.

„Geehrter Herr," sagte er, „darf ich fragen, wohin die vielen Menschen ziehen, die dort über die Brücke kommen?"

Der Gefragte, der, wie alle Wiener, wenn sie auf der Straße sind, sehr eilte, antwortete:

„Im Prater ist Feuerwerk, der Kongreß wird auch dabei sein," und schoß weiter.

„Hast Du gehört, Josefine?"

„Ja!"

„Da nun zu Ehren der Kongreßmitglieder im Prater ein Feuerwerk abgebrannt wird, so —"

„Nun weiter!"

„So gehen wir auch in den Prater."

„Meinethalben, gehen wir dahin; aber lieber Bruder, wo liegt denn der Prater?"

„Ich denke, wir lassen uns, ohne weiter zu forschen, von dem Menschenstrom mit forttragen."

„Richtig," versetzte Josefine mit einem Anfluge von Laune, „lassen wir uns forttragen; doch hab' Acht, daß wir von den Wellen nicht auseinander gerissen werden."

„Das soll meine Sorge sein."

Die Geschwister schritten nun wieder vorwärts, und fort ging es in dem Gewühl. Sich eng aneinanderschmiegend bewegten sie sich zwischen den Menschenwogen weiter, und Mancher Ungeduldige oder Unvorsichtige rannte an den verhüllten Harfenkopf, den Josefine nach rückwärts trug, damit er gegen einzelne Anprallende gleichsam als Eisbrecher diene.

Man langte in der Mitte der Jägerzeile an, da bemerkte Josef einen Herrn, der sich offenbar viele Mühe gab, ihm, oder vielmehr seiner Schwester, zur Seite zu bleiben.

Der Mann, vielleicht vierzig Jahre alt, war klein, dick, hatte ein paar kurze Dachsbeine, und einen großen eckigen Kopf, der jedem Phrenologen einen Festtagsschmaus geboten hätte. Sein volles Antlitz war hochroth gefärbt und zeigte die leise Spur einer Schmarre, welche quer

über die Stirne lief. Er trug eine Kniehose von schwarzem Manchester mit Silberschnallen, Kanonenstiefeln, einen Kaputrock von armeegrauem Tuche, im Schnitt jenen Röcken ähnlich, wie unsere Landwehr sie im Jahre 1809 trug, einen englischen Hut, so nannte man damals jene Hüte, die unseren Cylindern an Form nahe kamen und einen Zopf. In seiner Rechten hielt er ein mächtig dickes Hispania-Rohr, dessen Knauf und Spitze von Silber waren.

Dieser Mann nun hielt sich den Geschwistern hart zur Seite, und so oft der junge Mensch einen Schielblick nach ihm warf, begegnete er dessen Auge, welches entweder ihn oder die Schwester anstierte.

Josef, den diese Aufmerksamkeit unangenehm berührte, suchte durch Wendungen und forcirte Schritte aus der Nähe des Zudringlichen zu kommen, allein der Mann mit den Kanonenstiefeln segelte ihm sehr geschickt nach, und behauptete seine Nähe.

Man langte am Praterſterne an.

„Sieh doch, Brüderchen, wir kommen jetzt in einen Wald," sagte das Mädchen mit sichtbarer Ueberraschung.

„Das wird wahrscheinlich der Prater sein," bemerkte er.

„Ach wenn wir nur bald an Ort und Stelle wären," seufzte die Schwester, „ich bin sehr müde."

„Wünschest Du ein wenig auszuruhen?"

„Wenn ich wüßte, daß wir das Feuerwerk nicht versäumen."

„Die Sonne ist noch nicht unter, wir werden daher noch zeitlich genug kommen," erwiederte Josef, dessen

Blick abermals jenen des aufmerksamen Begleiters kreuzte. Er ergriff eine sich plötzlich darbietende gute Gelegenheit, ihm auszuweichen und seiner los zu werden.

Die Geschwister, statt sich mit dem Strome gradaus fort zu bewegen, nahmen ihre Richtung nach links, wo sie sich auf einem der abseitigen Rasenplätze nieder zu lassen gedachten; aber siehe da, der Mann mit den Kanonenstiefeln bog wie sie ebenfalls nach links ein. Nun war es gewiß, er wollte die Geschwister nicht aus den Augen verlieren.

Der junge Mensch wurde verlegen, was wollte der dicke Herr? Welche Ursache bewog ihn zu dieser Verfolgung? Einen Moment lang war Josef entschlossen, ihn anzusprechen; er unterließ es jedoch, um der Schwester, die bisher von dem Allem nichts bemerkte, keine Unruhe zu bereiten.

Auf dem Rasenplatze angelangt, ließ Josefine ihre Harfe von der Schulter gleiten und beeilte sich an deren Seite Platz zu nehmen, der Bruder wollte eben ihrem Beispiele folgen, da trat der ofterwähnte Mann auf ihn zu und sagte mit einer sehr heiseren Stimme: „He, meine lieben Kinder, wenn ich nicht irre, seid Ihr erst zugereist?"

„So ist es," entgegnete Josef und suchte die Schwester, die sich erheben wollte, durch einen Blick zu beruhigen.

„Ihr seid Spielleute?"

„Ja, mein Herr, ich spiele die Flöte und meine Schwester die Harfe."

„Woher seid Ihr?"

„Aus Deutschböhmen.“

„Wart Ihr schon je in Wien?“

„Nie.“

Bei dieser Antwort machte der Heisere mit den Kanonenstiefeln eine Pantomime, als ob er sagen wollte: „Das kommt mir erwünscht!“ zog eine Tabacksdose aus der großen Rocktasche, nahm mit Eifer eine Prise Spaniol und setzte dann sein Examen fort.

„Ihr seid doch wohl des Kongresses wegen nach Wien gekommen?“

Die Zwillinge lachten laut auf und Josef rief: „Fürwahr, Sie haben es errathen!“

„Ihr wollt also Geld verdienen?“

„Je mehr, desto besser.“

„Habt Ihr schon einen Platz?“

Die jungen Leute sahen den Heiseren fragend an und dieser fuhr fort: „Ich meine, ob Ihr schon eine Unterkunft habt?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Ihr seid auch noch durch keinen Vertrag, hier oder dort spielen zu müssen, gebunden?“

„Ach, davon war noch keine Rede.“

Der Mann nahm wieder eine Prise, nickte zufrieden mit dem Kopfe und fuhr fort: „He, meine lieben Kinder, wie wärs, wenn ich Euch nicht nur eine Unterkunft, sondern auch Gelegenheit verschaffte, Geld zu verdienen?“

„In diesem Falle würden wir Ihnen sehr dankbar sein.“

„Ihr nehmt also mein Anerbieten an?“

Die Geschwister blickten sich unentschlossen an, dann sagte Josef: „Ich bitte, bester Herr, unser Schwanken nicht ungütig zu deuten, wir würden recht gerne einwilligen, wenn wir wüßten, mit wem wir die Ehre haben."

„Bravo, junger Mensch, unterbrach ihn der Andere, man will sich nicht wegwerfen, das gefällt mir, man hat Ehre im Leibe, das ist ein tüchtig Kapital, wir werden uns schon einigen, bin kein Lump, Ihr könnt mir schon vertrauen, kommt mit, daheim wollen wir uns näher kennen lernen und ausführlich mit einander sprechen."

Das Mädchen erhob sich, nahm die Harfe und sagte: „Wohlan Bruder, folgen wir dem Herrn."

„Meinethalben folgen wir ihm."

„Thut es, und Ihr werdet es nicht bereuen."

„Wir wollen aber das Feuerwerk mit ansehen," erinnerte der Jüngling.

„Das könnt Ihr vom Bodenfenster meiner Hütte bequem mit anschauen."

„Wie, Sie wohnen also —"

„Im Prater, antwortete der Heisere kurz, jetzt kommt."

Das Kleeblatt nahm die Richtung gegen die Hauptallee. —

Der Abend war mittlerweile herangerückt, die Strömung nach dem Feuerwerksplatze dauerte fort und unsere Bekannten konnten nur langsam vorwärts gelangen.

„He, Kinder, wendete sich der Mann plötzlich den Geschwistern zu, wir wollen die günstige Gelegenheit nicht unbenützt lassen, machen wir hier auf dieser Erhöhung Halt."

„Wozu dies?" fragte Josef.

„Wir wollen den Kongreß an uns vorüber ziehen lassen."

Unsere Leser werden schon bemerkt haben, daß man damals in Wien die große diplomatische Versammlung als eine Einheit unter der Bezeichnung: „Der Kongreß" personificirte; heute besuchte der Kongreß das Feuerwerk, morgen fuhr der Kongreß auf die Jagd u. s. w., und wenn auch ein großer Theil der eigentlichen Kongreßmitglieder abwesend war, es hieß doch immer: „der Kongreß," besonders wenn einige der Monarchen sich einfanden.

Die Geschwister fügten sich recht gerne dem Antrage des Heiseren und sie standen auch nicht lange auf der Erhöhung, als ein unermeßlicher Jubel sich heranwälzte.

„Was ist das?" fragte Josefine neugierig.

Die Monarchen kommen, lautete die Antwort. „Kinder Ihr müßt auch Vivat rufen, ich kann heute leider nicht, ich habe noch meinen Text vom Einzuge am Sonntage her, da hab ich mich heiser gejubelt. Ah, da kommen sie schon, hol der Kuckuck die Heiserkeit schreit mit mir, Kinder: Vivat unser Vater Franz, Vivat Alexander, Vivat Friedrich von Preußen, Vivat der Kongreß!"

Trotz seines sehr angegriffenen Organes konnte sich unser Mann nicht enthalten, mitzurufen, wobei er ganz entzückt seinen Englischen um den Kopf schwang und mit dem spanischen Rohre in der Luft herumfuchtelte.

„Wer ist der Herr, der vorausreitet?"

„Se. Excellenz der Oberststallmeister Fürst von Traut-

mannsdorf, erklärte der Heisere, mit kaiserlichen königlichen Stallmeistern. Vivat der Trautmannsdorf!"

„Jetzt kommt ein Sechsspänner," bemerkte Josef.

„Darin sitzen obenan unsere Kaiserin und die Kaiserin von Rußland, gegenüber Höchstdero Gemale, Vivat die Kaiser und Kaiserinnen!"

„Jetzt kommt der zweite Wagen."

„Obenan, bemerkte der Heisere wieder, sitzt die Königin von Baiern mit der Königin von Dänemark, gegenüber die Könige von Preußen und Baiern. Vivat Dänemark, Preußen und Baiern, Vivat!"

„Ah, ah, was ist denn das für ein Wagen?"

„Kinder, seht Euch den Wagen gut an; ah, eine Stockung, die kömmt erwünscht, der Wagen muß halten, Ihr habt Zeit, ihn genauer zu betrachten; der dicke Herr drin ist Seine Majestät der König Friedrich von Würtemberg."

Die eigene Equipage, deren sich der sechzigjährige Fürst bediente, war höchst eigenthümlich.

Die auffallend niedrige Kalesche hatte einen offenen muschelförmigen Kasten, in dessen weitem Bauche eine stark beleibte Person Raum hatte; dieses Gefährt wurde von vier Braunen gezogen, von denen die Stangenpferde lange Schweife und die Vorlegpferde Stutzschweife hatten. Jedes Pferdepaar ward von einem Jokey gelenkt, diese Reitburschen trugen grüne Käppchen, scharlachrothe Westen mit gelben Aermeln.

Die Ursache, welche die erwähnte Stockung bewirkt hatte, war gehoben, der Zug bewegte sich vorwärts, allein

die Geschwister konnten ob der herabbrechenden Dunkelheit nichts mehr wahrnehmen und baten ihren Begleiter, an das Feuerwerk nicht zu vergessen. Dieser machte sich flugs auf den Weg, indem er sagte: „Auch recht, Ihr sollt den Stuwer bewundern, so heißt nämlich der Mann, der die feurigen Dinge verfertiget.“

„Wohin gehen wir also?“ fragte Josefine.

„In meine Hütte, zum „Landwehrmann“ beschildet, ihr müßt nämlich wissen, Kinder,“ fuhr der Mann fort, welchen der Enthusiasmus wärmer, folglich auch gesprächiger und mittheilsamer gemacht hatte, „Ihr müßt wissen, daß ich Anno neun bei Ebelsberg und Aspern mitgefochten habe, daß ich an jenem unvergeßlichen Pfingsttage von einem Chasseur diesen Hieb da“ — er deutete auf seine Stirnnarbe — „erhielt, und daß ich seitdem im Winter einen Wein- und Bierschank in der Vorstadt Laimgrube, und im Sommer eine Wirthschaft im Prater betreibe, das heißt, ich bin Gastwirth und heiße Johann Sinzinger.“

Die Geschwister erfuhren nun auf einmal so viel als hinreichte, sie aufzuklären und zu beruhigen.

Sie hatten es mit einem Geschäftsmanne zu thun, der ihnen und dem sie nützlich sein konnten; sie hatten eine sichere Unterkunft, eine Gunst des Schicksals, welche sie hoch genug anschlugen, denn es war für zwei junge, in Wien unbekannte Leute, besonders ein schönes jungfräuliches Mädchen, keine leichte Aufgabe, in Wien zur Kongreßzeit, in diesem Gewühl, wo Alles vollgestopft und

vollgepfropft war, eine ehrbare Unterkunft zu suchen und zu finden.

Was anderseits Herrn Sinzinger betraf, so wußte er sich jederzeit für sein Thun und Lassen genügende Rechenschaft zu geben. Er hatte die beiden Geschwister im Gewühle bemerkt, beobachtete sie, forschte aus und nahm sie mit sich. Was er mit ihnen im Plane hatte, werden wir bald erfahren.

Die Schenkwirthschaft des Herrn Sinzinger „zum Landwehrmann" beschildet, war derart gelegen, daß man in der That von deren Bodenfenster aus eine Aussicht auf den Feuerwerksplatz hatte.

Sie bestand aus einer jener luftigen Hütten, die weder vor Sturm noch vor Sonnenbrand schützen, und die nur aufgeführt scheinen, um anzudeuten, daß der freie Platz vor ihnen zum Empfange von Gästen geneigt sei, zu welchem Zwecke Tische und Bänke bereit stehen, so schmucklos, als ob sie vom ersten, das heißt vom Ur-Zimmermanne der Erde, der zugleich als Schiff- und Weinbauer excellirte, zusammengenagelt worden wären.

Das Innere der Landwehrmanns-Hütte bestand aus einem Schankzimmer, einer Küche und einem Kabinette; von diesem aus führten einige Stufen in ein kellerartiges Loch, wo die Wein- und Bier-Vorräthe gelagert waren.

Als Herr Sinzinger mit seinen jungen Begleitern bei der Hütte anlangte, sagte er zu ihnen: „Ihr braucht nicht zu erschrecken, Kinder, daß es bei mir so leer ist, das ist nur heute der Fall, weil Alles, was gesunde Beine hat, zum Feuerwerk rennt und dann zurück in die Stadt

strömen wird, um die Beleuchtung zu Ehren des Kongresses mit anzusehen. Ein anderes Mal geht es bei mir gar lustig her und Ihr werdet keine Ursache haben, unzufrieden zu sein."

In diesem Sermone sich selbst unterbrechend, kreischte er: „Ah, Sapperment, es kracht schon, macht, daß Ihr auf den Dachboden kommt, um das Feuerwerk nicht zu versäumen."

Bei diesen Worten zeigte er den Geschwistern eine hölzerne Treppe, welche die Küche mit dem Boden verband, diese huschten sie hinauf und standen gleich an einer Luke, um die Stuwer'schen Wunder mit anzusehen.

Der Feuerwerkskünstler hatte sich aber auch zusammengenommen, um den Namen seines Vaters, der schon unter Kaiser Josef dem Zweiten mit Wind und Wetter zu kämpfen hatte, Ehre zu machen.

Sechs Fronten wurden abgebrannt, ihre Titel lauteten der Reihe nach: „Ein Blick in die Zukunft", die „profetischen Gestirne", „das Höchste des Lebens", „der Zirkel der Freude", „Europa's Völkerdank" und „der Gürtel der Eintracht."

Die jungen Leute waren ganz Auge! Die farbigen Feuer, die himmelan zischenden Raketen, die Schwärmer, Räder und Garben, die Millionen Funken, die aufflogen und wie ein Feuerregen wieder herabfielen, die Embleme und Chiffern, welche wie von Brillanten gebildet aus dem Nachtdunkel herüber schimmerten, die donnerähnlichen Schläge, welche die Kanonaden bildeten, kurz das ganze prachtvolle, nächtige Schauspiel riß sie zu Staunen und

Bewunderung hin und die Geschwister stimmten an ihrem Bodenfenster freudig in den Jubel ein, der mehr als tausendstimmig vom Feuerwerksplatze herüber dröhnte.

Geblendet von dem Lichtglanze fanden sie kaum den Weg zur Treppe.

Als Herr Sinzinger ihre Absicht herab zu kommen vernahm, eilte er zu ihnen hinauf und flüsterte ihnen zu: „Kinder, es werden sich wahrscheinlich, da das Feuerwerk zu Ende ist, einige Gäste einfinden, ich will nicht, daß ihr heute schon gesehen werdet, thut mir daher den Gefallen und bleibt auf dem Boden, ich werde euch gleich mit Speise und Trank versehen lassen und da ihr müde seid, so könnt ihr auf den Strohmatratzen schlafen, die dort in der Ecke liegen.

Die Geschwister fügten sich dem Begehren und bald darauf nachdem sie sich gesättigt, ruhten sie auf dem einfachen Lager, nur durch ein luftig Dach von dem Himmel und seinen Sternen getrennt, dessen Schutz sie sich brünstig empfahlen, bevor der Schlaf ihre müden Augen schloß.

Arme Kinder!

Sie haben sich in den großen Strom hinein gewagt, der schon manches Lebensglück mit sich fort in die Tiefe riß, der aber auch schon manches schwanke Schifflein wohlerhalten an's heiß ersehnte Ziel schaukelte; welches von diesen beiden Loosen wird den armen Waisen beschieden sein?

Fünftes Kapitel.

Auf der Bastei.

Der Nachmittag ist heiter und angenehm, die Bewegung in der Stadt äußerst lebhaft.

Welch ein Zusammenfluß von Pracht, Eleganz, von Ansehen und Reichthum.

Es scheint, als hätte Europa Alles, was es an Hoheit und Schönheit, an Geist, Macht und Ruhm besaß, nach Wien gesendet.

Die österreichische Residenz beherbergte hunderttausend Fremde in ihren Mauern, darunter siebenhundert Abgeordnete zum Kongresse. Und welche Gäste waren dies! Ein Kaiser und vier Könige, Prinzen und Herzoge, Fürsten und Grafen, Kardinäle und Bischöfe, Feldherrn und Minister; alle Länder des Welttheils waren vertreten, nicht nur durch Männer, sondern auch durch Frauen, von jenen angefangen, deren Locken Kronen schmückten, bis hinab zur ehrbaren Gemalin des Syndikus, der aus Bremen oder Lübeck nach Wien kam, um für einige Hunderte das Wort zu führen, wo es sich um das Wohl von Millionen handelte.

Welch ein Kaleidoscop aller europäischen Uniformen und Orden, welch' ein Gemisch von Nationalitäten, Ständen und Würden! Wien schien sich verdreifacht zu haben.

Prachtvolle Karossen durcheilen ohne Unterlaß die Straßen der Stadt; voraus keuchen die phantastischen mit wallenden Straußfedern aufgeputzten Laufer, sie balanciren ihre Tambourmajors-Stöcke und warnen die

unvorsichtigen Fußgänger, welche zu Tausenden auf den Beinen sind, sei es in Geschäften oder als Gaffer und Müßiggänger. Gewandte Reiter lassen ihre Rosse durch die Straßen courbettiren und blinzeln liebelustig nach gewissen Fenstern, von wo aus sie gerne bemerkt sein möchten. Mittendurch wälzt sich das unzählbare Heer der Bediensteten aller Klassen, das Geflimmer ihrer Livreen und die Wappen ihrer Herrschaften zur Schau tragend.

Die Bewegung in der Stadt beginnt am Morgen und endet spät in der Nacht, oder manchmal auch gar nicht, wenn dem Kongresse zu Ehren Bälle und Redouten gegeben werden.

Wohin man sich kehrt, ist Alles überfüllt. Gärten Plätze und Spaziergänge, Salons, Theater und Cafés, kurz überall wo es etwas zu sehen und zu hören gibt, strotzt es von Besuchern, besonders dann, wenn man hoffen durfte, Fürsten, Helden oder Diplomaten anzutreffen.

Man hätte nun meinen sollen, das Leben in Wien werde durch den Zusammenfluß all dieser verschiedenen und fremdartigen Elemente seine weltbekannte Eigenthümlichkeit einbüßen und sich in ein charakter- und bezeichnungsloses Chaos auflösen, aus dem es sich am Ende dieses großen politischen Kirchtages nur schwer herauszuschälen vermöchte; dem war aber nicht so. Die Atmosphäre des specifischen Wienerthums umwob Franzosen, Engländer und Deutsche, Russen, Dänen, Spanier u. s. f. mit einem solchen Zauber österreichischen Wohlbehagens und vaterländischer Genußsucht, daß Ost und West, Nord und Süd fast ohne es zu wollen oder zu wissen seine

heimischen Gewohnheiten bei Seite setzte und den Göttern des gemüthlichen Wiens huldigte. „Nicht Wien war in Europa, sondern Europa in Wien aufgegangen!"

An dem schönen Nachmittage, dessen wir erwähnten, konnte man auf der Bastei, wie immer, wenn das Wetter es gestattete, zahlreiche Spaziergänger sehen, die sich im Scheine der Herbstsonne ergingen und in dieser oder jener Sprache mit einander plauderten, je nachdem sie diesem oder jenem Lande angehörten.

Der greise Mann dort, trotz seines hohen Alters noch rüstig und frisch einherschreitend, mit dem frommen Blick, dem sittsamen Wesen, es ist Herr Isak Heard, erster Wappenkönig des Hosenbandordens, der eigends von London nach Wien gekommen war, um Kaiser Franz I. mit dem genannten Orden zu bekleiden, welche Feierlichkeit schon am 21. September mit dem größten Pompe vor sich gegangen war.

Kaum zehn Schritte hinter ihm schreitet ein junger Mann, in der Uniform eines russischen Generals, die Brust mit Orden bedeckt, einher. Es ist der Sohn eines walachischen Hospodars, der bei der Absetzung seines Vaters durch eine Palastrevolution in Konstantinopel, den Wächtern des Serails nur mit Mühe entschlüpfte und in Rußland Schutz und eine glänzende Carriere fand.

Welch eine herrliche jugendliche Gestalt, schade, daß der Krieg für die Ehren und Würden, die er ihm gebracht, sich gleich bezahlt machte, indem er ihn — es war bei Bautzen — eines Armes beraubte. Es ist der Fürst Alexander Ypsilanti.

Seine Physiognomie ist edel, das Auge sinnend. Gedenkt er der Demüthigungen, die er noch vor fünf Jahren als Fähnrich vom Großfürsten Constantin erduldet, oder ist er mit einer seiner zahlreichen Galanterien beschäftigt, welche in Wien die Behauptung in Schwung brachten: Prinz Ypsilanti sei der einzige, der Liebesbriefe in allen Sprachen empfange und er, der Einzige, könne sich rühmen, zu jeder Stunde des Tages ein Rendezvous zu haben. Oder mochte ihn in diesem Momente, wo er den Höhepunkt seines Glückes erreicht hatte, eine Ahnung seiner düstern Zukunft beschleichen?

Plötzlich macht er einen Schritt bei Seite und läßt zweien Herren Raum, die an ihm vorüberschreiten. Er grüßt mit militärischem Anstande den Rechtsgehenden, und wirft dann dessen Begleiter einen freundlichen Blick zu.

Der Eine in Civilkleidern ist eine schmale, kleine Gestalt mit einem blassen Gesicht, dessen eckige Stirn nur spärlich mit weißblondem Haupthaar bedeckt ist. Die Augen sind lebhaft, die Nase spitz, das Kinn ein wenig hervorgebogen, der Charakter der ganzen Physiognomie kennzeichnet einen Gelehrten, einen Mann von Geist, Lebhaftigkeit und Wohlwollen. Er trägt hohe Stiefel, einen mohrengrünen Rock, eine schwarze Cravate und einen englischen Hut; während des Gehens stützt er sich auf ein Spazierrohr.

Der eben Geschildete, den Armen Wiens, die er rastlos beschenkte, den Bittstellern aller Art, deren Gesuche er stets befürwortete, wohlbekannt, deßhalb auch allgemein der „gute brave Herr" geheißen, war Friedrich Chri-

stian, König von Dänemark und der ihn begleitende österreichische General, der ihm für die Dauer des Kongresses beigeben wurde, der bekannte Lustspieldichter Steigentetsch.

Abseits und bescheiden, wie es deutschen Naturen stets eigen und angeboren, schreiten zwei Männer und thun sehr gründlich und sehr wichtig miteinander; ihre schlichten Hüllen verrathen nicht im entferntesten den Einfluß, den sie üben, der Eine durch seine „Augsburger allgemeine Zeitung“ und durch den von ihm in Hamburg herausgegebenen „Deutschen Beobachter,“ der Andere durch seine staatsmännischen Fähigkeiten und kühnen Reden, welche später am Bundestage und auf den darmstädtischen Landtagen gar oft mit Kopfschütteln angehört wurden; sie sind Hr. Doktor Cotta und Hr. v. Gagern.

Ersterer kam um vom Kongreß Abhilfe gegen den Nachdruck zu erlangen, letzterer war von Seiten der Niederlande mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtiget. Was sie in diesem Augenblicke besprechen? Vielleicht grübeln sie den Ursachen nach, warum die Herren von Gentz und Humboldt trotz des schönsten Wetters noch niemals auf der Bastei, diesem Orte der diplomatischen Rendezvous gesehen worden sind; vielleicht auch kritisiren die beiden Germanen einen unliebsamen Vorfall, der eben in allen Salons von sich reden machte und dessen Hauptakteur Freiherr von Stein war. Der ehrbare Abgesandte eines kleinen herzoglichen Hofes, von Gestalt klein und unansehnlich, der aber zu Hause von Bedeutung war, und

gar große Schritte an seinem Hofe machte, hatte das Unglück, zu dem gähen, heftigen Minister, der in der oberen Bräunerstraße im Wetzlarschen Hause wohnte, eingelassen zu werden, als dieser eben allein sein wollte.

Stein hört sich kaum von einem ihm Unbekannten demüthig angesprochen, so springt er auch schon auf, faßt ihn, ohne ein Wort zu reden, am Genick, dreht ihm mit einem Ruck gegen die Thüre und schleudert ihn hinaus.

Dies Alles geschah schnell wie der Blitz. Der Beleidigte forderte Genugthuung, und die Unterhandlungen, die sich in diesem Momente noch in der Schwebe befanden, wurden sehr lebhaft geführt; der später erfolgte Ausgleich lieferte das Resultat, daß der jähzornige Diplomat sich zu einer Abbitte bequemen mußte.

Dort schreitet ein Paar, Herr und Dame, steif und gemessen einher. Man sollte meinen, sie kämen eben von irgend einem Maskenballe, so fantastisch sind sie aufgeputzt. Wer sich die Hoffart personifizirt denkt, der hat die fabelhaft geschmückte Dame, wie sie leibt und lebt. An Größe überragt sie den Gemal an ihrer Seite, dessen hagere Figur mit kurzen mageren Beinen und langem Oberleib mit der eckig-hohen Stirne, jedes persönlichen Reizes entbehrt. Sein Antlitz, lang und langweilig, vermögen selbst die beweglichen Augen nicht zu beleben; die beiden Herrlichkeiten spazieren stolz einher, er seine Sorgen hinter einem gleichgiltigen Gespräch verbergend, sie voll Hochmuth und Anmaßung. Es sind Lord und Ladi Castlereagh.

Seine Herrlichkeit liebte es, viel zu sprechen, vielleicht um wie Talleyrand es gehalten haben wollte, hinter den

Worten seine Gedanken zu verbergen, vielleicht auch, weil er das Bedürfniß fühlte, in seiner Rede den Abgang der Qualität durch die Quantität zu ersetzen. Die englischen Pfunde verliehen ihm auf dem Kongresse Gewicht. Bei einer stürmischen Kongreßverhandlung fragte Lord Castlereagh einen Gegner: „Wollen Sie den Krieg"? — „Vielleicht, mein Herr!" lautete die Antwort. — Darauf erwiederte der englische Minister kalt: „Ich wußte noch nicht, daß man gewohnt ist, ihn ohne englische Guineen zu führen!" dies war seine kürzeste und schlagendste Replik.

Wer hätte in diesem Momente zu denken gewagt, daß Lord Castlereagh einige Jahre später die Tage seines Lebens mit einem Auftritte schließen werde, der das Schauspiel in ein Trauerspiel umwandelte und den Staatsminister zum Selbstmörder herabsinken ließ.

Doch fahren wir in unserer Musterung fort.

Sieh da, ein netter Mann mit einem Spitzbärtchen und einem überaus klugen Gesichte, seine Züge lassen den orientalischen Ursprung nicht verkennen, die Nase, die Lippenbildung, der Schnitt des Mundes, Alles verräth den Juden. Es ist der wackere Jakob Baruch, den die Frankfurter Judenschaft nach Wien sandte, um für das gute Recht ihrer Glaubensgenossen beim Kongresse zu wirken.

Dieser Jakob Baruch hatte aber daheim ein Söhnlein, welches sich damals noch in der Frankfurter Judengasse herumtrieb, jedoch bald darauf aus der Dunkelheit des Ghetto hervortrat, um seinem Namen eine gar

mächtige Geltung zu verschaffen, wir meinen — Ludwig Börne!

Von der Seite des Kärnthnerthors herüber erblickt man zwei Damen, gefolgt von reich gallonirten Lakaien.

Alles grüßt ehrerbietig und huldigt dem hohen Stande und der Schönheit. Es sind die beiden Großfürstinnen Katharina und Maria, die geliebten Schwestern des Kaisers Alexander; erstere verwitwete Herzogin von Weimar.

Hoheit, Frauenhuld und Liebenswürdigkeit vereinigten sich in den reizenden Prinzessinnen, die Neuigkeitskrämer auf den Graben lispelten sich damals zu, der König von Preußen werde sich mit der Großherzogin von Oldenburg vermälen; in einigen Salons wollte man wieder wissen, die Kaiserin Marie Louise, welche mit dem Könige von Rom in Schönbrunn in tiefster Zurückgezogenheit lebte, werde nach vorausgegangener Scheidung Königin von Preußen werden; von dem Allen traf jedoch nichts ein, die verwitwete Großherzogin wurde Königin von Würtemberg.

Dort schlendert wohlgemuth ein junger Mann daher, seine Toilette zeigt die äußerste Eleganz, sein Aeußeres ist einnehmend, jede seiner Bewegungen ist edel.

Er mag dreißig Jahre zählen, ist groß, schön gebaut, durch ein interessanntes brünettes Gesicht, schwarze Augen und gleichfarbige Haare ausgezeichnet, die Oberlippe bedeckte ein zierliches Schnurbärtchen, dessen Schwärze und Glanz die Weiße der feinen Zähne nur noch glänzender erscheinen ließ.

Dieser junge Mann brachte weder eine hervorragende Stellung, noch einen berühmten Namen nach Wien, er gehörte dem Anscheine nach zu jener Fremdenmasse, die sich nur als Zuschauer des großen Schauspieles eingefunden hatte, und er fehlte daher auch nirgends, wo die Schaulust befriedigt werden konnte.

Wir wissen nicht, ob ihm alle die Berühmtheiten, die ihm am heutigen Tage auf der Bastei begegneten, bekannt waren, denn er schenkte ihnen wenig Aufmerksamkeit und beschäftigte sich mehr mit den Vorstädten, in deren Anblick er sich zeitweilig vertiefte, als gelte es, von hier aus den Zug der einzelnen Straßen zu studieren.

Wer ihn aufmerksam beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß sein Blick sehr oft in der Richtung nach Schönbrunn hinschweifte, daß sein dunkles Auge dabei lebhafter strahlte und ein Zug von Wehmuth und Sehnsucht auf seinem Antlitze lagerten. Plötzlich rafft er sich auf, es war, als hätte er sich bei einer Handlung ertappt, bei der er belauscht zu werden fürchtete. Er blickt mißtrauisch um sich und setzt — da er sich unbemerkt findet — seinen Gang fort.

Drei Damen, die mit einander plaudern, kommen ihm zunächst entgegen, er sieht sie an, flüchtig, so wie man es in Gallerien zu thun pflegt, wo die Kunst ihre Schätze aufgehäuft hat und man nicht Frist gewinnt, jedem Meisterstücke die nothwendige Zeit zu widmen, um alle seine Schönheiten und Vorzüge herauszufinden.

Aber wie es uns trotzdem oft bei einer solchen Gelegenheit zu ergehen pflegt, daß ein einzelnes Bild uns oft mit einem Male zum Stehen zwingt, indem es durch

die Allmacht des Zaubers, der ihm innewohnt, hinreißt und blendet, so haftete auch hier das Auge des jungen Mannes auf einer der Damen unabwendbar und konnte sich von ihr nicht mehr loswinden.

Er nahm eine Stellung, daß die Frauen nahe an ihm vorüber mußten, sein Herz schlug unruhiger. Warum? Er kannte sie doch nicht, sie war ihm fremd, wie er ihr, und doch ließ sich seine Unruhe nicht bestreiten.

Jetzt näherten sich die Damen und war es Zufall oder wirkte die magnetische Kraft seines Auges, jene Dame, welche seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, blickte auch ihn an, und täuschte er sich oder war es Wirklichkeit, auch ihr Blick blieb etwas mehr als flüchtig auf ihm ruhen, ja, er glaubte sogar zu bemerken, daß sie, an ihm schon vorübergegangen, dem reizenden Köpfchen eine kaum wahrnehmbare Wendung gab, um ihn noch einige Momente betrachten zu können.

Er blieb wie eingewurzelt stehen, seine Unruhe war im Wachsen, er wäre der Dame gerne gefolgt und wagte es nicht.

Die Furcht, den Vorwurf der Zudringlichkeit auf sich zu laden, hielt ihn zurück, und doch, wenn er sie jetzt aus dem Auge verlor, wer weiß, ob der Zufall ihn wieder ihr entgegen führte? Wozu sollte er sich entschließen?

Im Kampfe mit sich selbst, schwankte er, die Entfernung zwischen ihm und den Frauen wurde immer größer, es galt einen Entschluß zu fassen, da bemerkte er einen alten Herrn, der im Begegnen die Frauen so freund-

schaftlich grüßte, daß man voraussetzen mußte, sie seien ihm nicht unbekannt.

Zu diesem nahm der junge Mann seine Zuflucht, entschuldigte sich und erbat sich von ihm eine Auskunft über den Stand und den Namen der Damen.

Der alte Herr blickte ihn forschend an, da man jedoch zur Kongreßzeit nicht eben bestimmen konnte, ob man nicht in diesem oder jenem Unbekannten einen Prinzen, Herzog oder sonst eine Person von Distinktion vor sich habe, so antwortete er:

„Die Dame in der Mitte nennt sich Theodora Asav, sie ist die Witwe eines reichen Griechen, dem Hause Eskeles empfohlen und wohnt in der Jägerzeile gegenüber dem Rosenbergschen Palais.“

Der junge Mann dankte für den gefälligen Bescheid und beeilte sich, die Daten flüchtig in sein Portefeuille einzuzeichnen.

Damit kaum zu Stande gekommen, fühlte er sich am Arme ergriffen.

„Charmant, daß ich Sie treffe, lieber Marquis,“ rief ein bartloser, allerliebster blonder Junge, mit feinen Manieren, „ich habe Ihnen etwas Interressantes mitzutheilen.“

„Sie machen mich neugierig, Graf, sind Neuigkeiten aus Paris angekommen?“

„Wer wird jetzt an Paris denken, wo Paris in Wien ist?“

„Oder ist Herrn von Talleyrand etwas Menschliches begegnet?“

„Pst! nur keine Blasphemie, über meinen Chef, Sie werden es noch erleben, er wird Frankreich auf dem Kongresse viel nützen."

„Den Bourbons sollten Sie sagen."

„Einerlei!"

„Um Vergebung, lieber Graf, Frankreich und die Bourbons sind nicht einerlei.

„Ums Himmelswillen, nur keine Politik, ich komme eben aus dem Joche."

„Wie," unterbrach ihn der Marquis, „Sie kommen aus dem Bureau? So viel ich mich entsinne, befindet sich unser Bothschaftshotel in der Johannesgasse, Sie aber kamen nicht von der Seite des Kärnthnerthores sondern von jener des Schottenthores hieher."

„Ei seht doch, wie gut Sie orientirt sind! Ich will Ihnen das Räthsel lösen, lieber Marquis! Ich komme von der Mölkerbastei, wo ich einen Besuch abzustatten gedachte, jedoch Niemand zu Hause fand."

„Wahrscheinlich bei einer Dame."

„Fehlgeschossen, Achille, meine Visite galt dem Prinzen von Ligne. Sie müssen nämlich wissen, wir sind, ich möchte beinahe behaupten, verwandt miteinander, der Marschall soll einst der Anbeter meiner Großmutter gewesen sein."

Nach dieser mit französischer Frivolität hingeworfenen Aeußerung lachte der Graf, ordnete seine Cravatte und fuhr fort:

„Mein Gang war also umsonst, ich mochte die Rückkehr des Prinzen aus Schönbrunn nicht abwarten."

„Aus Schönbrunn, sagen Sie?“

„Natürlich, der Marschall ist, wie er sagt, in Schönbrunn fast ein Graf Segur.“

„Also eine Art Ceremonienmeister“.

„Vielleicht auch ein wenig Erzieher.“

„Was Sie da sagen, rief der Marquis überrascht.“

Ein aufmerksamerer Beobachter als der junge Graf war, würde leicht den Eindruck bemerkt haben, den diese Mittheilung auf seinen Freund hervorbrachte.

Graf Marsan jedoch, dies war der Name des Kavaliers, entsann sich in diesem Momente seiner ursprünglichen Absicht, und sagte, dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung gebend:

„Wir verlieren uns in Nebendinge und vergessen die Hauptsache, wissen Sie, was ich Ihnen vorhin mittheilen wollte?“

„Nicht ganz, lieber Graf!“ entgegnete der Andere zerstreut.

„Lesen Sie diese Annonce,“ sagte Marsan und überreichte ihm ein Blatt.

Nach einer Pause sprach er: „Nun was meinen Sie?“

„Mein Gott, lautete die Antwort, wer wird die Anzeigen solcher Kneipen berücksichtigen?“

„Ich, lieber Freund!“

„Sie, Graf, das ist nicht möglich!“

„Warum denn nicht?“

„Ich gehe incognito dahin und Sie begleiten mich.“

„Es fällt mir nicht ein!“

„Aber ich bitte Sie, lesen Sie doch die Annonce aufmerksam, sie lautet:“

„Erste musikalische Produktion der sechzehnjährigen, wunderhübschen deutsch-böhmischen Zwillinge Josef und Josefine Feilhart beim Landwehrmann im Prater. Küche, Getränke, besonders das Plutzerbier, ist vorzüglich. Ein hoher Adel, das k. k. und verbündete Militär und das verehrungswürdigste Publikum werden unterthänigst eingeladen. Johann Sinzinger, ehemaliger Landwehrmann, jetzt Gastgeber.“ In dieser Ankündigung ist ein einziges Wort, welches Sie nicht übersehen dürfen: „Wunderhübsch“, merken Sie wohl, „wunderhübsche deutsch-böhmische Zwillinge.“ das ist eine Rarität. Ich habe schon zahlreiche Liaisons gehabt. Grisetten, Pensionärinnen, junge Witwen, Coulissen-Damen, Loretten u. s. w., aber ein deutsch-böhmisches Zwillingskind und noch dazu ein wunderhübsches, das fehlt noch in meinem Verzeichnisse, darum sagen Sie zu, wir gehen miteinander, es soll ein prächtiger Abend werden.“

„Aber, lieber Graf, bedenken Sie doch“

„Es ist bedacht und beschlossen.“

Der Marquis besann sich, faßte einen Entschluß und erwiederte: „Wohlan, ich will Ihnen die Konzession machen.“

„Bravo, bravo.“

„Halt Graf, nur nicht voreilig, vernehmen Sie auch meine Bedingung.“

„Lassen Sie hören.“

„Ich begleite Sie zum Landwehrmann in den Prater und Sie führen mich bei Gelegenheit beim Prinzen von Ligne ein.“

„Angenommen, eingeschlagen! rief der junge Graf, ohne sich nur in etwas zu bedenken, und fuhr dann eben so rasch fort: Wann und wo treffen wir uns?“

„Ich überlasse Ihnen die Wahl.“

Wohlan, ich hole Sie um sechs Uhr in Ihrer Wohnung ab.“

„Hier meine Adresse.“

Graf Marsan nahm die Karte und hüpfte froh und heiter davon. Auf der Rückseite der Karte stand: Donaustraße am scharfen Eck, Haus-Nummer 10 in der Nähe der Bäder der Diana,“ auf der Vorderseite zeigte sie den Namen: „Marquis Achille Montferon“.— . .

Als die Zwillinge in Hollabrunn nach den Namen jenes Fremden forschten, der das Zimmer Nummer Zwei vor ihnen inne hatte und in dessen Papieren sie jenen Brief fanden, erhielten sie die Auskunft, der Fremde nenne sich:

Achille Montferon.

Sechstes Kapitel.

Die erste Produktion.

Herr Johann Sinzinger, obwohl von der Heiserkeit, die ihm sein patriotischer Eifer zuzog, noch nicht hergestellt, hatte sich doch beeilt, seinen Plan mit den Geschwistern zu verwirklichen. Wir kennen bereits seine Ankündigung und haben nur noch hinzuzufügen, daß er für deren Vorbereitung große Sorge trug. Der Erfolg bewies, daß er sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht hatte.

Die „wunderhübschen deutsch-bömischen Zwillinge" lockten zahlreiche Gäste herbei und der „Landwehrmann" erfreute sich eines Zuspruches wie schon seit lange nicht.

Das Wirthshaus war in allen seinen Räumen gefüllt; Studenten, Kommis, alte und junge Verehrer von schönen Mädchen, beschäftigungslose Vergnügungssüchtige, allein oder in Gesellschaft ihrer keineswegs vestalischen „Flammen," hatten sich eingefunden. Es war, wie man zu sagen pflegt, ein sehr gemischtes Publikum. Alles war gespannt auf die deutsch-böhmischen Zwillinge; allein der ehemalige Landwehrist, der die Macht des ersten Eindruckes nur zu gut kannte, hielt sie auf dem Boden in Reserve. Sie sollten erst sichtbar werden, wenn sich das Blut und mit ihm die Stimmung der Gäste erwärmt haben würde. Dann, so hatte es der „Schankherr" ausgeklügelt, dann sollten sie gravitätisch die Treppe herab-

kommen, und nachdem er sie eingeführt, ihr Spiel beginnen.

Es ist begreiflich, daß die Ungeduldigsten der Gäste, die von diesem Ceremoniell und der geheimen Absicht des Gastgebers keine Ahnung hatten, gar oft laut wurden und in den Ruf ausbrachen: „Na, was ist's denn mit den Zwillingen? Wann wird endlich angefangen?" Das fruchtete jedoch wenig; Herr Sinzinger, dessen „zweite Hälfte" heute am Schänktische stand, besorgte, von einem Kellner unterstützt, die Bedienung, flog umher und kreischte heiser wie ein Rabe im Sommer: Geduld, meine Herrschaften, die Zwillinge werden pünktlich erscheinen.

„Sind sie vielleicht noch gar nicht geboren?" rief ein Gast.

„Oder müssen sie erst angestrichen werden, damit sie sich ähnlich sehen?" fragte ein Anderer.

Herr Sinzinger schüttelte die schlechten Witze ab wie ein Krokodill ein paar Flintenkugeln, dachte: Ihr redet mir lang gut, ich thu' doch, was mir beliebt! und flog zwei neuen Gästen entgegen, die er in eine Ecke verwies und Platz zu nehmen bat.

Die eben Angekommenen, Graf Marsan und Marquis Montferon, ließen sich nieder.

Wer die jungen Leute nicht kannte, hätte weder ihren Stand noch ihre Notabilität errathen. Sie trugen enge graue Beinkleider, Stiefel, die bis über die Waden reichten und an denen vorne schwarze Trobbeln hinabhingen. Ihre Fracks von lichtblauem Tuche mit blanken Knöpfen zeigten kurze Leiber und lange Schöße, dazu tru-

gen sie großgeblümte Westen und englische Hüte. Der ganze Anzug, damals von den Wiener Straßen-Dandy's sehr beliebt, hat sich auf der Bühne, wenn auch etwas karrikirt, als Staberlanzug bis auf unsere Zeit erhalten.

Graf Marsan überflog mit dem Auge die Schänkstube und flüsterte dann seinem Gefährten zu: Keine Spur von den Zwillingen, am Ende befinden wir uns in einer unrechten Boutique?

Oder sind mystifizirt, bemerkte der Marquis lächelnd. Wir wollen uns gleich Gewißheit verschaffen.

„He, Herr Wirth!“

„Schaffen, Euer Gnaden?“

„Ist hier der Landwehrmann?“

„Ich war Anno Neun Landwehrmann und nach mir heißt mein Gasthaus.“

„Sie kündigten ja eine Produktion von Zwillingen an?“

„Wird stattfinden, Euer Gnaden; ehe fünf Minuten vergehen, soll's anfangen. Befehlen noch einen Plutzer, Kaiserfleisch, Rostbraten?“

„Bringen Sie, was Ihnen beliebt.“

Herr Sinzinger flog wie ein Pfeil davon, aber ein anderer Gast stürzte ihm entgegen und schrie: Zum Teufel hinein, es ist schon halb acht, jetzt wollen wir die Zwillinge oder —

„Ja, ja, die Zwillinge!“ riefen unzählige Stimmen.

„Der Landwehrist, unfähig dem Drange ferner zu widerstehen, machte, einen Sturm befürchtend, eine ge-

währende Pantomime und kreischte: Ich bitte um Ruhe, ich hole die Zwillinge!

Allgemeines Schweigen.

Aller Augen kehren sich der Thüre zu, durch welche der Schrankherr verschwand.

Nach einer kurzen Pause kommt er zurück, Josef und Josefine folgen ihm, er die Flöte, sie die Harfe in der Hand.

In der Stube ist's todtenstill, man konnte eine Fliege summen hören. Der Gang der Geschwister war schüchtern, ihr Aeußeres verrieth Furcht, sie hatten die Ausbrüche der Ungeduldigen gehört und fürchteten nun die erhitzten Richter.

Herr Sinzinger führte sie auf den bestimmten Platz, wo zwei Stühle zu ihrer Bequemlichkeit bereit standen und entfernte sich dann mit einer Pantomime, welche den Geschwistern und den Gästen galt und ausdrücken sollte: Ich habe das Meinige gethan, jetzt thut Ihr das Eurige!

Die armen Kinder zitterten am ganzen Leibe.

Sie hatten ihre Sonntagskleider angezogen, einfach und schlicht, wie sie junge Leute in den deutsch-bömischen Dörfern tragen. Er — Jacke, Hose, Weste, Käppchen, Alles grellfarbig; sie — Faltenrock, Mieder, Busentuch, die Dessains großblumig, dazu lichtblaue Strümpfe, Schuhe mit Absätzen und auf dem Kopfe ein bebändertes Häubchen. In Beiden waren Anmuth, Jugend und Unschuld vereint. Kaum, daß sie erschienen, durchlief ein Murmeln des Wohlgefallens die Stube. Ihre Schön-

heit, die Macht ihrer Unschuld und ihre frappante Aehnlichkeit waren die Ursache.

Was Graf Marsan in diesem Momente seinem Nachbar zuflüsterte, mochten alle Anwesenden denken, ohne es jedoch auszusprechen.

„Sie ist ein Engel!“ lautete das Urtheil des jungen Kavaliers.

Jetzt begann das Spiel.

Das Aeußere der Zwillinge hatte seine Schuldigkeit gethan, nun war die Reihe an ihrer Künstlerschaft. Sie begannen Variationen über ein Thema aus der Zauberflöte zu spielen.

Die Gäste horchten anfangs, wurden betroffen, staunten und brachen endlich in einen Beifall aus, so stürmisch, wie ihn nur die Brede oder in der letzteren Kongreßzeit die Schröder im Burgtheater, die Milder am Kärnthnerthore und Ignaz Schuster in der Leopoldstadt zu ernten pflegten.

Graf Marsan horchte wie die Uebrigen, war entzückt wie sie und verschlang die jungfräuliche Spielerin mit lüsternen Blicken, die nur deshalb nicht auffielen, weil sie nicht die einzigen in der Stube waren. Die Piece war zu Ende, und der Sturm brach los.

Die Zudringlichsten der jungen Gäste, welche die reizende „Harfenistin“ für eine leichte Beute hielten, stürzten auf sie los, um sie durch Schmeicheleien einzunehmen, Einige von ihnen machten sogar Miene, sich Freiheiten zu erlauben, indem sie roh nach den Händen des schönen Mädchens tappten, woran sie jedoch durch ihre

Rivalen, welche sie im Eifer des Zuvorkommens bei Seite stießen, zum Glücke verhindert wurden. Wir sagen zum Glücke, denn Josefine hätte vielleicht in diesem Momente der Betäubung und des Entzückens weder die Fassung noch die Kraft gehabt, sie in Schranken zu halten.

Graf Marsan verließ seinen Sitz nicht, sondern neigte sich zu seinem Gefährten und lispelte:

„Marquis, das Mädchen ist ein Schatz und ich werde diesen Schatz heben. Sehen Sie nur diese Wiener an, wie sie sich um die Harfnerin drängen, Alle auf einmal machen ihr den Hof, parbleu! das ist zu einfältig. Dergleichen zarte Dingerchen sind schämig oder thun wenigstens so, die muß man ansprechen, wenn sie allein sind, da entfaltet man seine Liebenswürdigkeit und seine Börse, und man siegt. Merken Sie wohl, was ich Ihnen sage, ehe drei Tage vergehen, bin ich der glückliche Liebhaber der Deutschböhmin.“

Montferon hörte dem Grafen mechanisch zu, während seine Gedanken anderswo weilten.

Die Zwillinge und ihr Spiel hatten für ihn kein Interesse, er war der Einzige, der theilnahmslos blieb. Der Graf war zu sehr von der schönen Harfnerin in Anspruch genommen, um auf die Zerstreutheit seines Begleiters zu achten, auch wurde gleich darauf die Produktion fortgesetzt und der Beifall steigerte sich wo möglich noch mehr.

Bald kam der Moment, wo die Geschwister den Lohn für ihre Mühe ernten sollten. Josefine die Augen zu Boden gesenkt machte mit dem Teller die Runde; der

Landwehrmann hatte die Geschwister schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß sie ihren Vortheil ja nicht bei Seite setzen mögen, daher das „Einsammeln“ durch das Mädchen geschehen müsse. Herr Sinzinger war ein erfahrener Mann, er kannte die männliche Freigiebigkeit gegenüber der weiblichen Schönheit, es regnete Silber und Papier. Josefine war fast verlegen, ob dieser enormen Splendidität.

Man muß aber auch nicht vergessen, daß zur Kongreßzeit die Cirkulation des Geldes eine enorme Höhe erreichte. Die Geschäfte florirten, es gab keinen Arbeiter — wir sprechen nicht blos von Meistern — der nicht sein Päckchen Einlösscheine bei sich trug. Wer achtete auf Silbermünze? Sie war viel zu schwer und zu voluminös, um sie zu respektiren, Gold und Papier waren die Lieblinge. „Wie gewonnen, so zerronnen!“ sagt ein altes Sprichwort; „Leben und leben lassen, lautet ein Anderes. Daher ging es in Wien auch überall flott zu; manchem städtischen Kaufherrn von heute wässerte der Mund, wenn er vernähme, was damals, wenn es gerade flott herging, der simpelste Schuster „springen“ ließ.

Fürwahr, es begann ganz den Anschein zu gewinnen, als sollte es an diesem Abende beim Landwehrmanne im Prater auch fidel hergehen. Josefinens Teller füllte sich auf eine erschreckende Weise, die Scheine häuften sich und das reizende Mädchen glaubte einen Schatz zu sehen. Sie, die bisher nur Kreuzer und Groschen erhalten, fand sich heute zum ersten Male mit Silber und Papier beschenkt.

Die Runde der Ueberglücklichen war fast vollendet, nur Ein Tisch blieb noch übrig, der seinen Tribut zahlen sollte, der, an welchem Marsan und Montferon saßen.

Dießem Tische näherte sich jetzt das Mädchen.

Der Marquis legte seinen Beitrag gleichmüthig auf den Teller, der Graf jedoch nahm eine Fünfziggulden-Note, bedeckte mit ihr die Spitze des Geldhaufens und flüsterte Josefinen zu:

„Sie sind ein Engel, ich werde so frei sein, Sie aufzusuchen."

Die Jungfrau erröthete und senkte das Auge zu Boden.

Der Graf hatte wohl die Absicht, durch seine Ansprache und die Größe seiner Spende die Aufmerksamkeit der Harfnerin auf sich zu ziehen, erreicht, allein er bedachte nicht, daß er, was auch wirklich eintrat, folgerichtig auch die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich ziehen und sein Inkognito gefährden würde. Aller Augen wendeteten sich daher den jungen Männern zu, und der Marquis, das unangenehme Aufsehen noch rechtzeitig wahrnehmend, wartete den Beginn der nächsten Piece ab, um dem Grafen die Nothwendigkeit ihrer Entfernung begreiflich zu machen.

Marsan gab nicht ohne Widerstreben nach und die Verkappten verließen unbeachtet die Schenkstube.

Die Produktion der Zwillinge nahm ihren ungestörten Fortgang und endete erst nach Mitternacht zur größten Zufriedenheit des Schankherrn, der Gäste —

und der jugendlichen Künstler, werden unsere Leser hinzufügen. Wir können Letzteres leider nicht bestätigen, die Geschwister waren nichts weniger als zufrieden.

Am folgenden Vormittage saßen Hr. Sinzinger, seine Gattin, in der ganzen Nachbarschaft die „Stabs-Rosl“ genannt, und die Geschwister beim Frühstück.

Bevor wir die Szene verfolgen, müssen wir erwähnen, daß der Spitzname der Landwehrwirthin keineswegs als eine ehrenrührige Bezeichnung galt.

Frau Rosl war als Gattin des Herrn Sinzinger „Anno Neun“ mit ihm ins Feld gezogen, und befand sich dort immer unter seiner Aufsicht. Sie stand damals in der Mitte der Zwanzig, hatte einen mobilen Branntweinschank etablirt und besorgte für die Offiziere im Bataillon, den Major mit eingeschlossen, die Wäsche. Dieser ihrer ausgedehnten Thätigkeit verdankte sie den Namen Stabs-Rosl.

Das ganze Bataillon, bei dem Herr Sinzinger diente, hätte einen Eid darauf abgelegt, daß Frau Rosl mit ihrem zweirädrigen Karren nie abseitige Wege fuhr, daß Frau Rosl wohl die Wäsche des Stabes wusch, aber diese Wäsche nie selbst abholte und auch nicht selbst zurücktrug; daß die Gattin des Herrn Sinzinger den Herren Offizieren stets mit Ehrerbietung, aber sonst auf keine Weise entgegen kam.

Wir unserseits nehmen die Gewährleistung mit Freuden an und widerlegen damit nachbarliche Behauptungen, welche von einem mißtrauischen Kopfschütteln begleitet, Madame Sinzinger mit einem schmählichen Verdachte be-

lasteten, dem zufolge sie mit einem der zehn Gebote und einer der sieben Todsünden gar gewaltig in Kollision gerathen wäre. Da überdies die gute Frau seit dem neuner Jahre täglich dicker und fetter wurde, da ihr sogar der Kometenwein von Anno Eilf gut angeschlagen und sich keine Spur von einem bösen Gewissen gezeigt hat, so zerfällt jener Verdacht vollkommen in Nichts, und die Stabs-Rosl steht oder sitzt vielmehr in vollkommener Glorie vor uns, dick, mit einem Doppelkinn, rothen glänzenden Wangen, großen funkelnden Augen, ein paar mächtigen Ohrgehängen, einer siebenfach umwundenen Schnur von Kropfperlen und die fetten Hände behäbig gekreuzt.

Wie bereits erwähnt, befand sich die Gesellschaft beim Frühstück.

Herr Sinzinger war ausnehmend freundlich und gesprächig.

„Nun, meine lieben Kinder, sagte er eben, wir haben die Sache klug angestellt, ihr habt gestern eine tüchtige Einnahme gemacht?"

„Es fehlt nicht viel an zweihundert Gulden," antwortete Josef kalt.

„Sapperment, das ist viel! bemerkte Frau Sinzinger, ihr könnt zufrieden sein."

„Und doch sind wir's nicht, liebe Madame!" entgegnete Josefine.

Die Landwehr-Eheleute wurden stutzig.

„Was, rief Herr Sinzinger fast ärgerlich, ihr nehmt an einem Abende an zweihundert Gulden ein und seid noch nicht zufrieden?"

„Vom Gelde, lieber Herr, ist auch nicht die Rede.“

„Wovon denn? Das Geld ist doch die Hauptsache.“

„O nein, mein Herr, es gibt ein Ding, das bei uns höher steht als das Geld.“

„Und was ist dies für ein Ding?“

„Die Ehre.“

„Zum Teufel hinein, rief der Landwehrist, wer thut euch denn was an euerer Ehre?“

„Ich will nicht hoffen, unterbrach die Stabs-Rosl ihren Gatten, daß mein Mann etwas gesagt oder gethan hat.“ ...

„Herr Sinzinger, Sie sind ein Ehrenmann, sagte der junge Mensch zu diesem gewendet, wir verdanken Ihnen viel und bedauern es herzlich, in Ihrem Gasthause nicht mehr spielen zu können.“

„Aber warum denn nicht, liebe Kinder, wer hat euch denn etwas zu Leide gethan?“

„Ihre Gäste sind zu zudringlich und zu unanständig.“

Das Landwehrpaar brach nun einstimmig in ein lautes Gelächter aus und Herr Johann rief:

„Meine Gäste — als ob ich andere Gäste hätte, als jeder sonstige Wirth im Prater.“

„Wenn dem so ist, lieber Herr dann werden wir im Prater gar nicht mehr spielen.“

„Aber, liebe Kinder, ihr werdet auch in den Vorstädten kein anderes Publikum finden.“

„Dann werden wir auch in den Vorstädten nicht spielen.“

„Also auf die innere Stadt habt ihrs abgesehen?

Gratulire, da gibt es andere Künstler als ihr seid, da könnt ihr lange suchen, bevor ihr einen Platz findet, wie bei mir, wo ihr versorgt und gut aufgehoben seid."

„Gut aufgehoben? Sie irren, mein Herr, Josefine hat mirs heute Morgen bitterlich geklagt, was sie von den Zudringlichen anhören mußte. Man hat uns reich beschenkt, das ist wahr, allein wir haben keine Freude an dem Gelde, es ist weniger der Lohn für unsere Kunst, als eine Spende für — —

Der junge Mensch vermochte nicht weiter zu sprechen. —

Aber, liebe Kinder, was liegt denn daran? rief Herr Sinzinger, ihr seid brav, das genügt, ob man euch das Geld aus diesem oder jenem Grunde gibt, das wirft keinen Makel auf euch.

Oh doch, Herr Sinzinger, es gibt Reden, die man nicht anhören kann, ohne zu erröthen, Zudringlichkeiten die ein sittsames Mädchen empören müssen.

Die jungen Leute haben Recht, sagte jetzt die Gastwirthin, die Schwengel glauben, weil sie eine Harfenistin vor sich haben, sich frech und ungezogen benehmen zu dürfen, und bedenken nicht, daß es ein sechzehnjähriges Kind ist. —

Was ist also da zu thun? fragte Herr Johann seine Gattin, und eine Pantomime machte ihr begreiflich, daß man eine solche Zugkraft, wie die Geschwister, nicht leichtsinnig aufgeben könne.

Sollen wir bei Ihnen ferner spielen? sagte Josef so

müssen Sie sich verpflichten, meine Schwester vor den Rohheiten der Menge zu schützen.

Mit größtem Vergnügen, rief der Schankherr aber sagt mir nur: wie? Wie schützt man, sprach er in einer poetischen Anwandlung, eine Blume damit die Wespe ihr nicht naht? Ich kann den Gästen das Reden nicht verwehren, thät ich es, so bellt kein Hund um den Landwehrmann, oder soll ich ein Gitter um euch ziehen? Was nützte es? man wird die Hände durch's Gitter stecken und ihr würdet vielleicht noch ärgere Dinge zu hören bekommen als sonst; ich frage also noch einmal: wie soll ich euch schützen?

Während dieser Deliberation war Frau Sinzinger stumm dagesessen und dachte emsig nach.

Ihr Auge war unverwandt auf die Zwillinge gerichtet und, wenn wir nicht fürchteten der ehrsamen Dame zu mißfallen, so würden wir sagen: „Sie brütete!"

Nach einer geraumen Pause kehrte sie sich zu den Geschwistern und sagte: Kinder, verlaßt uns nicht; ihr seid jung und unerfahren, wohin ihr euch wenden mögt, ihr seid überal denselben Unannehmlichkeiten ausgesetzt, wie bei uns, ich aber will über euch wachen, und übernehme es, Josefine vor den Zudringlichkeiten der jungen Leute zu schützen, sie soll ganz verschont bleiben.

Wie Madame, rief Josef auf's Höchste erfreut: Sie wollten . . . Sie wären im Stande, dies zu bewirken?

„Hör' mal, Rosa, sagte ihr Gatte, Du mach'st mich stolz. —

„Nur ruhig, Kinder, spart euere Bewunderung, bis

ich euch meine Idee mitgetheilt habe, ich bin überzeugt, ihr werdet sie gut heißen.“ —

„Lassen sie hören, liebe Madame.“

„Heraus damit, Gattin, denn Du hast meine Neugierde auf's Aeußerste gespannt.

Die Stabs-Rosl schüttelte aber den Kopf und erwiederte:

„Davon ein anderes Mal, für jetzt sage ich nichts, als: Mann besorge einen geschlossenen Wagen, die Kinder müssen fort aus dem Prater.“

„Aber wohin denn?“

Besorge den Wagen, rechts um, marsch! —

Herr Sinzinger gehorchte.

Josef und Josefine sahen den Anordnungen der Wirthin schweigend entgegen.

Siebentes Kapitel.

Der Kaiser von China.

An einem der ersten Oktobertage, ungefähr um die neunte Morgenstunde schritt über den Josefsplatz, gegen die Augustinerkirche zu, ein Herr von großer, ritterlicher Gestalt, voll Würde und Kraft. Sein Antlitz, den Mann nahe den Vierzig kennzeichnend, verrieth eine edle Offenheit.

Man hätte diesem Herrn den Preis der männlichen

Schönheit zuerkennen müssen, wenn nicht seine etwas kleine Nase, sein fast mädchenhaft gerötheter Teint und das dünne, gekräuselte Haar mit dem muskulösen Bau des Körpers kontrastirt hätte, was die Harmonie des Ganzen, wenn auch nicht zu sehr störte.

Was aber vor Allem an dieser Erscheinung bestach, war die Elastizität des Körpers, die Grazie der Bewegung, die Lieblichkeit im Benehmen, welche alle sonstigen Mängel, und wären sie zehnfach vorhanden gewesen, vergessen machten.

Sein ganzes Aeußere hatte etwas Imponirendes, doch nicht ohne eine mildernde Beimischung von Güte und Sanftmuth.

Man erkannte augenblicklich den slavischen Typus in seiner idealsten Ausbildung.

Dieser Herr war, wie er sich selbst am treffendsten charakterisirte, „nur ein glücklicher Zufall in seinem Lande."

Sein Anzug war der eines schlichten Bürgers.

Während des Gehens neigte er den Kopf unmerklich auf die Seite, vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht um besser zu hören, denn er war ein wenig schwerhörig, vielleicht auch dachte er dabei an Alexander den Großen, dem man dieselbe Haltung nacherzählt.

Als dieser Herr auf dem Lobkowitzplatz anlangte, bemerkte er einen jungen russischen Marine-Offizier, der noch ganz reisemäßig gekleidet war, und dem man es abmerkte, daß er fremd sei, und eben erst den Wagen verlassen habe.

Der stattliche Herr, das unsichere Umherblicken des Offiziers wahrnehmend, redete ihn französisch an und sagte: Wenn ich mich nicht täusche, mein Herr, so scheinen Sie etwas zu suchen?

Der junge Seemann erwiederte freundlich: Errathen, mein Herr, ich suche die kaiserliche Burg.

„Ei so, die Burg? Was führt Sie dahin?"

„Ich bin so eben angekommen und habe dem Kaiser von Rußland eine Depesche zu überreichen."

Der Herr in dem einfachen Oberrock lächelte und sagte: „Sie beeilen sich umsonst, denn in diesem Momente werden Sie den Kaiser von Rußland nicht in der Burg treffen."

„Das thut mir leid, ich brenne vor Begierde, mich des Auftrages zu entledigen, um dann einige Freunde zu besuchen."

„Wie, Sie kommen erst in Wien an und haben hier schon Verbindungen."

„Es sind Bekannte von früher her, Graf Marsan und Marquis Montseron; ich lernte sie in Odessa, kennen sie begleiteten damals den Herzog von Richelieu, unter dessen Befehle ich diente."

„Sind Sie schon lange bei der Marine?"

„Ich diene von Jugend auf zur See, mein Großvater war auch Seeoffizier."

„Wie nennen Sie sich, wenn es zu fragen erlaubt ist?"

„Arthur Wasili."

„Blos Wasili?"

„O nein, nebenbei noch Graf."

„Wie alt sind Sie?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Waren Sie nie in Petersburg?“

„Nie.“

„Aber den Kaiser Alexander haben Sie doch schon gesehen?“

„Ich bin noch nicht so glücklich gewesen. Du lieber Gott, wir armen Offiziere von der Marine sind nicht so begünstigt wie die Landtruppen.“

„Sie scheinen unzufrieden mit Ihrer Stellung?“

„Das eben nicht.“

„Oder mit Ihrer Carriere?“

„Nun aufrichtig gesprochen, wenn's etwas schneller ginge, würde es nicht schaden. Bei uns hat noch Niemand vom gähen Aufsteigen den Schwindel bekommen.“

Der Herr lachte und sagte dann: „Wissen Sie was, mein Herr, ich will Ihnen Gelegenheit verschaffen, sich alsogleich Ihres Auftrages zu entledigen, übergeben Sie Ihre Depeschen mir.“

„Ihnen, mein Herr?“

„Ja, mir; ich bin Kaiser Alexander.“

Der Monarch hatte die letzten Worte kaum gesprochen, so brach Wasili in ein anhaltendes Lachen aus. Die Behauptung, daß dieser Herr im schlichten Rock der mächtige Czar sei, dünkte ihm unglaublich.

„Ein allerliebster Scherz, rief er, Sie wären also der Kaiser Alexander?“

„Allerdings bin ich der Kaiser von Rußland.“

Der junge Offizier sah den einfachen Herrn schel-

misch an und rief mit muthwilliger Jovialität: „Hören Sie, mein Herr, wenn Sie der Kaiser von Rußland sind, dann bin ich der Kaiser von China."

Alexander, für den die Scene an Interesse zunahm, antwortete launig: „Hm! warum sollten Sie nicht der Kaiser von China sein?"

„So denke auch ich, ich bin's mit demselben Rechte, wie Sie Kaiser von Rußland."

„Der wie vielte Ihres Namens sind Sie auf dem chinesischen Throne?"

„Der Erste, ganz natürlich, der Erste. Und Sie, mein Herr?"

„Ich bin ebenfalls der Erste! antwortete Alexander lächelnd."

„Bravo, rief der lustige Seeoffizier, gerade so wie ich."

„Das wie vielte Jahr Ihrer Regierung zählen Sie bereits?" fragte jetzt Alexander weiter.

Der muthwillige Marineur rief: „Der chinesische Satan — ich weiß nicht, wie man das böse Prinzip im Reiche der Mitte nennt — soll mich holen, wenn ich das weiß, unsere Zeitrechnung kommt mir ganz chinesisch vor, aber sobald ich nach Hause komme, werde ich einen Mandarin fragen und es Ihnen dann sogleich schreiben."

Alexander lachte abermals und ging immer mehr in den Scherz ein.

„Wann gedenken Sie von hier abzureisen?"

„Das hängt vom Kaiser ab."

„Also von mir?"

„Ach so, ich bitte um Vergebung, ich hätte bald vergessen, daß Sie der Kaiser von Rußland sind."

„Und Sie der Kaiser von China."

Beide lachten.

Man war in einem engen Gäßchen an der Bastei angelangt. Plötzlich wendete sich Alexander zu Wasili und fragte: „Sprechen Sie deutsch?"

„Nein, ich spreche blos russisch, französisch, türkisch und natürlich als Kaiser von China auch chinesisch."

Alexander eilte dem Offizier voraus, einem einsamen Herrn zu, der ihnen eben entgegen kam.

Dieser Herr, eine imponirende edle Gestalt, über die Vierzig hinaus, ein Mann mit ernster Miene, trug ebenfalls eine schlichte bürgerliche Kleidung.

Kaiser Alexander begrüßte den Herrn, sprach einige Worte in deutscher Sprache mit ihm, und begab sich dann wieder zu dem Marineoffizier.

„Mein Herr," begann er, „Sie haben Grund, sich ein Glückskind zu nennen."

„Wie so, mein Herr?"

„Sie haben in mir den Kaiser von Rußland kennen gelernt."

„Ich werde es nie vergessen," rief Wasili lachend.

Alexander, ohne sich irre machen zu lassen, fuhr fort:

„Ich will Ihnen nun die Gelegenheit verschaffen, auch den König von Preußen kennen zu lernen."

Der junge Offizier rief:

„Vortrefflich, das wird immer besser, meiner Treu, das Amüsement fängt an köstlich zu werden."

Man näherte sich dem Könige von Preußen; denn er war es in der That, den der Czar mit in den Scherz hinein gezogen.

Alexander machte eine ceremoniöse Pantomime und sagte: „Sire, dieser Herr ist ein Offizier meiner Flotte, den ich Eurer Majestät vorzustellen die Ehre habe.“

Friedrich Wilhelm nickte freundlich.

Wasili vermochte kaum mehr zu lachen.

„Also Sie mein Herr,“ rief er, „sind der König von Preußen? Natürlich, wenn dieser Herr Kaiser von Rußland ist, wenn ich Kaiser von China bin, dann müssen Sie ja der König von Preußen sein. Drei Souveräne! Hören Sie, meine Herren, das ist wirklich ein historischer Moment.“

„Sie wollen also nicht glauben, daß ich der König von Preußen bin?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich mit Inbrunst den Gedanken festhalten, warum sollte man seinem Nebenmenschen nicht so ein unschuldiges Vergnügen gönnen? In Preußen gibt es also Einen Gott und nach Gott kommen Sie? Bon, ich will mir's merken, es ist gerade so, wie auf unserer Fregatte! „Auf meinem Schiffe,“ ruft unser Kapitän mehr als zehnmal des Tages, „kommt zuerst der liebe Gott, dann komme ich, der Kommandant, dann kommt eine Weile nichts, dann erst kommt der Czar.“

„Der bin natürlich ich,“ bemerkte Alexander.

„Natürlich, der sind Sie,“ antwortete Waseli mit

einem Tone feiner Ironie. Dann wendete er sich an den Dritten und fragte, den Ton forthaltend:

„Apropos, da Sie der König von Preußen sind, so sagen Sie mir, was macht Ihr Berlin? Wie geht es in Preußen zu?"

„Danke, vortrefflich, man ist mit meiner Regierung sehr zufrieden."

„Gratuliere, freut mich; gerade so wie bei mir, meine Chinesen sind entzückt, wenn sie mich sehen. Ihr Vorgänger, der große Friedrich, war ein Held," und sich zu Alexander wendend, sprach er: Und Ihr Ahnherr, Peter I., reformatorischen Angedenkens, war auch ein großer Mann! Führwahr, ich bedauere, keine solchen Größen unter meinen Ahnen zu zählen. Doch halt, ich will nicht ungerecht sein, mein Großvater war ebenfalls ein Held, wer weiß, ob Friedrich und Peter gethan hätten, was er that."

„Nun, was that denn Ihr Großvater?" fragten die beiden Souveräne.

„Er hat sich in dem Treffen bei Czesme mit seinem Fahrzeuge in die Luft gesprengt, nur um sich nicht den Türken zu ergeben."

Die launige Offenheit und schlichte Geradheit des Seeoffiziers bestachen, und versöhnten mit dem Uebermuth, an dem seine Rede nur zu oft streifte. Die Monarchen fühlten sich nicht nur nicht verletzt, sondern unterhielten sich köstlich.

Plötzlich blieb Wasili stehen.

„Meine Herren!" begann er mit oratorischer Wich-

tigkeit, „ich, der Kaiser von China, Beherrscher des himmlischen Reiches, thue hiermit zu Kund und zu Wissen, daß ich vor kaum einer Stunde, von einer weiten Reise kommend, den Wagen verlassen habe, daß ich heute noch nicht gespeist, folglich mich noch im Zustande vollkommenster Nüchternheit befinde. Da ich nun dort in Kartätschen-Schußweite ein Segel erblicke, welches ein Gasthaus signalisirt, so schlage ich vor, ein Dejeneur einzunehmen und lade meine Herren Mitsouveräne freundnachbarlich dazu ein."

Alexander und Friedrich Wilhelm verneigten sich und sagten: „Die Einladung ist angenommen."

Man ging in das Weinhaus; zum Glücke war es noch wenig besucht, die Monarchen konnten also ihr Inkognito durchführen.

Man begab sich ins Extrazimmer, Wasili ließ Erfrischungen auftragen und griff auch wacker zu.

„Meine Herren, lassen Sie sichs munden, greifen Sie zu, ohne Gêne, der Kaiser von Rußland zahlt Alles."

„Der bin ich," bemerkte wieder Alexander lächelnd.

„Halt, um Vergebung, ich vergaß, daß ich als Kaiser von China meine Mitsouveräne zu Tische geladen habe, folglich zahle ich."

„Preußen ist nicht gewohnt, sich beschämen zu lassen," bemerkte Friedrich Wilhelm, „daher übernehme ich die Zeche."

„Darf nicht sein, mein Herr," rief der junge Offizier, um jedoch dem edlen Wettstreite ein Ende zu machen, mache ich den Vorschlag, eine Allianz zu schließen."

„Eine Allianz, ha ha ha!“

„Ja, wir schließen eine Allianz meine Herren, und bestimmen wie folgt: Artikel I. Heute zahle ich, der Kaiser von China, die Zeche. Artikel II. Morgen laden Sie uns ein, Majestät von Rußland. Artikel III. Uebermorgen speisen wir bei Ihnen, dem Könige von Preußen.“

„Alle drei Artikel sind angenommen!“

„Bravo, das nenne ich Gemeinsinn!“

„Sire!“ wendete sich der Czar zu dem Könige, „ich fürchte die Einigung am Kongresse wird nicht so leicht von Statten gehen, wie hier.

„Ganz natürlich, rief der Seeoffizier dazwischen, „hier sind wir nur drei Souveräne, dort aber sind ihrer mehrere, und darunter ganz kleine Souveränchen, die oft eigensinniger, folglich auch schwerer zu befriedigen sind, wie die großen. Wir drei sind Großmächte; drei Großmächte, das ist keine Kleinigkeit. Heben wir die Gläser meine Herren, und rufen wir: Alle Großmächte sollen leben!“

„Sie sollen leben!

„Vor Allem Alexander I. Kaiser von Rußland.“

„Der bin ich.“

„Ich bitte Sie, mein Herr,“ rief Wasili ernst, „lassen Sie einen Moment lang die Wahrheit gelten, das heißt, lassen Sie die angenommene Kaiserrolle fallen und trinken Sie, wenn Sie mein Freund bleiben wollen, die Gesundheit meines Kaisers.“

„Es sei. Kaiser Alexander soll leben!“

„Bravo, rief der Marineur, jetzt gestatte ich Ihner

wieder, sich für den Kaiser von Rußland auszugeben."

„Ihr Wohlsein, mein Bruder!" wendete sich der König an den Czar.

„Bei Gott, rief jetzt Alexander, zur gebührenden Feierlichkeit eines solchen Toasts fehlt nichts als eine Artilleriesalve aus den Batterien unserer Hauptstädte."

„Sonst nichts als dies? jubelte der Seemann, Ihr Wunsch soll erfüllt werden."

Bei diesen Worten zog er eine Pistole und fing an sie zu laden.

„Mein Herr, was wollen Sie beginnen?"

„Sie sollen die Salve zu dem Toast haben; die Kanone ist freilich von sehr kleinem Kaliber, aber man muß sich zu begnügen wissen."

„Aber mein Herr, Sie werden doch die Pistole nicht abfeuern?"

„Warum nicht?"

„Eine solche Demonstration mitten in der Stadt!"

„Was liegt daran?"

„Sie werden einen Auflauf verursachen."

„Mit einem Pistolenschuß?"

„Die Polizei wird Sie festnehmen."

„Und später wieder loslassen."

„Kurz und gut, Sie werden nicht schießen, ich will es nicht!"

„Ich auch nicht!" setzte Friedrich Wilhelm hinzu.

„Auch recht, sagte der junge Mann nachgebend und steckte die Pistole wieder ein; wir haben früher eine Al-

lianz geschlossen, Stimmenmehrheit entscheidet, ich füge mich daher Ihrem Begehren."

„Ich denke, wir heben die Tafel auf," sagte der Preußenkönig.

„Ich bin derselben Meinung, mein Bruder!" sagte zustimmend Alexander.

„In Gottes Namen, es sei, rief der Kaiser von China, obwohl ich hinzusetzen muß, daß ich noch keineswegs gesättiget bin. He Aufwärter, zahlen."

Der Kellner kam, die beiden Souveräne blieben lächelnd stehen und sahen zu wie der Offizier ihre Zeche berichtigte. Dann verließen sie die Schenke.

„Meine Herren, begann nun der Offizier wieder, amüsirt habe ich mich, gegessen und getrunken habe ich auch, nun ist es Zeit, an den Dienst zu denken."

„Ah, Ihre Depesche."

„Die ich dem Kaiser von Rußland übergeben soll."

„Das heißt mir."

„Machen wir dem Scherz ein Ende, ich muß jetzt ernstlich in die Burg, möchten Sie nicht die Güte haben, mich dahin zu begleiten und mir den Weg zu zeigen?"

„Mit Vergnügen, mein Herr, kommen Sie, wir nehmen einen Wagen."

Man stieg in einen Fiaker, der die Weisung bekam, mitten auf dem Burgplatze zu halten.

„Wer sollte es glauben, scherzte der Seemann, daß drei so mächtige Reiche, wie China, Rußland und Preußen, in Einem Wagen Platz fänden?"

„Im Nothfalle hätte auch noch ein viertes Platz!" sagte Friedrich Wilhelm.

„Nur Würtemberg nicht," lachte Alexander.

Der Wagen hielt, man stieg aus.

„Sind wir zur Stelle?" fragte Wasili.

„Ja, mein Herr, das ist die Burg."

Auf dem Burgplatze, wohin nach vier Seiten die Wohnungen der Potentaten sich befanden, waren vor den vier Fronten eben so viel Hauptwachen, jede eine Kompagnie stark, unter der Fahne. Die Angekommenen wurden kaum bemerkt, so rief auch schon der Hauptposten vor dem Amalienhofe, wo Kaiser Alexander im zweiten Stocke wohnte, in's Gewehr und fast zugleich mit ihm die drei andern Posten.

„Ah, rief Wasili, es naht ein General."

Die Posten rufen ein zweites Mal.

„Oh, es kommt wohl ein Prinz."

Aber siehe da die Posten riefen zum dritten Male.

Fürwahr, meinte Wasili und sah eifrig nach allen Thoren, es gilt einem Kaiser oder Könige, jetzt heißt es sich in Positur setzen.

Die Wachen präsentirten, die Trommeln wirbelten, der junge Offizier spähte nach allen Seiten, aber er sah weder einen Kaiser noch König.

Jetzt möchte ich wissen wem der dreimalige Ruf gegolten hat? sagte er, sich zu seinen Gefährten wendend.

Vielleicht Ihnen, dem Kaiser von China? sprach Alexander.

Wasili begann zu stutzen, die Sache kam ihm denn doch nicht mehr komisch vor.

In diesem Momente erblickte er einen russischen General, der herbeieilte; es war der Herzog von Richelieu, unter dessen Befehlen er in Odessa gedient hatte und der bei Alexander in großem Ansehen stand, daher er auch später durch dessen Einfluß am Hofe Ludwig XVIII. zu Würden gelangte.

Der Herzog verbeugte sich ehrerbietig vor den Herren in schlichten Gewändern und redete Alexander mit „Ew. Majestät" an.

Nun erblaßte Wasili und gerieth in eine unbeschreibliche Verwirrung. Er erkannte, freilich etwas zu spät, daß er der Gegenstand einer kaiserlichen Mystifikation gewesen sei.

Aber der Kaiser blickte ihn wohlwollend an und sagte in liebreichem Tone: Nun, Ew. chinesische Majestät, beliebt es Ihnen jetzt, mir die Depesche zu übergeben?

Der junge Offizier überreichte sie mit zitternder Hand dem Monarchen und stammelte: „Ew. Majestät, Gnade, ich bin schuldig und beuge mein Haupt!"

„Schon gut, mein Herr, vergessen Sie die Allianz nicht, die wir gestiftet haben; wie lautet der zweite Artikel?"

„Majestät!"

„Ich will wissen, wie der zweite Artikel lautet?"

Wasili stotterte: „Artikel II., morgen laden Sie uns ein, Majestät von Rußland".

„Gut, ich werde den Artikel im Gedächtnisse behalten. Kommen Sie, mein Bruder!"

Der Czar und der König von Preußen entfernten sich und ließen den Kaiser von China zurück.

Der Offizier hatte sich noch nicht von seiner Bestürzung erholt, so erschien schon ein Diener und überbrachte ihm für morgen eine Einladung zum kaiserlichen Diner. Der Kaiser von China schlug sie natürlich nicht aus.

„Meiner Treu," murmelte er, „eine solche Allianz hätte ich mir heute Morgens nicht einmal träumen lassen." Das kaiserliche Amüsement scheint gute Früchte zu tragen, und ich glaube, ich werde es nicht nöthig haben, wie mein seliger Großvater, meinen Lohn mit Hülfe einer Pulvertonne im Himmel aufzusuchen. Jetzt aber fort, jetzt will ich meine Freunde Marsan und Montferon aufsuchen, was auch mit mir geschehe, die Tage in Wien sollen flott verlebt werden. Es lebe die Allianz!

Der Kaiser von China verlor sich in der Menge.

Achtes Kapitel.

Alte Bekannte.

Der ungeheuere Fremdenzufluß in Wien hatte, wie es auch kommen mußte, die Wohnungen außerordentlich vertheuert. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß Lord Castelreagh für seine fast beschränkte Wohnung im Hause zum „Auge Gottes“ genannt, einen monatlichen Miethzins von fünfhundert Pfund bezahlte.

Erwägt man nun, daß der Kongreß nahe an sechs Monaten in der österreichischen Residenz tagte, so wird man leicht berechnen können, daß in manchem Hause der Miethzins während dieser Zeit so viel betrug, als der ursprüngliche Kaufpreis des ganzen Gebäudes.

Abgesehen von dieser Theuerung herrschte auch noch Mangel an Wohnungen.

Viele Familien mußten sich entweder zusammenpferchen, oder Nomaden gleich leben.

Als zu Ende Oktober die berühmte Rahel von Berlin in Wien ankam, war für sie keine passende Wohnung zu finden, bis sie durch die Freundlichkeit der Gräfin Dietrichstein Unterkunft im Savoischen Damenstifte erhielt, dessen Vorsteherin die letztgenannte Dame war.

Bei einem solchen Mangel mußte sich derjenige glücklich schätzen, der früh genug eine Wohnung bestellt hatte und gleich im ersten Momente seines Eintreffens auf eine bequeme Unterkunft zählen konnte. Zu diesen Glücklichen gehörte auch jener Herr, den wir am 24. September mit-

ten durch das Gewoge mit Extrapost in der Jägerzeile anlangen und in das Rosenberg'sche Palais fahren sahen.

Seit dieser Zeit herrschte in diesem Hotel eine geräuschvolle Lebendigkeit, welche überall anzutreffen ist, wo ein reicher, vornehmer und eleganter Mann seinen Wohnsitz aufschlägt.

Ein stattlicher Portier am Hausthore, Livreediener in den Gängen und Vorzimmern, Jäger, Laufer und Kammerdiener harrten der Befehle des Gebieters.

Dem glanzvollen Aeußern entsprach auch die Pracht im Innern.

Die ganze Wohnung war mit großem Luxus und einer Eleganz ausgestattet, die dem Geschmacke des Bewohners alle Ehre machte.

Feine, französische Tapeten bekleideten die Wände, spiegelglatte Parquetten den Boden, der überdies in einigen Gemächern mit prachtvollen Teppichen bedeckt war.

Die Dessains dieser Decken wiesen meist Jagdscenen.

Die Möbel theils von Mahagoni, theils von Rosenholz, wären nach unserem Geschmacke von Schwerfälligkeit und Ueberladung nicht frei zu sprechen gewesen, damals jedoch war diese mit Schnörkeleien aufgeputzte Solidität modern, folglich schön.

Die Sofa's und Kissen von Atlas waren theils dunkelgrün, theils schwefelgelb, theils blaßrosa, je nachdem die Farbe der Tapeten es erheischte, um einen Kontrast und mit diesem Effekt zu erzielen.

Die Vorhänge, welche die Fenster bedeckten, oder die Thüren verhüllten, oder die großen goldverzierten Luster

vom reinsten Kristall überzogen, waren vom echt indischen Mousselin und anmuthig drappirt. Dort wo es nöthig war, wurden sie von schwer vergoldeten Spangen oder seidenen Trodbeln zusammen gehalten.

Im Arbeitszimmer an einem Schreibepulte sitzt Herr Raily, der Gebieter in diesen Räumen.

In diesem Momente hatte die Spieluhr im Nebengemache eben die zehnte Stunde geschlagen und ihre Weise herabgeorgelt. Man darf nämlich nicht vergessen, daß damals in Wien eine außerordentliche Vorliebe für Spieluhren zu grassiren begann.

Raily hatte noch nicht seine Vormittags-Toilette gemacht, sondern saß mit einem blauen Schlafrock von geblumten Damast und rothen, türkischen Pantoffeln gekleidet, wozu er ein goldgesticktes chinesisches Käppchen trug, welches Negligee ihm einige Aehnlichkeit mit einem Mandarin des himmlischen Reiches verlieh, vor seinem Schreibtische.

Er hatte den „Oesterreichischen Beobachter“ und die „Wiener Zeitung“ vor sich und las mit großer Aufmerksamkeit nicht etwa die politischen ohnedies sparsam vorkommenden Artikel dieser Organe, sondern das von Tag zu Tag fortgesetzte Register der angekommenen Kongreß-Celebritäten, bei denen die Wohnungen, welche sie bezogen, angegeben waren.

Hie und da machte er bei einem der Namen ein rothes Kreuzchen, ja, einzelne derselben zeichnete er in sein Portefeuille.

Bei diesem Geschäfte wurde er durch das Eintreten seines Kammerdieners unterbrochen.

„Gnädiger Herr!“

„Was gibt es denn in aller Frühe?“

„Ich soll einen Fremden melden.“

„Ich bin noch nicht angekleidet.“

„Er nennt sich Herr John Bretton.

„Kann warten, rief Herr Raily etwas unwirsch, doch verbesserte er sich augenblicklich und sagte:

„Laß ihn eintreten!“

Wenige Augenblicke später trat der Genannte ein.

Doch das war äußerlich nicht mehr derselbe Mann, der vor kaum zehn Tagen in Hollabrunn vor dem Gasthause im Lichtkreise einer großen Laterne trotz der Vornehmheit seiner Manieren eine keineswegs gentlemansche Hülle wies.

Der Anzug, welcher damals Spuren von Liederlichkeit zur Schau trug, war verschwunden, heute war der Mann völlig salonfähig.

Schwarzer Frack und schwarzes Beinkleid vom feinsten Tuch, seidene Strümpfe und glänzende Schuhe, Gilet und Cravatte von weißem Atlas, ein feiner schwarzer Hut, Handschuhe und goldene Uhrkette, nichts fehlte.

Rechnet man dazu die leichten, feinen Manieren des Mannes, ferner ein geordnetes, wenig gepudertes Haar, und einen sorgfältig gekräuselten Bart, dem man wahrhaftig die frühere struppige Zerzausung nicht ansieht, so hat man an John Bretton nichts auszusetzen, als höchstens, die noch etwas aufgedunsenen Wangen und die

rothgeränderten Augen, welche Spuren der Vergangenheit leider nicht vertilgt, nicht verwechselt und nicht bedeckt werden konnten.

Herr John schritt über die Parquetten, streckte Herrn Raily die Hand entgegen und rief vertraulich:

„Guten Tag, mein Freund!“

„Guten Morgen, Du bist zeitlich auf den Beinen.“

„Um einen Freund wieder zu sehen, kann man nicht früh genug aufstehen. Du wirst doch nicht zürnen, daß ich Dich erst heute besuche? Ich war von so vielen häuslichen Angelegenheiten in Anspruch genommen.“

„Schon gut, John, wir kennen uns.“

„Wir kennen uns? Was mich betrifft, ja, denn ich bin noch immer der Alte, Du aber scheinst Dich sehr geändert zu haben?“

„Wie man's nimmt. Mir hast Du in London, wo wir uns vor Jahren zum letzten Mal sahen, viel besser gefallen.“

„Geschmacksache. Wo warst Du seitdem?“

„In Frankreich.“

„Ich durchreiste Schweden, Dänemark und Rußland.“

„Mir ging es miserabel.“

„Mir vortrefflich.“

„Du bist Millionär.“

„Und Du ein armer Teufel.“

„Arm? Wahr; aber deßwegen noch immer der alte John Bretton, der für einen Collegen Alles thut, sogar sein Leben nicht schont. Du hast Beweise, daß ich nicht prahle.“

„Du bist ein Hitzkopf, ein Wagehals."

„Und Du eine kalte, berechnende Seele."

„Das will sagen?"

„Das wir zu einander passen, daher auch zu einander halten sollten. Das scheint jedoch nicht Deine Absicht zu sein. Dein Empfang war eisig, meinst Du mit einigen Pfunden Deine Schuld an mich abgetragen zu haben? Jener Wälsche, den Du zum Hahnrei machtest, würde Dich erdolcht und wie eine Fledermaus an das Thor seines Palastes zum abschreckenden Beispiele genagelt haben, wenn ich nicht gewesen wäre und Dir das Leben gerettet hätte. Ein zweites Mal —"

„Schon gut," unterbrach Raily den Sprecher, „wozu diese Reminiscenzen, benöthigest Du Geld?"

„Danke, mein Lieber, ich habe noch nicht Alles ausgegeben. Was ich wünsche ist, erstens: ein freundlicher Empfang, zweitens: freier Zutritt zu Dir, der mir als Deinem Freunde gebührt. Beliebt es Dir nicht, mein Freund zu sein, so überlasse ich Dich Deinem Schicksale und Deinen Feinden, zu welchen Du dann auch natürlich mich zählen kannst."

Die offene Drohung war Herrn Raily keineswegs gleichgiltig.

Er mochte seinen Mann kennen und wissen, was er von ihm zu fürchten hatte?

Er zwang sich daher zu einem Lächeln und entgegnete mit dem Tone erwachender Freundlichkeit:

„So war's nicht gemeint, mein Lieber; so weit soll es zwischen uns nicht kommen. Ich bin nicht undankbar

und besitze ein zu treues Gedächtniß, um Dienste zu vergessen, wie Du sie mir geleistet hast. Wir bleiben daher die Alten, nur bitte ich Dich, wohl zu erwägen, daß wir uns auf dem Kongresse befinden, wo die Crême der europäischen Gesellschaft versammelt ist, und wo auch ich ein Haus führe, welches selbst in der Mitte dieses Reichthums und Aufwandes nicht unbeachtet bleiben wird."

„Sei außer Sorge, ich werde Dir keine Unehre machen. John Bretton ist, wenn er es sein will, ein Gentlemann."

„Wir verstehen uns also?"

„Vollkommen. Nur eine Frage: In welcher Beziehung kann ich Dir nützlich sein?"

„Vor der Hand danke ich Dir für Deine Bereitwilligkeit, ich bin noch zu isolirt und suche erst neue Verbindungen anzuknüpfen, alte Bekanntschaften aufzusuchen. Du wirst mich ohnedies oft besuchen, ich werde daher, sobald sich etwas ergibt, Deine Dienste in Anspruch nehmen."

„Gut, ich verlasse Dich. Leb' wohl."

Master John, im Begriffe gehen, wurde von seinem Freunde aufgehalten.

„Noch eins, sagte dieser, ich will Dich noch mit einem Auftrage beschweren."

„Ich bin bereit."

„Im Hause gegenüber wohnt eine junge Griechin, die sich Theodora Asav nennt."

„Theodora Asav, wiederholte John, gleichsam um diesen Namen seinem Gedächtnisse einzuprägen."

„Sie ist Witwe, ich kenne sie. Ich wünschte zu erfahren, ob Theodora noch frei ist, oder ob ihr Herz sich bereits Jemand auserkoren hat, und wenn Letzteres der Fall, will ich wissen, wer der Mann ihrer Liebe ist?“

„Ich werde mich bemühen, Deine Wünsche zu erfüllen. Doch erlaube mir einige Fragen.“

„Nun?“

„Du kennst jene Dame.“

„Du hast es bereits vernommen.“

„Sie ist Dir vielleicht nicht ganz gleichgiltig.“

„Vielleicht.“

„John schüttelte den Kopf.“

„Freund, ich will nicht hoffen, daß Du in Deinem Alter tolle Streiche machen wirst?“

In meinem Alter?“

„Du stehst in der Mitte der Vierzig.“

„Was liegt daran?“

„Sehr viel. Leute, wie wir, sollen sich nicht verlieben.“

„Warum?“

„Weil sie dumme Streiche machen.“

„Und wenn sie es dennoch thun?“

„Du erschreckst mich!“

„Beruhige Dich, Theodora wird mein werden, ohne daß mein Geist oder meine Ruhe darunter leiden. Ich rechne jedoch auf Deine Unterstützung. Leb' wohl.“

John Bretton grüßte freundlich und entfernte sich.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Graben.

Zur Zeit des Kongresses war der Graben einer der belebtesten Plätze der Residenz. Einheimische und Fremde promenirten hier zu jeder Tagesstunde. Man ging aus, Neuigkeiten zu hören und begnügte sich in deren Ermanglung mit Bonmots, Pikanterien und Anekdoten, die in solcher Fülle cirkulirten, daß es Spottsüchtigen nie an Stoff fehlte.

Man lebte damals in Wien wenig in seiner Wohnung, sondern war fast immer auf der Straße oder wohnte einem Specktakel bei.

Militärische Paraden, Redouten groß und klein, diplomatische und nicht diplomatische Feste, Soireen der haute finance, Bälle der Gesandten, Kunstgenüsse der verschiedensten Art folgten einander so rasch, daß man, wie die Wiener sagten, „aus den Festgewändern gar nicht heraus kam."

Es gab Tausende von Freunden und Bekannten, die sich nie in der Wohnung besuchten, sondern nur immer auf dem Graben zusammenkamen. Dort machte und empfing man Visiten, und blieb Einer aus, so hieß es gleich:

„Man sah ihn heute nicht auf dem Graben, der Arme muß schwer erkrankt sein!"

Wenn dies schon bei den Heimischen der Fall war,

um wie viel mehr erst bei den Fremden, die in ihren Wohnungen ohnedies nicht heimisch waren. So promenirten auch täglich auf dem Graben Graf Marsan und Marquis Montferon.

Der Kaiser von China, Graf Arthur Wasili, brauchte seine Bekannten nicht erst in ihren Wohnungen aufzusuchen, er kam zufällig auf den Graben, fand sie dort und die Bekanntschaft wurde erneuert. Man freute sich des Wiedersehens, man gedachte der früheren Zeit, erzählte sich die Erlebnisse und gab sich für den nächsten Tag wieder ein Redezvous, natürlich abermals auf dem — Graben.

Marsan und Montferon fanden sich die ersten auf dem Platze ein.

Der junge Graf war in Verzweiflung.

Bereits zwei Tage oder vielmehr zwei Abende waren verflossen, ohne daß die deutsch-böhmischen Zwillinge sich ein zweites Mal produzirt hätten.

Er ließ beim Landwehrmann Erkundigungen einziehen und da hieß es, der Flötenspieler sei erkrankt, daher würden die weiteren Produktionen erst später stattfinden. Der Graf ließ dem Mädchen nachforschen, es befand sich jedoch nicht im Prater bei Herrn Sinzinger und dieser gab vor, von der Wohnung der Geschwister nichts zu wissen.

„Freund, rief er Montferon entgegen, was sagen Sie zu meinem Unglück?"

„Was ist Ihnen zugestoßen?"

„Der Engel musizirt heute noch nicht."

„Entsetzlich!"

„Ich bin untröstlich.“

„Wie haben Sie sich gestern während des Konzertes im Staatssaal unterhalten?“

„Nicht am besten. Es war eine excentrische Idee des aufgestellten Festcomité's, auf hundert Pianofortes auf einmal musiziren zu lassen, ich sage Ihnen, es war kein Konzert, sondern ein Chaos von Tönen, ein Charivari. Der arme Salieri hat sich vergebens abgemüht, das Gigantenorchester im Zaum zu halten. Es ging Alles durcheinander.“

„Aber was soll auch das arme Komité thun? Es ist aufgestellt, für den Kongreß immer neue Vergnügungen zu erfinden und da ist es kein Wunder, wenn es manchmal auf Barockes verfällt.“

„Da verspreche ich mir von dem bevorstehenden Friedensfeste im Augarten mehr Unterhaltung.“

„Man spricht auch noch von einem großen Nationalfest im Prater. Nur fort so, es fängt an, mir in Wien zu gefallen.“

„Ah, da kommt Wasili.“

Der junge Seemann reichte den Freunden die Hand und rief:

„Da bin ich, aber sagt mir, was wird in jener Bude feilgeboten?“

„Es ist eine Lotterie.“

„Hier zu Lande Glückshafen genannt.“

„Ich begreife, sagte der Seemann, ein Hafen in dem man einläuft, um sein Geld zurückzulassen; ich kenne dergleichen Häfen mehr.

„Wollen wir nicht in's Kaffeehaus treten?" —

„Thuen wir es, vielleicht hören wir etwas Neues?"

Man begab sich zu Tarroni.

Das Kaffeehaus war stark besucht, die drei Freunde fanden dort andere Bekannte, an deren Unterhaltung sie Theil nahmen."

„Am Zehnten," so erzählte eben Einer, wird der großbrittanische Botschafter, Lord Stewart, seine feierliche Auffahrt beim Fürsten Metternich halten."

„Wissen Sie schon, daß Isabey, der auf den Rath Talleyrands hieher kam, die Notabilitäten des Kongreßes malt?"

„Der Künstler will die Diplomaten wenigstens auf der Leinwand einigen."

„Als ob jetzt schon von Uneinigkeit die Rede wäre, man ist noch nicht einmal beim Anfange des Anfanges, vor der Hand ist noch immer von Verschiebungen die Sprache. Dreimal wurde der Kongreß bereits vertagt."

„Und da soll es tagen!"

Dieser schlechte Witz fand nichts desto weniger seine Lacher, bis ein Herr rief:

„Nur nicht zu laut, meine Herren, damit wir mit dem Herrn von Hager in keine Collusion kommen, sonst erhalten wir eines Morgens ein Billetdoux und haben die Ehre am Abend Wien zu verlassen.

„Das wäre grausam; doch von etwas Anderem. Haben Sie den Witz des Königs von Preußen schon gehört?"

„Nein, nein, erzählen Sie."

„Se. Majestät dinirten neulich im Hôtel zum römischen Kaiser. Die Tafel war herzlich schlecht bestellt, und der König hob sie auf indem er sagte: Beim Kaiser von Oesterreich speist man doch besser."

„Wissen Sie schon," begann ein Anderer, „was sich neulich im Prater ereignete.

„Lassen Sie hören."

„Die Monarchen waren dort zu Pferde. Kaiser Franz will absteigen, ist aber von seinem Stallmeister durch einen Volkshaufen getrennt. Kaiser Alexander bemerkte dies kaum, so springt er auch schon vom Pferde, und hält unserem Kaiser den Steigriemen."

„Man erzählt von Josef II. und Friedrich II. etwas Aehnliches."

„Alexander macht überhaupt viel von sich sprechen, Wie edel benimmt er sich nur gegen Prinz Eugen, dem ehemaligen Vicekönige von Italien. Er hat durch seine Bevorzugung dem Adoptivsohne Napoleons am Kongresse jenes Ansehen verschafft, welches selbst dessen Schwiegervater, der König von Baiern ihm zu verschaffen zögerte."

„Man trifft auch den Prinzen stets an der Seite des Kaisers."

„Sie werden es schwer glauben, aber ich selbst sah neulich den Czar zu Fuße auf die Wieden eilen, um den Prinzen, der dort im sogenannten Kaiserhause wohnt, zu einem Spaziergange abzuholen."

Kaiser Alexander soll es ja auch sein, der eine Verlegenheit des Ceremoniels wegen des Vortrittes unter den Monarchen, die dem Oberceremonienmeister Grafen

von Wurmband viele unruhige Stunden verursachte, dadurch beseitigte, daß er vorschlug, was auch einstimmig angenommen wurde, das Alter allein soll überall maßgebend sein. Seitdem hat auch der sechzigjährige König von Würtemberg den Vortritt, und Kaiser Alexander als der Jüngste der sechs anwesenden Monarchen ist der Letzte."

„Man müßte zaudern, wenn man entscheiden sollte, wer von beiden Kaisern eigentlich der Herablassendste ist, ob Kaiser Franz oder Alexander?"

„Eine Distinktion würde den Ausschlag geben."

„Welche?"

„Dem Kaiser von Oesterreich ist sein herablassendes Benehmen natürlich, beim Kaiser von Rußland erkennt man das Bestreben, sich populär zu machen."

„Meine Herren," rief Einer, das Gespräch von dem berührten Thema ablenkend, „wer ist so gefällig, mich zu begleiten?"

„Wohin?"

„Zu Jean de Paris in der Herrngasse."

„Wer wird so zeitlich eine Delikatessenhandlung besuchen?"

„Ich habe Hunger."

„Wissen Sie, daß man sich zumunkelt, Herr Jean rekrutire seine Leckerbissen von den Ueberresten der Hoftafeln, die jenseits des Burgfriedens verschleppt werden?"

„Das wäre köstlich, denn da bezahlte Mancher, was er Mittags stehen ließ, Abends aufgewärmt mit enormen Preisen."

„Welch' schöne Dame geht da vorüber."

Dieser Aufruf genügte und Alles eilte hinaus."

„Wenn ich mich nicht täusche. ist's die Diamanten-Fanni."

„Warum nicht gar, die Dame ist viel üppiger."

„Es ist die schöne Karoline."

„Ja, ja, sie ist es."

„Parbleu," flüsterte der Seeoffizier den Freunden zu, „die schöne Karoline scheint wirklich schön zu sein, ich werde ihr nachsegeln."

„Halt, Freundchen, rief Graf Marsan, suchen Sie einen anderen Hafen, denn dieser ist bereits okkupirt."

„Dann heißt es freilich die Segel einreffen; danke für die Auskunft. Sie haben mir die Schmach eines Rückzuges erspart."

„Jetzt aber Freunde, sprach Wasili, sagt mir aufrichtig, habt ihr hier schon Liebesabenteuer gehabt?"

„Ich bin hinter einem hübschen Harfenmädchen her," sagte Graf Marsan.

„Ein Graf und eine Harfnerin, das kommt mir vor, als wenn ein vollkommen ausgerüsteter Dreidecker einer Fischerbarke nachsteuerte."

„Warten Sie, bis Sie den Engel sehen werden. Auch Fischerbarken haben oft köstlichen Inhalt."

„Sind Sie auch von der Harfnerin entzückt?" wendete sich der Seemann zu Montferon.

„Achille schwärmt für eine Griechin."

„Das lasse ich gelten."

Der Marquis hatte die Gewohnheit, fleißig zu beob-

achten und wenig zu sprechen. Er ließ daher die Freunde gewähren, welche sich auch bestrebten, an Gesprächigkeit zu ersetzen, was ihm abging. Als jedoch ihr Gespräch eine Richtung nahm, die auch ihn berührte, suchte er demselben eine andere Wendung zu geben und sagte, indem er sich zu Wasili kehrte:

„Was gedenken Sie heute zu beginnen?"

„Ich habe ein Empfehlungsschreiben abzugeben, welches mir mein Vater an einen seiner ehemaligen Freunde mitgab. Es ist dies eine Freundschaft aus dem vorigen Jahrhundert."

„Ah!"

„Mein Vater stand Anno achtundachtzig unter Patemkin bei Oczakow, dort war es, wo er den Prinzen von Ligne kennen lernte."

„Der Marschall also ist es —"

„Denn ich jetzt besuchen werde, um ihm das Schreiben meines Vaters zu übergeben."

„Graf, sagte Montferon, sich zu Marsan wendend, der Augenblick ist da, ich erinnere Sie an Ihr Versprechen, mich beim Prinzen einzuführen."

„Wie, rief Wasili, Sie kennen den Prinzen?"

„Ich bin so glücklich, bei ihm ein- und auszugehen," erwiederte der junge Graf.

„Dann machen wir uns alle Drei auf den Weg, lassen uns zugleich melden und nehmen den Marschall im Sturm ein."

„Ob wir ihn einnehmen, versetzte Marsan, wage ich nicht zu behaupten, daß aber er Sie beide einnehmen wird,

wie er mich bereits ganz eingenommen hat, das möchte ich im Vorhinein beschwören. Er ist ein liebenswürdiger Greis."

„Ah rief der junge Kavalier, sich plötzlich unterbrechend, seht ihr dort den alten Herrn mit den Epauletten, von dem will ich euch schnell, bevor wir uns auf den Weg machen, ein Geschichtchen erzählen. Jener Herr war in den italienischen Feldzügen Brigadier. Ich weiß nicht war's bei St. Bonifacio oder Montebello, aber zwischen Vicenza oder Verona war es, da erhielt er den Befehl eine mit Kanonen besetzte Anhöhe zu erstürmen. Er encouragirt seine Leute, setzt sich in Bewegung, verliert 3000 Mann, erstürmt aber glücklich die Anhöhe. Zum Unglücke ist unser Held jedoch etwas kurzsichtig, er sucht daher sich auf dem Hügel zu orientiren und ruft plötzlich: „Kinder, ich habe mich geirrt, das ist nicht der Hügel, den ich nehmen sollte, es ist ein anderer der nützt uns nichts!" D'rauf läßt er kehrtum machen und marschirt in seine frühere Position. Kaum ist er jedoch dort angelangt, so besinnt er sich abermals eines Anderen und ruft: „Donnerwetter, Kinder, ich habe, mich wieder geirrt, jener Hügel war doch derjenige, den ich nehmen sollte: wir müssen wieder hinauf, marsch marsch!" Der wackere Heerführer kam jedoch zu spät; der Feind hatte die Anhöhe schon wieder besetzt, der General verlor abermals 1500 Mann und mußte abziehen. In Folge dieser Kurzsichtigkeit wurde der Kriegsheld auf halben Sold gesetzt, schlug sich später zur Opposition, und ist nun ein erklärter Anhänger der Bourbons."

„Welch' ein Unterschied, rief Wasili, bei euch gibt man diesem Herrn den halben Sold, weil er fünf und vierzig hundert Mann umsonst geopfert hat, bei uns hätte man ihn degradirt und nach Sibirien geschickt. Ich frage euch nun, wo ist man gerechter?„

Graf Marsan zuckte die Achseln, Montferon aber sagte: „Laßt das Grübeln und Raisonniren und treten wir unsern Weg an."

„Ja, ja, gehen wir zum Prinzen von Ligne."

Zehntes Kapitel.

Hotel de Ligne.

Viele Bewohner Wiens werden sich der schmalen, hohen, spitzgiebeligen Häuser erinnern, welche noch vor zehn Jahren auf der Mölkerbastei standen, bis sie durch die pallastartigen Bauten verdrängt wurden, welche heute ihren Platz einnehmen.

Unter jenen Häusern befanden sich wenige Schritte vom Baron Pasqualatischen Hause entfernt, ein hohes schmales Haus. Jedes Stockwerk enthielt nur eine Piece; zwei am Portale vorspringende Säulen bestrebten sich, dem sehr bescheidenen Bau ein etwas vornehmes Ansehen zu verschaffen, worin sie dadurch, unterstützt wurden, daß nebenan ein dazu gehöriges Domestiken- und Stall-

gebäude lag, welches von der Größe des Haushaltes Zeugniß gab.

Um erkennen zu lassen, daß jenes Haupt- und dieses Nebengebäude zusammen gehören, waren beide gleichfarbig, und zwar rosenroth übertüncht.

Dieses kleine rosarothe Haus auf der Bastei war das — Hotel de Ligne.

Als Graf Marsan, Marquis Montferon und Graf Wasili, die wir auf dem Wege hieher wissen, unweit von dem Hotel anlangten, bemerkten sie vor dem Portale eine prachtvolle Equipage, in welche eben zwei Damen stiegen.

„Was sind das für reizende Frauen?“ rief der russische Seemann.

„Ruhig Freundchen, besänftigte ihn Marsan, wie ich sehe, sind Sie eine leicht entzündbare Natur. Jene beiden Damen sind die Gräfin Palfy und die Fürstin Clary, Töchter des Prinzen von Ligne.“

„Welch eine herrliche Equipage!“

„Sie gehört dem Fürsten Clary; der greise Marschall fährt viel einfacher. Wenn Ihnen in den Straßen Wiens eine altersgraue Karosse begegnet, deren Federn aller Elasticität entbehren, bei jeder Bewegung laut knarren; eine Karosse, bei der man schwören möchte, daß sie niemals jung gewesen, und die von zwei hohen weißen Gäulen dahingeschleppt wird, wenn Ihnen, sage ich, ein solcher alterthümlicher Apparat begegnet, auf dem hinten auch ein klafterlanger phantastisch aufgeputzter Diener in

rosenrother Livree steht, dann haben Sie die Equipage des Prinzen von Ligne vor sich."

„Jener Diener ist ein alter Türke, Ismail genannt, den der Prinz bei der Belagerung von Ismail von dem Fürsten Potemkin zum Geschenke erhielt. Genügen Ihnen jedoch all' diese Kennzeichen nicht, so fassen Sie den Schlag der Karosse in's Auge, und Sie werden unter dem gemalten breiten Wappen den Wahlspruch des Hauses Egmont finden, von dem die Linie des Prinzen abstammt; dieser Wahlspruch lautet:

„Quo res cumque cadunt, semper stat linea recta."

„Nun meine Herrn, treten wir ein, wenn es gefällig ist. Aber einer nach dem Andern, sonst haben wir auf der Treppe keinen Platz."

Der Marschall war noch nicht in den ersten Stock, wo sich der Empfangssalon befand, herabgekommen, man mußte sich also bequemen, in den zweiten Stock zu steigen.

Dort befand sich dessen Arbeitszimmer, in dem nicht nur seine Bibliothek, sondern auch sein Bett stand, es diente ihm also in dreifacher Eigenschaft, als Arbeits- Schlaf- und Bibliothekzimmer.

Auf dem Wege dahin flüsterte Marsan seinen Begleitern zu: „Wir sind so glücklich, den Marschall in seinem Heiligthum zu treffen, macht Euch auf einen originellen Anblick gefaßt."

Man trat ein.

Schon der erste Anblick verrieth jene geniale Unordnung, die hier immer anzutreffen war.

Bücher und Karten bedeckten die Wände des Salons; mit Ausnahme des Bettes, welches eben verlassen worden war, gab es kein Möbel, das von Plänen, Büchern und Manuscripten verschont geblieben wäre.

Im bunten Wirrwar lagen hier die Werke eines Encyklopädisten an der Seite der militärischen Elaborate des Erzherzogs Karl, während dort ein strategischer Entwurf mit einigen hingeworfenen französischen Versen liebäugelte, ja aus einem Bande von Rausseau's Bekenntnissen guckte das Fragment eines rosarothen Billets hervor, dem man es ansah, daß es ein Liebesbrief sei, der noch nicht vollendet war.

An einem Schreibpulte steht der fast achtzigjährige Marschall Carl Joseph Fürst von Ligne.

Seine Gestalt ist von außergewöhnlicher Größe, sein Wuchs schlank, sein Aussehen kräftig.

In dem Momente, da die drei jungen Leute eintreten, wendet er sich ihnen zu, und sie erblicken einen jener Greisenköpfe, deren würdevolle Züge Ehrfurcht einflößen.

Ein Lächeln des Wohlwollens umschwebt den etwas breiten Mund, das Auge, selbst die stark überhängenden Brauen vermögen es nicht zu verdüstern, ruht lebhaft auf den Eingetretenen und blickt sie freundlich an.

Diesen interessanten Kopf bedeckt reiches, langes, silberweißes Haar, das leicht gepudert in Locken auf die Schultern niederwallt.

Die Tracht des Marschalls in diesem Momente ist ein Gemisch von Civil- und militärischer Kleidung. Er trägt

die Marschallsuniform, aber nicht zugeknöpft, ein kurzes Beinkleid, seidene Strümpfe und glänzende Schuhe.

Seitwärts liegt der militärische Hut, neben dem jener Stock steht, dessen sich der Prinz beim Ausgehen stets bedient.

Der hohen, aufrechten Gestalt des Greises sah man die achtzig Jahre nicht an. Noch weniger war dies der Fall, wenn der Fürst sprach, geistvoll und lebendig, wie er es stets pflegte, wenn er angeregt wurde oder bezaubern wollte. Dann pflegte der Marschall die Zuhörer mitten in sein ereignißreiches Leben, in das vergangene Jahrhundert zu versetzen, so daß man die Gegenwart ganz vergaß, und sich in jene Zeit hinein träumte, wo er jung gewesen, so jung, wie noch heute sein Geist, sein Gefühl und sein Gemüth waren.

Als die jungen Kavaliere eintraten, grüßte der Prinz den Grafen Marsan vertraulich mit der Hand und sagte: „Ich muß Sie schelten, mein Kind, Sie haben sich einige Tage bei mir nicht sehen lassen. Suchen Sie vielleicht Ihr Herz, das Sie, wer weiß in welchem Pallaste verloren haben, oder —“

„Mein Prinz, Sie belieben zu vergessen, daß ich nicht über meine ganze Zeit disponiren kann; ich unterwerfe mich jedoch Ihrer Zurechtweisung mit Vergnügen und bitte nur, bevor Sie über mich verfügen, mir zu gestatten, Ihnen meinen Freund, den Marquis Achille Montferon vorzustellen, der — ich, mein Prinz, darf es wohl sagen, ohne den Vorwurf der Schmeichelei auf mich

zu laden — den Stern seines Jahrhunderts kennen zu lernen wünscht."

„Mein Kind," unterbrach der Marschall den Sprecher, „Sie haben, ohne daran zu denken, eine passende Bezeichnung gewählt. Es gibt Sterne, die im Erbleichen sind, und ein solcher Stern bin ich. Meine Zeit ist um, merken Sie sich's, zu rechter Zeit sterben ist eine große Kunst, die nicht Jeder begreift, auch ich habe nichts davon verstanden; doch machen Sie mich auch mit jenen Herrn bekannt."

„Ich bin zu Ende, denn dieser Herr — Marsan wies auf den russischen Seeoffizier — bedarf meiner nicht, er wird sich Ihnen selbst durch einen Brief seines Vaters empfehlen."

„Mein Name, sagte der Offizier vortretend, ist Arthur Wasili, mein Vater war bei Oczakow Kapitän."

Der Marschall unterbrach ihn lebhaft:

„Ich entsinne mich, Sie sind also der Sohn des biederen Wasili, Sie sind ein schmucker Offizier geworden. Welch eine angenehme Erinnerung knüpft sich an jene Zeit, wo ich mit Ihrem Vater beisammen war. Ich befand mich damals — es war im Jahre 1788 — mit einem diplomatischen Auftrage betraut, bei dem Fürsten Potemkin, der die russische Armee gegen die Türken befehligte. Ich war Feldzeugmeister, Ihr Vater war mir als Begleiter beigegeben. Der gute Prinz war trotz seiner Vorliebe für Orden, er besaß deren bereits zwölf, doch zu keinem entscheidenden Schritte zu bewegen."

„Machen Sie“, sagte er, „daß Ihr Kaiser über die Save vorrückt, dann werde ich über den Bog gehen.“

„Ich erwiederte: wie können Sie hier nur Komplimente machen wollen, wie vor der Thüre eines Salons mein Kaiser läßt Ihnen den Vorzug.“

„Glauben Sie hieher gekommen zu sein,“ rief er, um mich bei der Nase herumzuführen?“

„Glauben Sie, daß ich gekommen wäre, wenn ich davon nicht vorhinein überzeugt gewesen wäre?“ antwortete ich.

Er lachte, warf sich mir an die Brust und wir umarmten uns wie arme Leute. Man bestürmte mich von Wien aus um Mittheilung des Operationsplanes. Ich drang in Potemkin und er versprach mir, ihn künftigen Tages zu senden. Ich warte Einen Tag, zwei, drei Tage, es vergehen fünf, zehn, vierzehn Tage, endlich erhalte ich ihn, der ganze Feldplan lautete: „Mit Gottes Beistand werde ich Alles angreifen, was vom Bog bis zum Dnister sich mir entgegen stellt.“

Sie können sich vorstellen, was unser Hofkriegsrath, als er diesen Plan erhielt, für Augen machte. Um die Belagerung von Oczakow zu leiten, sandte mir Lafayette einen französischen Ingenieur. Wenn ich mich recht entsinne, hieß er Marolle. Ich gehe mit ihm in Potemkins Zelt.

Noch ehe ich ihn dem Prinzen vorgestellt, schreit der Franzose: „Wo ist der General?“

„Hier,“ sagte ich und wies auf den Fürsten.

„Guten Morgen, General, nun was gibts, Sie wollen Oczakow haben?“

„Ich denke!“ antwortete Potemkin und legte die Bibel aus der Hand, deren Verehrer er war.

„Je nun, ruft der Ingenieur, das wollen wir schon machen. Ist nicht ein Buch von Vauban oder Cöhorn zur Hand? Ich könnte auch Saint-Remy brauchen, um mich wieder ein wenig auf das zu besinnen, was ich bereits vergessen, oder vielleicht auch niemals gewußt habe; denn im Grunde bin ich kein eigentlicher Festungsingenieur, sondern einer beim Brücken- und Wegbaue.“

Potemkin unterdrückte das Lachen und sagte gutmüthig: „Plagen Sie sich nicht weiter, mein Herr, sondern ruhen Sie aus, ich werde Ihnen das Essen in Ihr Zelt schicken. Doch meine Herren, ich ergehe mich da in vergangene Zeiten.“

„Oh, fahren Sie fort, mein Prinz, Sie wissen nicht, wie gerne wir Ihnen zuhören.“

„Schon gut, mein Kind, Sie schmeicheln den Schwächen der alten Sybille, doch lassen Sie mich früher den Brief lesen, den Arthurs Vater mir schrieb.“

Der Marschall durchflog das Schreiben und sagte dann:

„Sie sind mir aufs Wärmste empfohlen und ich heiße Sie willkommen. Marsan wird Sie mit der Sitte meines Hauses bekannt machen, und auch Sie, Herr Marquis, kommen Sie so oft es Ihnen beliebt, ich liebe es jetzt, die Jugend um mich zu sehen, um keinen Moment zu vergessen, daß ich der Vergangenheit angehöre.“

„Aber welch' einer Vergangenheit!“ rief Montferon.

„Sie haben recht, Marquis; es war eine schöne Zeit des Ringens, des Vorwärtsstrebens. Man lechzte nach Ehre und Auszeichnung, ohne deshalb wie Ihr Napoleon von einer Leidenschaft des Ruhmes befallen zu sein, die den großen Mann zum Störefried der Welt herabsinken ließ. Friedrich der Große war auch Soldat und Feldherr, er strebte auch sein Reich und seinen Namen groß zu machen, aber so weit verstieg sich sein Genie nicht, es achtete gewisse Grenzen, während Euer Robinson sich über alle hinwegsetzte. Euer Frankreich ist ein anderes geworden; wo sind die Zeiten, wo ich es zum ersten Male besuchte? Es galt Ludwig XV. die Nachricht von dem Siege bei Maxen zu überbringen, und ich war dazu ausersehen.

Ich war damals Oberst und hatte in den Schlachten bei Kolin, Breslau, Leuthen, Hohenkirchen mitgefochten; später kämpfte ich unter Lascy vor Berlin, Potsdam und Torgau, ich verlebte in Paris Tage, denen nur jene gleich kommen, die ich später am Hofe des nordischen Souveräns genoß.

Was wißt ihr, Kinder, vom Leben? Ihr, die ihr weder die Eremitage in Petersburg, noch Versailles zur Zeit seines Glanzes, noch Groß- oder Klein-Trianon gesehen, Trianon, wo Marie Antoinette, die engelgleiche Königin, vor einer Höflingsschaar, die von ihren Reizen trunken war, so königlich schlecht Komödie spielte.

Meine Reisen nach Frankreich, England, Rußland, Polen, Italien und Deutschland brachten mich mit den Notabilitäten des Jahrhunderts zusammen; ich verkehrte mit

Montesquieu, Voltaire und d'Alembert, ich bewunderte Maria Theresia, ich vermittelte zwischen Friedrich und Josef, ich lag der Kaiserin Katharina zu Füßen, fing mit Marmontel Händel an und eroberte mit Loudon Belgrad.

Im Momente fällt mir jene Reise nach der Krimm ein, wo ich die herrliche Katharina begleitete. Es war eine Feenreise, ein Zauber schien die Sinne in ewige Trunkenheit zu tauchen.

Wir befanden uns in Taurien und fuhren eben um das Vorgebirge Parthenizza, wo einst der Tempel Iphigeniens gestanden haben soll, herum. Auf der kaiserlichen Yacht stritt man sich um die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit dieser Tradition, da plötzlich streckte die Kaiserin ihre feingeformte Hand nach dem Felsen aus und sagte:

„Prinz von Ligne, ich schenke Ihnen das streitige Gebiet."

Ohne mich zu besinnen, stürze ich mich mit Hut und Uniform in's Meer, schwimme an das Vorgebirge und erreiche es.

Meinen Degen ziehend rufe ich, den Fuß auf's feste Land setzend: „Euere Majestät, ich nehme Besitz von meinem Lande!" und seitdem bin ich Besitzer eines Felsens auf Tauris, der meinen Namen trägt.

Sehen Sie, meine Kinder, damals war ich noch jung, jetzt bin ich — sprach er lächelnd — auch noch nicht alt, ich halte mich wenigstens für jung, wenn auch manche Kritiker das Gegentheil beweisen werden. Ich

bilde mir ein, jung zu sein, also bin ich es. Was meinen Sie dazu?"

Die drei Kavaliere lächelten und der Prinz sagte:

„Merken Sie sich's, das ist die Thorheit des Alters. Doch jetzt gestehen Sie mir, wie gefallen Sie sich in Wien?"

„Vortrefflich!" lautete die einstimmige Antwort.

„Ich glaub es gerne, in diesem Momente ist Europa in Wien, Fürsten und Diplomaten genießen hier ihre Ferien, und man treibt Politik auf Redouten, Bällen u. s. w. Sonderbär, die Vergnügungen sollen den Frieden erringen. Le Congress danse bien, mais il ne marche pas. Das gefällt nun der jungen Welt und sie reibt sich vergnügt die Hände. Aber wir alte Herren, was sollen wir dazu sagen? Wir schweigen und sehen zu, das ist das Klügste, auch ich will mich auf diese Weise amüsiren, ich will nur einmal den Mund aufthun und zwar, um von dem Kongresse einen neuen Hut zu reklamiren, da ich den meinigen durch fortwährendes Grüßen der Souveräne ruinire, denen man allerorts begegnet. Doch ich verzichte sogar auf den Hut, wenn es dem Kongresse nur gelingt, einen dauerhaften Frieden zu schließen."

„Zweifeln Sie daran, mein Prinz?"

Der Marschall lächelte und versetzte:

„Ich zweifle nicht, aber es wird viel Tinte kosten. Denken Sie nur an die unzähligen Interessen, die zu ordnen sind, die sich aber nach allen Richtungen kreuzen. Preußen will Sachsen, Rußland will Polen errin-

gen; Murat, König von Napoleons Gnaden, will den Thron von Neapel behalten, dann kommen die deutschen Staaten, die Mediatisirten und Nichtmediatisirten, die napoleonischen Könige, Sardinien, die Schweiz u. s. w., überall gibt es Eroberungs- oder Erhaltungsgelüste, die der Kongreß befriedigen soll. Mitten in diesen Wirbel hinein tritt nun Herr von Talleyrand mit seinem veilchenblauen Staatskleide, verneigt sich anständig, und sagt beiläufig: Ich bitte die hohe Versammlung, den hohen Adel, das verbündete Militär und das verehrungswürdige Publikum, ja nicht zu vergessen, daß Sie zwar Herrn Bonaparte, aber keineswegs Frankreich besiegt haben, daß es hinterm Ofen Leute gab, die auf Frankreich ein legitimes Recht beanspruchen; verstehen Sie mich wohl, meine Herren, wird er sagen, ich bediene mich eines neuen Wortes, welches Sie bisher in Ihrem Staatslexikon vergebens gesucht, ich meine das Wort: Legitimität u. s. w."

„So beiläufig wird Ihr Herr von Talleyrand sprechen, wird irgend einen Zankapfel auswerfen und die ganze Einigkeit der acht Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet haben, wird in Trümmer gehen; sogar vielleicht die Verbündung der drei Großmächte mit; wer kann es wissen, was dem Schlauesten der Schlauen belieben wird?"

„Der Kongreß," bemerkte Graf Marsan, „wird sich auf diese Weise in die Länge ziehen."

„Die Dauer wollen wir ihm vergeben," erwiederte der Prinz, „wenn er nur glücklich zu Ende kommt."

„Bei dem Allen ist Oesterreich zu bewundern," meinte Wasili, „daß es mit solcher Splendidität für seine Gäste sorgt. Ich hörte mit offenem Munde als man mir davon erzählte. In der Burg wohnen jetzt zwei Kaiser, vier Könige, zwei Kronprinzen, zwei Kaiserinnen, eine Königin, zwei Erzherzoginnen und drei Prinzen. Kaiser Franz ließ 300 ganz gleiche Wagen anfertigen, deren sich jeder Hofstaat seiner gekrönten Gäste bedienen kann. Die kaiserliche Küche kostet täglich an 50,000 Gulden; man hat berechnet, daß die Kosten, welche der Kongreß verursacht, sich monatlich auf acht Millionen Franken belaufen."

Der Marschall unterbrach den Sprecher und rief heiter:

„Sie sagen, mein junger Freund, man hat berechnet, wer hat berechnet? Wenn sich wirklich Jemand die Mühe nahm, den Kongreß-Ausgaben nachzuspähen, so war es gewiß kein Oesterreicher. Wenn es Gastfreundschaft gilt, pflegt man in Oesterreich nicht nachzurechnen. Wenn Oesterreich sich je besiegen ließ, auf dem Felde der Gastfreundschaft nie. Ich bin überzeugt, daß man unter den hunderttausend Fremden nicht tausend trifft, denen es in Wien nicht gefällt, selbst wenn sie der deutschen Sprache nicht in dem Maße mächtig sind, um die wenigen auffälligen Eigenthümlichkeiten der hiesigen Bevölkerung kennen zu lernen, Doch nun ist's genug, meine Kinder, begleitet mich hinab, wir werden im Salon Besuche finden, Leute meines Alters dürfen nicht unmanierlich sein und auf sich warten lassen, man verzeiht

der Jugend Manches, was man am Alter unnachsichtlich tadelt."

Es war leicht wahrzunehmen, daß der Prinz nur zu oft auf sein Alter zurückkam, welches ihm so viel Herzleid verursachte.

Er fühlte, daß die neue Welt nicht mehr die seine war, so sehr er sich auch beflieẞ, durch Fügsamkeit und frohe Laune sich ihr anzuschmiegen.

Graf Marsan gedachte ihn, wie schon oft diese Gedanken vergessen zu machen und sagte:

„Wer würde es wagen, gegen einen Mann wie Sie, mein Prinz, sich einen Tadel zu erlauben?"

„Sie kennen die große Welt nicht, das Auge dieser Welt ist ein Mikroskop, welches tausendmal vergrößert. Zeigen Sie ein schwarzes Pünktchen auf der Stirne und diese Welt wird gleich rufen: Ah welch' ein Geweih?" und am Ende bin ich auch ein Mensch, so schwach wie andere Sterbliche, nicht jeder kann dem Beispiele des unvergeßlichen Josef folgen, der — wenn er den ganzen Tag unermüdlich gearbeitet — sich Abends vor dem Schlafengehen leicht auf die Wange schlug und zu sich selbst sagte: „Nun geh' schlafen Josef, ich bin mit Deinem Tagewerk zufrieden!" Jetzt kommen Sie, meine Herren."

„Der Marschall nahm seinen Stock, den Hut unter den Arm und gieng voraus, die übrigen folgten.

„Was sagen Sie zu dieser schmalen Treppe,? scherzte er auf dem Wege zur ersten Etage, dieser Bau ist mehr Käfig als Haus! —"

„Mein Prinz, antwortete Montferon, ich sage jetzt dasselbe, was Sie zu Madame Stael sagten, die sich bei Ihnen wegen ihrer wenig anständigen Wohnung im Gasthofe zum Schwan zu entschuldigen suchte:“

„Bei Ihnen, Madame, befindet man sich stets auf dem Parnaß.“

Der Marschall lachte.

„Sie glauben es kaum,“ sagte er, „wie sehr sich die große Frau durch diesen kleinen Scherz geschmeichelt fühlte. Sie vergalt ihn auch augenblicklich, indem sie mich fest anblickend sagte: „Ich kam nach Wien, meinen Sohn in die Schule des Genies zu bringen!“ Ich blieb ihr die Galanterie nicht schuldig und antwortete rasch: „Dort war er schon seit seiner Geburt, Madame!“ Von diesem Momente war die geniale Frau meine Verehrerin.“

„Und Sie der ihre, Herr Marschall.“

Alle lachten und zwangen sich erst zum Ernste, als sie in den Salon traten.

Von diesem Momente an gehörte der Marschall der Gesellschaft an, die den außerordentlichen Mann in seiner kleinen Wohnung fast bestürmte, um eines jener Witzworte zu erhaschen, welches dann wie ein Pfeil durch die Salons flog und verkündete, daß achtzig Lebensjahre an dem Geiste dieses Mannes ganz spurlos vorübergegangen.

Die drei Kavaliere ergriffen die erste Gelegenheit, den Salon unbemerkt zu verlassen.

Sie hatten ihre Absicht erreicht, von nun an stand das Haus des Marschalls nicht nur Marsan, sondern auch Wasili und Montferon offen.

Alle drei eilten in die Stadt, um sich neuerdings in die Bewegung des Tages zu stürzen.

Was den Kaiser von China speziell betraf, so war heute der Tag, wo er dem Artikel III. der geschlossenen Allianz Folge leisten mußte.

Eilftes Kapitel.

Eine große Redoute.

Die Bezeichnung: „eine große Redoute“ ist ja nicht dahin zu deuten, als ob sich das Eigenschaftswort speziell auf diese eine Redoute bezöge; der Sinn ist ein anderer.

Der Glanz und die Pracht der zahlreichen Redouten während der Dauer des Kongresses waren fast immer dieselben, die Menge der Zuschauer blieb sich in der Regel gleich, das Festcomité theilte viertausend Billets aus und achttausend oder noch mehr Besucher füllten den Saal. Wer keine Karte besaß, suchte wer weiß durch welchen Einfluß ein Plätzchen zu erobern, ja, es cirkulirten sogar falsche Eintrittskarten gleich dem falschen Gelde und die echten Billets, obwohl sie nur auf bestimmte Personen lauteten, hatten doch einen Kurs auf der Börse wie Staatspapiere.

Es gab zweierlei Redouten.

Auf den Einen erschienen die allerhöchsten Herrschaften, vorausgesetzt, daß sie kamen, maskirt oder incognito, auf

den Andern aber im vollsten Pompe. Jene hießen die kleinen, diese die großen Redouten. Auf beiden mußte Alles entweder maskirt oder im habit habille erscheinen.

„Ein Redoutenball", pflegte der Prinz von Ligne zu sagen, „ist die Thorheit der Vernunft."

Drei durch Gallerien, Gänge und Treppen verbundene Säle bildeten den Schauplatz, auf dem zehn bis zwölftausend Menschen durcheinander wogten.

Diese Säle waren: der große und kleine Redoutensaal und die kaiserliche Reitbahn.

Die Gänge, welche aus den Gemächern der kaiserlichen Burg herüberführen, strahlten in heller Beleuchtung und waren derart mit Blumen und Gesträuchern geschmückt, daß man in einem duftigen Gartengange zu wandeln meinte.

Nun kam man in den kleinen Redoutensaal. Die Tapeten von weißem Seidenstoff waren mit reichen Silberarabesken verziert, aus unzähligen Blumenvasen erhoben sich aromatisch duftende Sträuße und die Divans und Armsessel mit Sammt und Gold bedeckt luden zum Niederlassen ein.

Von da aus führte eine Allee von Orangebäumen, zwischen welchen riesige Kandelaber standen, in den großen Redoutensaal. Hier wie drüben spendeten mächtige Kronleuchter, mit tausend von glänzenden Kristalltropfen behangen, ein Meer von Licht, und man war des Anblickes noch gar nicht froh geworden, so fesselte schon den Blick über eine doppelte Treppe hinab, die wahrhaft reizende Aussicht in den neugeschaffenen Tanzsaal.

Es war dies jene schöne Halle, jenes Meisterstück der

Baukunst, welches unter Karl VI. an der Stelle des „Paradiesgärtels" aufgeführt und dessen Bau von 1729 bis 1735 dauerte; wir meinen die kaiserliche Reitbahn.

Diese herrliche Halle war in einen Feentempel umgestaltet, dessen luftige Decke von schlanken Säulen getragen, dessen blendend weißer Seidengrund mit Blau und Silber verziert, dessen ganzer Raum von nicht weniger als sechstausend Wachskerzen erleuchtet war.

An der obern Seite war für die Monarchen eine Estrade errichtet, mit Fahnen, Standarten und Trophäen geschmückt, ein Thronhimmel mit weißseidenen Faltenwürfen malerisch behangen.

Bei allen Festen des Kongresses, wo es eine derartige Anordnung galt, wurden Isabey und Moreau zu Rathe gezogen, und Künstler wie Stubenrauch, Langhanns, Sachetti, Gail, Depian, Schilcher u. s. w. machten die Entwürfe und führten sie aus.

Von mehreren Seiten ertönte Musik, überall spielten Kapellen, jede derselben zählte an hundert Musiker.

Die Menge wogte durch die Säle, bewunderte das Arrangement und mitunter auch die schimmernden Buffets mit den köstlichsten Erfrischungen, die herrlichen Toiletten und die Schönheiten des Welttheils, ja der Welt, denn nie hat eine Stadt einen solchen Flor von Damen besessen, nie und nirgends waren alle Nuancen von Schönheiten aller europäischen Nationen so vereint zu finden, wie hier. Aber nicht alle gönnten dem Auge den Anblick, neidische Masken bargen die Reize, für welche die

glühenden Blicke, die aus den Wachslarven hervorblitzten nicht entschädigen konnten.

Um die zehnte Stunde ertönte eine Fanfare, Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten.

Die Souveräne kamen.

Die Herrschaften traten paarweise in den Saal.

Kaiser Alexander eröffnete mit der Kaiserin von Oesterreich den Reigen.

Maria Ludovika strahlte in einem dreifachen Glanze, dem der Schönheit, Jugend und Herzensgüte. Dem berühmten, durch Tasso und Ariost gefeierten Hause Este entsprossen, liebte die reichbegabte Fürstin die Künste, manches schöne Werk stammte von ihr, das den Beifall der Kenner errang, nicht weil es von ihr, der Kaiserin kam, sondern weil es von Geschmack und Phantasie Zeugniß gab.

Dann kam Kaiser Franz I., an seiner Seite Elisabeth, die Kaiserin von Rußland; die hohe Frau war schlank, das schönste aschblonde Haar wallte frei auf die Schulter, das Auge strahlte, der Ausdruck ihres Antlitzes war hinreißend. Nur manchmal, vielleicht in unbewachten Augenblicken, strich eine Wolke trüber Schwermuth über das Antlitz und deutete auf einen Kummer, der tief im Grund des Herzens ruthe.

Die folgenden Paare waren Friedrich Christian, der Dänenkönig, mit der Erzherzogin Beatrix, der König von Preußen mit der Königin von Baiern, der König von Baiern mit der Großherzogin von Oldenburg und sofort die Erzherzoge, Prinzen und Prinzessinnen.

Allgemeiner Jubelruf empfängt die erlauchte Gesellschaft und hört nicht auf, bis sie durch alle drei Säle die erste Runde gemacht.

Welch' eine reizende Farbenmischung, welch' ein Schimmer von Orden und Dekorationen, welch' eine unglaubliche Verschiedenheit von Uniformen!

Die Kaiserinnen und Königinnen strahlten von Diamanten, die Erzherzoge trugen ihre Toisonorden in Brillanten.

Fürst Esterhazy prangt in seiner mit Solitärs besetzten Garde-Uniform.

Perlen, Diademe, Armbänder, Stickereien von kostbaren Steinen sind wie Sterne ausgesäet.

Nicht Ein Herr, der nicht einen kostbaren Stein an der Brust oder eine Agraffe am Knoten des Halstuches besässe, nicht Eine Dame ist anwesend, die nicht ihren ganzen Schmuck zur Schau trüge, und wo dieser nicht ausreichte, auch den ihrer sämmtlichen Bekanntschaft.

Und mitten durch dieses Meer von Edelsteinen bewegen sich Tausende von sinnreichen, schimmernden Masken, einzeln, paarweise, oder in ganzen Gruppen.

Da ein stolzer Venetianer zur Seite einer Dogarossa, dort ein diamantenbesäter Perser, hier König Lear mit seinen drei Töchtern, dort Ludwig XIV. mit Madame de La Vallière, und drüben vielleicht der Analogie wegen König Artus und Frau Venus.

Ein Zug in vier Gruppen gesondert, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Die eine Gruppe strahlt in Diamanten, die andern

in Rubinen, die dritte in Perlen und die letzten in goldbraunen Topasen. Es sind dies die vier Elemente, die Luft, das Feuer, das Wasser und die Erde.

Alles, was in Wien an Schönheit und Glanz vereint, ist anwesend.

Die Prinzessin von Thurn und Taxis, des Preußenkönigs Schwester, die Fürstinnen Metternich, Lichtenstein, Esterhazy, Bagration, Sapieha, Rasumowska, die Gräfinnen Therese Appony, Kohary, Zichy, Bernstoff, Rzewuska, die Gräfin von Perigord, Talleyrands reizende Nichte, Zamoiska und so fort unzählbare Andere.

Wohin das Auge fällt, sieht es Blumen aus dem großen Kranze, mit dem der Kongreß sich umschlang, damit mit dem Starken das Zarte, mit der Weisheit die Schönheit, mit dem Haupte das Herz sich paare.

Nachdem die Souveräne die drei Säle einmal durchschritten und ihnen die gebührende Huldigung dargebracht war, theilte sich die Gesellschaft.

Man suchte sich, fand sich, schloß sich an einander an und überließ sich sorglos diesem Rendezvous aller Nationen, wo die Meisten selbst ohne Masken einander fremd waren, wie erst in den Verkleidungen.

Auch Graf Wasili und Marquis Montferon waren zugegen.

Ersterer erschien in Begleitung des General Uwarow, erstem General-Adjutanten des russischen Kaisers, Letzterer hatte durch Marsan eine Karte erhalten.

So wie alle nichtmaskirten Herren, die weder in

Uniform noch in Staatskleidern erschienen, trug auch Achille einen schwarzen Frack, kurzes Seidenbeinkleid, schwarze Strümpfe, Escarpins und einen Klapphut, welch letztere so selten geworden waren, daß sich die Diener vor den Huthandlungen wie in Zeiten der Theuerung vor Bäckerladen herumbalgten und glücklich Derjenige, der nach der Affaire, wenn auch keinen Klapphut, so doch einen Dreispitz mit weißer oder schwarzer Plümage im Triumphe nach Hause tragen konnte.

Der Marquis hatte im großen Redoutensaale abseits ein Plätzchen erobert, von wo aus ihm eine ziemliche Uebersicht gegönnt war.

Was nützte sie? da er doch kaum die hervorragendsten Persönlichkeiten kannte, und die Uebrigen an ihm vorüberzogen wie Sterne, die der Laie bewundert, ohne ihre Namen, ihre Bahnen oder Bilder zu kennen.

Die Natur des jungen Mannes verläugnete sich auch in diesem Momente nicht, der Schimmer blendete ihn nicht, die allgemeine Bewegung erregte ihn nicht, er hing selbst in diesem Meere von Pracht seinen Gedanken nach.

Ob sie wohl anwesend ist? sprach er bei sich, und werde ich so glücklich sein, sie in diesem Gewühle aufzufinden?

Sein Blick suchte, prüfte, flog von Blume zu Blume und blieb nirgends hängen.

In diesem Momente näherte sich ihm Wasili und flüsterte:

„Gut, daß ich Sie treffe, Marquis."

„Was wünschen Sie?"

„Sehen Sie dort jene drei Masken, sie haben sich eben niedergelassen, ein Sultan mit zwei Favoritinnen.“

„Ich sehe sie.“

„Ich beobachte die falschen Moslims schon eine Weile und bemerkte —“

„Nun, was bemerken Sie?“

„Daß die eine der Türkinnen, nämlich die zur Rechten des Sultans sehr oft nach dieser Seite blickt, wo Sie stehen, ja, einmal wendete sie sogar das Köpfchen nach Ihnen zurück.“

„Wer weiß, ob die Aufmerksamkeit mir galt.“

„Wem sonst, als Ihnen? In jenem Momente befand sich Niemand in der Nähe, dem der Blick hätte gelten können. Sehen Sie, jetzt hat sie wieder hieher geschaut.“

Der Marquis konnte die Thatsache nicht in Abrede stellen.

„Ich begreife Sie nicht, fuhr Arthur fort, ein Anderer an Ihrer Stelle würde hineilen, ich zum Beispiel, der ich mich vergebens bestrebe, die Aufmerksamkeit einer Dame zu erregen, wäre ich so glücklich wie Sie, ich stünde jetzt schon dort.“

Achille unterbrach ihn: „Jene, die ich suche, werde ich dort nicht finden und die Uebrigen interessiren mich nicht.“

„Die Dame muß Sie doch anderswo gesehen haben, sonst würde Sie nicht —“

„Am Ende gelten die Blicke Ihnen, da die Dame

bemerkt haben wird, daß sie auch von Ihnen unaufhörlich fixirt wird."

„Mich interessirt die Andere."

„Jetzt begreife ich Ihren Eifer! Es sei, reichen Sie mir den Arm, wir wollen uns dem Orient nähern."

Die beiden Kavaliere gingen auf ihr Ziel los.

„Wir ziehen, sagte der Marquis, an ihnen langsam vorüber und ich werde zu Ihnen einige Worte so laut sprechen, daß mich die Masken hören müssen, Sie beobachten den Eindruck, den diese Worte machen."

„Wohl, es sei."

An den Masken vorübergehend hemmten Sie absichtlich ihre Schritte, so daß es einen Moment schien, als blieben sie stehen und Montferon sagte zu dem Seeoffizier:

„Merken Sie sich's, lieber Graf, wer gegen Griechenland ist, ist mein Feind, ich liebe Griechenland."

Wasili sah, wie die bezeichnete Maske, welche zur Rechten des Sultans saß, eine unwillkürliche Bewegung machte.

„Nun, was ist's?" fragte Achille, als sie sich entfernt hatten.

„Die Worte wirkten, die Maske wurde betroffen."

Sollte *sie* es sein? dachte Montferon und sagte dann laut: „Wir wollen sie nicht aus dem Auge verlieren."

„Einverstanden, doch hören Sie, lieber Marquis, damit die Freundschaft nicht etwa mit der Liebe in Collision gerathe, Sie interessiren sich für die Favoritin zur Rechten, ich für jene zur Linken."

„Nur vorsichtig, lieber Graf, man weiß noch immer nicht, welche Damen hinter den Masken athmen.“

Die Musik im Saale spielte fort, die schimmernden Wellen schlängelten noch langsam und träge durch den Raum.

Jetzt erhob sich der Sultan mit seinen Begleiterinnen, um abermals eine Tour im Saale zu machen.

Wahrscheinlich, um weniger aufzufallen, ließ er die beiden Damen vor sich hergehen und folgte ihnen auf dem Fuße, die beiden Freunde schritten natürlich hinter ihnen her.

Plötzlich entstand im Saale eine Bewegung.

Die Souveräne, nachdem sie die Räume mehrmals durchschritten hatten, begaben sich zur Estrade im Tanzsaal, wo sie sich unter dem Thronhimmel niederließen, um Zuschauer einer venetianischen Pantomime zu sein, welche von einer Gruppe maskirter Kinder ausgeführt, mit einem Ballet schließen sollte. Natürlich drängte sich nun Alles über die Treppe in den Tanzsaal hinab und mitten in diesem Gedränge steckte der Sultan mit seinem Gefolge.

„Freund, flüsterte Achille, nun gilt es eine Kriegslist.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Der Sultan muß von seinen Favoritinnen getrennt werden.“

„Ich bin dabei.“

„Sie als Russe nehmen den Sultan auf sich, und ich als Franzose werde die Favoritinnen erobern.“

„Aber, lieber Marquis, Sie vergessen, daß mir mit dem Sultan allein nicht gedient ist.“

„Im kleinen Redoutensaale am Anfange der Orangenallee treffen wir uns wieder.“

Arthur hatte keine Zeit mehr, Einwendungen zu machen, denn Achille benutzte eine wellenförmige Bewegung der Masse, sich rasch zwischen den Sultan und die Favoritinnen zu drängen.

In diesem Momente klopfte Wasili den Türken auf die Schulter, dieser wendete den Kopf nach rückwärts und der Seeoffizier flüsterte ihm zu:

„Großmächtigster Sultan, fürchtest Du nicht in diesem Gedränge Dein goldenes Horn zu verlieren?“

Der Sultan schüttelte sich, machte eine Geberde des Unwillens und sagte mürrisch: „Mein Horn sitzt fest, bewahre Du das Deine!“

„Um Vergebung, Großmächtigster, antwortete Wasili, ich bin noch nicht vermält und an ein Serail ist bei uns Nordländern vor der Hand noch nicht zu denken.“

Der Sultan brummte etwas unter der Wachslarve, was der Andere nicht verstand, wendete darauf den Kopf und suchte seine Begleiterinnen.

Er sah sie nicht.

Er spähte und spähte; vergebens, die Favoritinnen waren fort.

Achille hatte sich nämlich kaum hinter den Türkinnen befunden, so flüsterte er derjenigen, die vorhin rechts gesessen war, zu:

„Darf ein Sterblicher es wagen, der Reizendsten der Peri's den Weg nach Links zu empfehlen, wo das Gedränge geringer und die Gefahr eine mindere ist?“

„Die Damen antworteten nicht, doch hielten sie sich in der That nach dieser Seite; das mochte auch der Grund sein, warum der Sultan, der sie stets in der Richtung gerade vor sich hin suchte, nicht bemerkte.

Der Marquis sah die eine Dame sich umwenden und erschrecken, worauf Beide mit einander zu flüstern begannen.

Es war offenbar, sie vermißten ihren Begleiter, ihre Verlegenheit war nicht zu verkennen.

Achille faßte Muth und sagte wieder: Wenn die reizenden Masken sich nicht einer erneuerten Verlegenheit aussetzen wollen, so rathe ich Ihnen, sich abermals links zu wenden.

Sie sind sehr zudringlich, mein Herr, sagte jene der Damen für welche sich Wasili interessirte. Sie tragen die Schuld, daß wir unseren Begleiter verloren.

Ich unterwerfe mich im Voraus jeder Strafe.

Helfen Sie uns jetzt, den Verlornen zu suchen.

Es ist unmöglich, ihm zu nahen, denn in diesem Momente wurde er von einer Woge die Treppe hinabgedrängt und kann die Reitbahn vor Ende der Pantomime nicht verlassen.

O, welche Verlegenheit!

Trauen Sie mir. Ich stehe unmaskirt vor Ihnen, ich bin der Marquis Achille Montferon, darf ich es wagen, mich Ihnen während der Abwesenheit Ihres Begleiters als Beschützer anzubieten?

Die Masken blickten einander an; endlich erwiederte die vorige Sprecherin: Es ist eigennützig, Herr Marquis, uns in eine Verlegenheit zu versetzen, um sie dann auszubeuten.

Und wenn dem so wäre, würden Sie dem Manne zürnen, der nicht umhin kann, Ihnen seine Huldigung darzubringen.

Ihre Huldigung? Sie kömmt etwas vorschnell, Herr Marquis, Sie kennen uns ja noch gar nicht!

Wenn Ihre Begleiterin diejenige ist, die ich vermuthe, dann ist keine Huldigung ergeben genug, um ihrer würdig zu sein.

Wie ungalant, Herr Marquis, Sie sprechen blos von meiner Begleiterin.

Was Sie betrifft, reizende Peri, so kenne ich einen Zweiten, der Ihnen wiederholen wird, was ich soeben Ihrer Begleiterin betheuerte.

Ich sehe keinen Zweiten an Ihrer Seite.

Er wird nicht lange ferne bleiben, wenn wir in diesem Orangengange, wo wir eben angelangt sind, etwas verweilen.

Ist er etwa auch ein Franzose?

„O nein, er ist ein Russe."

Die Maske machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Ein Russe?" sagte sie, vielleicht der junge Offizier, der vorhin mit Ihnen sprach?

Derselbe.

Wie nennt er sich?

Graf Arthur Wasili.

„Die Maske schwieg."

Montferon, nachdem er eine Weile stumm an ihrer Seite einhergegangen, nahm das Wort: Darf ich Sie auf Einen Umstand aufmerksam machen?

Vielleicht darauf, bemerkte die Sprecherin von vorhin, daß wir durch Ihre Schuld auf das Ballet in der Reitbahn verzichten müssen?

Achille entgegnete: Sie sind unerbittlich, wenn es gilt, mich an meine Sünden zu erinnern.

Kommen Sie auf jenen Umstand zurück.

Sie wissen meinen Namen und kennen mich vielleicht?

Das will sagen, daß auch Sie uns zu kennen wünschten.

Errathen, schöne Maske.

Die Andere der Damen, welche bisher kein Wort verloren hatte, machte eine abwehrende Pantomime.

Wie, Sie sträuben sich, würdigen mich keines Wortes, sind Sie nicht Diejenige, die ich auf der Bastei zu bemerken so glücklich war?

Die Angeredete zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: „Rathe Du, ich weiß es!"

Sie verharren in Ihrer Grausamkeit?

Ich bin nicht Diejenige, für die Sie mich halten.

Sie wollen mich täuschen, mein Herz spricht das Gegentheil.

Wer wird einem so unbeständigen Wesen Glauben schenken?

Die Antwort auf diese Frage war noch nicht erfolgt, als Wasili herbeieilte, sich vor der Dame verneigte und dann zu Achille, so daß die Andern es hören konnten sagte:

Ich mache Sie aufmerksam, lieber Marquis, daß sich seit einigen Minuten ein blauer Domino in Ihre Nähe drängt.

Montferon blickte die Dame fragend an, und diese machten eine verneinende Bewegung.

Der Domino gehört also nicht zu Ihnen? sagte der Offizier, dann ist es an uns, den Zudringlichen abzuweisen.

„Ums Himmelswillen," flüsterte die wortkarge Maske, „vermeiden Sie jedes Aufsehen."

„Vertrauen Sie sich unserem Schutze an?"

Die Masken nickten.

Achille reichte der Spröden den Arm und Wasili that ganz entzückt dasselbe bei der Anderen.

Der blaue Domino, eine kleine, gedrungene Gestalt, umkreiste sie wie ein Falke, bevor er sich anschickt auf seine Beute herabzustürzen.

In einem Momente, wo er den beiden Paaren nahe kam, konnte sich Wasili nicht enthalten, ihn anzusprechen und sagte mit einem Tone, der die Gereiztheit nicht verkennen ließ: „Mein Herr, Sie schenken uns viel Aufmerksamkeit."

„Ich bin so frei," war die kurze Antwort.

„Sie sollen aber auch darauf Rücksicht nehmen, ob es uns angenehm ist."

„Ich würde das Gegentheil bedauern."

„Wir haben nicht die Ehre Sie zu kennen."

„Ich bin ein Engländer."

„Ich ein Russe."

„Und ich," sagte Achille, „bin ein Franzose."

„Wie es scheint, interessiren wir uns alle Drei für die reizenden Türkinnen."

Die Damen machten eine abwehrende Bewegung.

Montferon blickte den Domino finster an und sagte: „Genug der Zudringlichkeit, Sie mißbrauchen die Maskenfreiheit, verlassen Sie uns!“

Der Blaue verneigte sich und sagte: „Ich füge mich alsogleich Ihrem Wunsche, wenn Sie die Gewogenheit haben mir Ihren Namen zu nennen.

„Hier meine Karte.“

Der Domino nahm sie und entfernte sich.

„Sie hätten auch seine Karte begehren sollen,“ meinte Wasili.

„Wer garantirt für deren Echtheit? Wenn mich der Mann zu finden wünscht, so werden wir uns finden?“

„Der Saal füllt sich wieder.“

„Die Pantomime wird zu Ende sein.“

„Nun helfen Sie uns unseren Beschützer suchen.“

„Wie, wir sollen Sie dem zuführen, der Sie von uns trennt?“

„Bevor wir Ihnen gestanden, was wir für Sie fühlen?“

„Wir kennen diese Geständnisse auswendig. Sie lieben mich, und dieser Herr liebt meine Gefährtin, natürlich, die es nicht glaubt ist eine Tyrannin. Sie haben mich zwar noch nicht gesehen, aber das macht nichts, Sie lieben uns dennoch, heiß und innig, wie noch nie geliebt wurde. Sie sind auch bereit, Ihre Liebe zu beschwören und wir sind verpflichtet, diesen Schwüren den unerschütterlichsten Glauben zu schenken.“

„Welch' ein Hohn, wie grausam.“

„Ob grausam oder nicht, gleichviel, folgen Sie unsern Wünschen und fügen Sie sich der Nothwendigkeit.“

Achille und Arthur sträubten sich gegen das harte Verlangen, die Masken blieben standhaft, und drohten, im Falle einer beharrlichen Zudringlichkeit, die jungen Herren gar nie mehr anzuhören.

Dies wirkte.

„Gut denn,“ rief Wasili in Verzweiflung, „wir wollen Ihnen gehorchen und Sie verlassen, nur versprechen Sie uns —“

„Keine Traktate, meine Herren, Sie gehorchen blindlings, oder geben jede Hoffnung auf, uns wieder zu sehen. Jetzt helfen Sie uns, unseren Beschützer zu suchen.“

Die Kavaliere fügten sich.

Acht Augen spähten nach dem Sultan und fanden ihn bald.

Die Masken winkten den Kavalieren, zurück zu bleiben, und begaben sich zu dem Wiedergefundenen, der sehr eifrig gestikulirte, und sich mit ihnen im Gewühle verlor.

Montferon hatte Mühe, den Seeoffizier, welcher den Masken folgen wollte, zurückzuhalten.

Als die Pantomime zu Ende war, erschienen die Souveräne wieder in den Sälen und zogen sich erst um Mitternacht zurück.

Jetzt begannen die Orchester den vaterländischen Walzer zu spielen, die Augen belebten sich, die Mienen wurden verklärt, Wonne durchrauschte die Herzen, eine electrische Bewegung zuckte durch die ganze Versammlung, und im Nu flogen walzende Paare dahin, leicht beschwingt, wie Blätter, welche ein leiser Morgenwind im Kreise herumtreibt.

Wer diese Diamanten, Brillanten im Kreise herumwirbeln sah, hätte meinen mögen, eine sich ringelnde Schlange zu sehen, deren Silberschuppen im Sonnenstrahle erglänzten.

Und so ging es fort, bis der Morgen heranbrach und die Karossen heranrasselten, die müden Tänzer heimzuführen.

Zwölftes Kapitel.

Die Landwehrwirthin und ihr Plan.

Die zweite Produktion der deutsch-böhmischen Zwillinge war noch nicht erfolgt, die Bemühungen des jungen Grafen, die schöne Harfnerin zu finden, daher vergebens.

Herr Sinzinger besaß außer seiner Praterwirthschaft auch in der Vorstadt Laimgrube eine Schenke, die ebenfalls, zum „Landwehrmann" beschildet war.

Diese Geschäfte florirten je nach der Jahreszeit, im Sommer jenes im Prater, im Winter jenes in der Vorstadt. Es war eine Art Zwickmühle, gings hier nicht, so ging es dort, unser Landwehrist hatte daher Ursache immer zufrieden zu sein.

Das Haus, in dem sich die Winterschenke befand, war klein, nur Ein Stockwerk hoch. Parterre befanden sich die Schanklokalitäten, Küchen und Kammern; in der obern Etage waren zwei Wohnungen, von denen die größere im

Besitze des Sinzingerschen Ehepaares stand, während die kleinere von einem bejahrten ledigen Herrn bewohnt wurde, der sich Baltasar Kern nannte.

In einem Kabinete der Sinzingerschen Wohnung finden wir die beiden Geschwister behaglich ruhend, allen Nachstellungen entzogen. Sie speisen an dem Tische des Landwehrmannes, wohnen unter seinem Schutze, zahlen dafür ein Geringes, und harren noch immer der Auseinandersetzung des Planes, den Frau Rosa ausführen wollte.

Nach dem ersten Frühmahle, welches die jungen Leute in ihrer neuen Behausung einnahmen, sagte Joseph zur Schwester: „Wir können dem Himmel danken, daß er uns diese braven Leute finden ließ, welche sich unserer wie Eltern annehmen.

„Du hast recht, lieber Bruder, der liebe Gott waltet sichtbar über uns."

„Was meinst Du, Josefine, sollten wir jetzt nicht jenen Herrn suchen?"

„Wen meinst Du?"

„Den Besitzer jenes Briefes, den wir in Hollabrunn fanden."

„Ich hätte fast an ihn vergessen. Wie nannte ihn der Postschreiber?"

„Achille Montferon."

„Ich meine, lieber Bruder, wir sollten in dieser Angelegenheit keinen Schritt thun, bis wir hier festen Fuß gefaßt haben."

„Unsere zweite Produktion wird wohl bald statt finden."

„Ich hoffe es und bin sehr neugierig, was die Wirthin zu Deinem Schutze ersonnen hat?“

„Sie wird mich doch nicht häßlich machen?“ meinte Josefine mit furchtsamer Miene.

„Sieh doch die kleine Eitelkeit, was läge daran, wenn sie es thäte?“

„Ich willige nicht ein,“ erwiedert die Jungfrau herb, „ich bin nicht zum Kongreß gekommen, um mir mein Gesicht verunstalten zu lassen.“

„So arg wird es wohl nicht sein, die Wirthin denkt vielleicht an eine Maskerade.“

„Daß ließ ich mir eher gefallen, eine Wachslarve kann man ablegen und man ist dann wieder wie früher; sie wird uns indessen wohl bald von ihrem Vorhaben in Kenntniß setzen.“

„Wir wollen hoffen, denn lange Zeit halte ich es nicht in solcher Unthätigkeit aus.“

„Sag' mir doch, lieber Bruder, was wir den Tag hindurch unternehmen, denn Du weißt, der Wirth wünscht, daß wir uns außerhalb des Hauses nicht sehen lassen.“

„Du wirst unsere Garderobe in Ordnung bringen und ich werde einige neue Piecen kopiren, die wir dann einstudiren.“

„Ich bin's zufrieden, also an die Arbeit!“

Die Geschwister waren bereits in voller Beschäftigung, als „Frau Rosl“ heraufkam, um, wie sie sagte, nach ihren Kinder zu sehen.

Sie nickte zufrieden mit dem Kopfe, wobei sie ihre Hände wie gewöhnlich kreuzte, und sagte: Fleißig, Fleißig,

das lob ich mir, die Mamsell näht, der junge Herr schreibt.

„Es ist eine neue Polonaise, liebe Madame, die wir bei nächster Gelegenheit aufführen werden."

„Sucht nur hübsche Sachen heraus, was so recht durchs Ohr in die Beine geht oder auch ins Herz, so liebt es unser Publikum."

„Wir wollen schon machen, daß man zufrieden sein wird."

„Beste Madame!"

„Was wünschen Sie, liebe Mamsell?"

„Wann werden Sie uns in Ihren Plan einweihen?"

Die Landwehrwirthin lachte pfiffig und antwortete: „Nur Geduld, Kinder."

„Wir fügen uns," sagte Josef, „doch nicht zu lange."

„Es gehört zu meinem Plane, daß ihr einige Tage den Augen des Publikums entzogen bleibt, bevor euere zweite Produktion stattfindet."

„Aber mein Gesicht werden Sie nicht verunstalten!" rief Josefine eifrig.

„Das fiel mir im Traume nicht ein."

„Vielleicht eine Maske?"

„Das nützte wenig!"

„Was denn sonst?"

„Geduld, ihr werdet es schon hören, heute oder längstens morgen. Jetzt aber etwas Anderes. Habt ihr bereits den Herrn bemerkt, der hier nebenan wohnt?"

„Ich sah ihn auf dem Gange stehen," entgegnete Josefine.

„Er wohnt schon längere Zeit bei uns, ist ein stiller Mann, der keine Unannehmlichkeiten macht, seine Miethe pünktlich entrichtet, der aber eine Menge Eigenheiten besitzt, die man ihm zu Gute halten muß. Darauf wollte ich euch aufmerksam machen, damit ihr mit ihm in keinen Streit gerathet. Thut, als ob ihr Alles glaubtet, was er sagt; er ist der beste Kauz, den es gibt. Sein Name ist Balthasar Kern, horcht — unterbrach die Wirthin die eigene Rede — was ihr da hört, ist das einzige Geräusch, welches er täglich macht, es beginnt punkt neun Uhr und endet punkt Zehn."

Die Geschwister horchten und vernahmem eine einoktavige Drehorgel, wie sie gewöhlich zum Abrichten der Kanarienvögel benützt wird.

„Jetzt, fuhr die Wirthin fort, haben seine Vögel Musikstunde."

„Dieses eintönige Georgel wird also eine volle Stunde dauern?"

Keine Sekunde länger und keine weniger; dann nimmt Herr Kern sein Frühstück und füttert die Vögel, dies währt bis punkt eilf. Dann beginnt der Sprachunterricht.

„Er ertheilt also Unterricht?"

„Ja, doch nur seinen Vögeln, worunter sich ein Staar befindet, der sehr gelehrt sein soll. Um zwei Uhr geht er zu Tische."

„Speist er bei Ihnen?"

„Bewahre, er speist täglich wo anders, heute beim

Fürsten Metternich, morgen bei Lichtenstein, übermorgen bei Schwarzenberg."

„Was Sie da sagen!"

„Das heißt, verbesserte die Wirthin, in Wirklichkeit speist er nicht dort, sondern er bildet sichs ein und hat sich in seine Einbildung so hineingelebt, daß er es am Abend selbst glaubt, er habe Nachmittags an dieser oder jener fürstlichen Tafel gegessen."

„Einmal nahm sich mein Mann die Mühe und ging ihm nach; was sah er?"

„Herr Kern spazierte auf der Bastei auf und nieder und ließ sich die Abendsonne in den Mund scheinen."

„Grüß Gott, Herr Kern, schon gespeist?" fragte mein Mann.

„Noch nicht," lautete die Antwort, „Fürst Clary ist auf der Jagd, wir diniren heute etwas später."

„Der Kongreß hat ihm noch gefehlt; seitdem hier so viele hohe Herrschaften beisammen sind, ist der gute Mensch ein ganzer Narr geworden."

„Na, ihr werdet schon hören, wenn ihr mit ihm sprecht, jetzt aber muß ich hinunter in die Küche, sonst bekommen wir heute hartes Fleisch und das behagt meinem Alten nicht, er hat schlechte Zähne noch von der Landwehr her; als er nämlich noch Rekrut war, hat sich Einer einen impertinenten Scherz mit ihm erlaubt und sagte ihm, er müsse die Patrone nicht oben abbeißen, wo das Pulver ist, sondern unten an der Bleikugel, und da biß mein Mann unvorsichtigerweise in die Bleikugel hinein, verdarb sich die Zähne und kann seitdem kein hartes

Fleisch essen. Jetzt ist's aber die höchste Zeit, daß ich hinuntergeh', sonst gibt's Verdruß und dem weich ich gern aus! Ja, als ich noch beim Bataillon war, da war dies nicht so leicht möglich; mein Alter war eifersüchtig und in der Landwehr hat es viel lustiges Blut gegeben, besonders unter den jüngeren Offizieren, da hieß es aufpassen. Einmal, wir standen damals unter General Hiller und marschirten eben — aber Sapperment, wenn ich in's Reden hineinkomm', so verplaudere ich mich sicher, ich hab' die höchste Zeit, daß ich hinuntergeh', sonst bleibt unser Fleisch steinhart."

„Ich komme schon," — rief sie der eintretenden Magd zu. Sie sucht mich, ich weiß es ja, ich muß überall dabei sein, sonst gehts nicht. Also, Kinder nur fleißig, das Essen werde ich schon wieder herauf besorgen, ihr sollt keinen Mangel leiden."

Sie eilte hinweg und die Zwillinge unterhielten sich nun über den Nachbar, der seinem Vogel noch immer den einen „Landler" vororgelte.

Als die monotone Musik verstummte, zeigte die Wanduhr die zehnte Stunde.

Josef, der neugierig war, Herrn Kern kennen zu lernen, begab sich hinaus und sah ihn bereits in der Küche am Herde stehen und die Flamme anfachen, an der er sein Frühstück anfertigte.

Der Nachbar war ein langer hagerer Mann, mit eingefallenen Augen und einem Leichengesichte, welches selbst der Wiederschein der Flamme nicht zu röthen vermochte.

In Momenten der Ruhe, das heißt, wenn er nicht das Feuer anblies, lagerte auf seinem Gesichte eine tiefe Melancholie, eine Schwermuth, welche ihm einen eigenthümlichen Ausdruck verliehen, den der Wiener mit der Bezeichnung: „Ein barmherziges Gesicht“ zu charakterisiren pflegt.

Herr Kern hatte den jungen Menschen kaum erblickt, so nickte er ihm freundlich zu und sagte:

„Guten Tag, Herr Nachbar.“

„Guten Tag, Herr Kern.“

„Sie wohnen jetzt auch bei uns?“

„Seit einigen Tagen.“

„Freut mich! Ist das junge Fräulein Ihre Schwester?“

„Ja, wir sind Zwillinge.“

„Freut mich! Haben Sie meinen Kanari pfeifen gehört? Ist das ein Pfiff!“

Josef, der sich des Rathes der Wirthin entsann, dem Nachbarn nicht zu widersprechen, erwiederte: „Der Vogel pfeift prächtig.“

„Ich habe ihn von der alten Fürstin von Grassalkovitsch zum Präsent bekommen.“

Um die Glaubwürdigkeit dieser Angabe zu beurtheilen, muß man wissen, daß der Vogel ein junges Thier und die alte Fürstin von Grassalkovitsch schon in den neunziger Jahren verschieden war. Das beirrte aber Herrn Kern nicht, er hatte seine Angabe schon so oft wiederholt, daß er von ihrer Wahrhaftigkeit durchdrungen war.

„Ich habe noch einige Vögel,“ fuhr Herr Kern fort,

„auch einen Staar, den ich für den Kaiser von Rußland bestimmt habe.“

„So?“

„Ich lehre dem Vogel die Worte: „Vivat Alexander“ sprechen.“

„Macht er Fortschritte?“

„Es geht langsam, aber ich hoffe, der Kongreß wird so lange dauern, daß mein Staar nicht nur diese Worte, sondern auch noch einige andere Sätze wird nachsprechen lernen. Dann begebe ich mich zum Grafen Nesselrode, bei dem ich vorgestern geladen war, und hoffe durch ihn meinen Zweck zu erreichen.“

Josefine, die ihren Bruder mit dem Nachbar sprechen hörte, kam heraus.

Kaum erblickte sie Herr Kren, so schritt er gravitätisch auf sie zu, und küßte ihr trotz allen Sträubens, die Hand.

„Ich bin schon ein alter Junge, sagte er galant, aber eine solche reizende Nachbarschaft weiß ich zu schätzen.“

„Die Milch läuft über,“ rief Josefine und eilte zum Herd, um das Töpfchen vom Feuer zu entfernen.

„Lassen Sie die Milch laufen, wohin es ihr beliebt,“ versetzte Balthasar melancholisch, „mir stehen zehn fürstliche Meiereien zu Gebote, dort giebt es Milch genug, aber eine solche Nachbarin ist selten zu finden. Erlauben Sie mir daher, daß ich mich mit Ihnen und nicht mit der Milch beschäftige.“

„Ihr Kaffee duftet gut.“

„Ich habe ihn vom Grafen von Capo d'Istria erhalten, der den Seinigen direkt aus Java bezieht."

„Sie erfreuen sich sehr hoher Verbindungen," bemerkte Josef.

„Ich verdanke dies meinem Taufpathen, dem Marschall Laudon."

„Der berühmte Laudon —"

„War mein Taufpathe, replicirte Herr Balthasar, er kam eben von der Einnahme Belgrads zurück."

Josef vergaß einen Moment die Verhaltungsregeln, welche ihm die Wirthin eingeprägt hatte und sagte:

„So viel ich weiß, wurde Belgrad im Jahe 1789 eingenommen, demgemäß wären Sie erst fünfundzwanzig Jahre alt."

Balthasar Kern richtete sich hoch auf, so daß es schien, er sei um einen Schuh länger geworden, sah den jungen Menschen mit bewunderungswürdiger Fassung an und sagte:

„Junger Mann, Sie scheinen nicht zu wissen, daß Belgrad mehrmals eingenommen worden ist!"

Darauf, wahrscheinlich um jede fernere Diskussion zu vermeiden, schloß er zürnend die Küchenthüre, so daß die Geschwister außerhalb derselben stehen blieben.

„Du hast ihn gekränkt."

„Ich vergaß mich, seine letzte Behauptung war aber auch zu arg."

Die Geschwister begaben sich indeß zu ihrer Beschäftigung und als die Glocke eilf schlug, hörten sie, wie der Nachbar mit seinem Staar den philologischen Un-

terricht begann, wobei sie trotz der größten Aufmerksamkeit von Seite des wahrscheinlich höchst ungelehrigen Schülers nicht einen Ton zu hören bekamen, der auf einen günstigen Erfolg hätte schließen lassen können.

Gegen das Erwarten der Geschwister sollte ihre Neugierde in Bezug auf das Vorhaben der erfindungsreichen Gastfrau noch an demselben Tage befriedigt werden.

Sie hatten eben zu Mittag gespeist, als Herr Sinzinger und Frau Rosa eintraten.

„Nun Kinder, wie hat's geschmeckt?" fragte der Landwehrmann, dessen Heiserkeit sich bereits verloren, mit dem vollen Klange seiner Stimme.

„Dank, Herr Wirth, Sie machen uns zu Ihrem Schuldner, und wir erwarten nur die Gelegenheit, Ihnen wieder nützlich zu sein."

„Diese Gelegenheit wird sich morgen ergeben," versetzte Herr Sinzinger und schob eine Prise unter die Nase.

„Morgen schon?" riefen Josef und Josefine auf's Höchste erfreut.

„Wir werden also morgen zum zweiten Male spielen?" setzte Josef hinzu.

„Ja," antwortete der Landwehrmann mit großer Befriedigung, dann sich an seine Frau wendend, sagte er: „Gattin, jetzt ist es an Dir, den Kindern mitzutheilen, was Du erdacht und was wir beschlossen haben, um die Jungfer vor Zudringlichkeiten zu schützen."

Die Zwillinge blickten die beleibte Dame gespannt an, diese nickte mit dem Kopfe und begann:

„Liebe Kinder, mein Vorschlag beruht auf einer

natürlichen Erfahrung, welche darin besteht, daß die Frauen zu dem schwachen und die Männer zu dem starken Geschlecht gehören, daher der Mann auch mehr zu ertragen im Stande ist als die Frau. Wenn man ein Haus vor dem Donnerwetter sichern will, so muß man einen Blitzableiter aufstecken, das wollen auch wir thun, und Sie, lieber Josef, sollen der Blitzableiter für Ihre Schwester sein."

„Wie verstehen Sie dies, liebe Madame?"

„Ganz einfach, die Natur liefert uns einen Fingerzeig, was wir zu thun haben. Sie werden die Schwester und Josefine wird der Bruder sein."

Die jungen Leute brachen ob dieser barocken Idee in ein lautes Gelächter aus, was die Landwehristin zur ernstlichen Aeußerung veranlaßte:

„Lacht nicht, keine Seele wird erkennen, daß Ihr die Kleider gewechselt habt, überdieß ließen wir seit Eurer ersten Produktion mehrere Tage verstreichen, so daß man sich Eures Aussehens nicht mehr genau erinnern wird. Die getäuschten Männer werden Ihrem Bruder den Hof machen, und er wird zu Folge der oben erwähnten alten Erfahrung die Zudringlichkeiten lächelnd hinnehmen. Was Ihr Ohr, liebe Josefine, tief verletzt hätte, wird das seinige nicht beleidigen. Auf diese Art bleiben Sie verschont und ihr könnt ohne Anstand bei uns fort musiciren."

„Sie sind also der Meinung, wir sollen unsere Kleider wechseln?"

„Ja!"

„Und wenn das Publikum es bemerkt?"

„Das Publikum wird es nicht bemerken, und wenn auch, was liegt daran? Es ist nicht das erste Mal, daß das liebe Publikum im Prater und außerhab desselben hinters Licht geführt werden wird. Im Frühjahre zum Exempel ließ sich ein Riese sehen, der sechs Zoll hohe Absätze und drei Zoll hohe Sohlen trug! Wenn das Publikum die Verkleidung bemerkt, dann geben wir der ganzen Sache eine scherzhafte Wendung, indem wir sagen, die Vermummung sei blos vorgenommen worden, um euere frappante Aehnlichkeit darzuthun."

Die Gewister machten sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut.

Plötzlich zuckte der junge Mensch zusammen, er hatte eine Einwendung gefunden, durch welche er den Plan der Wirthin mit Einem Male zu vernichten hoffte, und sagte: „Sie scheinen liebe Madame, beim Entwurf Ihres Planes auf Einen Umstand vergessen zu haben."

„Auf welchen, mein Lieber? —"

„Daß ich blos die Flöte und Josefine blos die Harfe spielt, man wird uns also an unseren Instrumenten erkennen."

Die Landwehrwirthin machte eine hochweise Miene, blickte mit Geringschätzung auf die nichtige Einwendung herab und sagte: „Dafür ist bereits gesorgt. Johann lies den Kindern den Entwurf der Ankündigung vor, die wir vor der zweiten Produktion veröffentlichen werden."

Herr Sinzinger zog ein Papier hervor und las:

„Zweite musikalische Produktion der wun-

derhübschen sechzehnjährigen deutsch-böhmischen Zwillinge Josef und Josefine Feilhart beim „Landwehrmann" im Prater. In diesem Abende wird, um ihre Vielseitigkeit zu zeigen, Josef die Harfe spielen und Josefine die Flöte blasen" u. s. w.

Die Geschwister lachten laut.

Die Wendung gefiel ihnen und da das Landwehrpaar sich nun vereinigte und ihnen zusprach, so willigten sie endlich in den projektirten Kleidertausch, worüber besonders Frau Rosa ganz entzückt war.

In der Hauptsache einig, waren die Nebendinge bald geordnet.

Die Wirthin machte sich anheischig, alle Toilettehindernisse zu beseitigen und verließ dann völlig zufrieden gestellt mit ihrem Gatten die Geschwister.

Auf dem Gange begegnete ihnen Herrr Balthasar Kern, der, sonntäglich herausgeputzt, sich eben anschickte, das Haus zu verlassen.

„Wohin, Herr Kern? Schon gespeist?"

„Noch nicht, Herr Sinzinger, es ist ja kaum drei Uhr, und ich bin heute beim Fürsten Hardenberg zur Tafel geladen."

„So, beim Fürsten Hardenberg? Ich wünsche Ihnen guten Appetit!"

Herr Kern dankte höflichst und schritt stolz aus dem Hause.

Dreizehntes Kapitel.

Theodora.

In der ersten Etage des Hauses, das dem Hotel Rosenberg gegenüber liegt, wohnt jene Dame, die wir einmal auf dem Balkone, einmal auf der Bastei und, wenn wir uns nicht täuschen, einmal maskirt auf der Redoute trafen — Theodora Asav.

Die Dame befindet sich eben in ihrem Boudoir, dem reizenden Zimmer, in dem sie sich schmückte.

Salons und Empfangzimmer tragen gewöhnlich einen wenig wohnlichen Charakter, sie sind größtentheils für Fremde bestimmt.

Die Wohnzimmer aber und vorzüglich die Boudoirs sind gleichsam die Herzen der Appartements. Da ist alles warm und wohlig, alles bequem und traulich. Diese Aufenthaltsorte sind die Freunde, nicht blos die Bekannten der Bewohner.

In den Salons herrscht oft Steifheit in der Anordnung, hier eine reizende Unordnung, jene sind frostig und kühl, in diesen herrscht eine laue Atmosphäre, ein feiner Duft, ein Potpourri von Wohlgerüchen.

Das Boudoir Theodora's vereinte all' diese Reize.

Die Toilette der Dame war eben beendigt, sie sah in den Spiegel und nickte dem Kammermädchen wohlgefällig zu, worauf sich dieses entfernte.

Theodora verweilte heute länger vor dem Spiegel als gewöhnlich, doch sie blickte nur mechanisch nach demselben.

Ihre Gedanken ziehen in die Ferne, eine Taubenschaar, die das Häuschen verlassen und das Feld umkreist, wo ihre Lieblingsfrucht reift.

Die junge Dame denkt der letzten Tage, der Feste, der Erlebnisse, und das Bild eines Mannes tritt in den Vordergrund und weicht nicht aus ihrer Seele

Sie denkt an Achille Montferon, der Mann, den sie nur zweimal gesehen, den sie kaum kennt.

Theodora dachte an den Marquis wohl noch nicht mit der Sehnsucht eines liebenden Herzens, wohl aber mit der beseeligenden Unruhe einer erwachenden Neigung.

Nach längerer Zeit schritt sie zum Fenster, wo sie sich auf ein Tabouret niederließ und einen Almanach zur Hand nahm.

Es war die „Aglaja" für das Jahr 1815 von Dr. Sonnleithner, bei Wallishauser herausgegeben.

Er repräsentirt uns die Wiener Literatur jener Zeit. Sechs Kupfer nach Gemälden von Corregio, van Dyk, Cantarini u. s. w. befriedigten die Schaulust; Erzählungen wie „die arme Liese," von Madame Weißenthurn, „der Graf von Barcellona" von Karoline Pichler, geborne von Greiner, Gedichte vom Grafen von Rothkirch, von Contessa, Müller, Treitschke, Theone (Therese von Artner) bildeten den Inhalt.

Theodora durchblätterte das Büchlein, ohne mit Aufmerksamkeit darin zu lesen, vielleicht weil sie zufällig auf keine Seite traf, welche ihrer augenblicklichen Gemüthsstimmung zugesagt hätte.

Eine eintretende Dienerin störte sie in dieser Beschäf-

tigung und überreichte ihr ein Briefchen; Theodora nahm es, erkannte an der Adresse die Schriftzüge und öffnete es rasch.

Das Schreiben enthielt folgende Zeilen:

„Theuere Freundin!

Leider bin ich nicht im Stande, mein gegebenes Wort zu lösen; ich befinde mich seit einigen Tagen etwas unwohl und kann das Haus nicht verlassen.

Haben Sie sich von dem Redouten-Abenteuer schon erholt?

Mein Vater zürnt den jungen Leuten wegen ihrer Kühnheit, und ich habe Mühe, ihn zu besänftigen.

Ich weiß bereits, wer sie sind. Der Franzose ist der Marquis Achille Montferon, und der Seeoffizier, der mir huldigte, der Graf Arthur Wasili.

Mein Vater hat geschworen, sich nie mehr den Intriguen einer Maskerade auszusetzen.

Was mich anbelangt, so gestehe ich, mich prächtig amüsirt zu haben, Graf Arthur ist, abgesehen von der Landsmannschaft, ein liebenswürdiger Kavalier, dem in Folge seines Abenteuers mit unserem Kaiser eine bedeutende Karriere bevorsteht.

Unsere Verwandtschaft mit dem russischen Gesandten, dem Grafen Rasumowsky, kommt uns wohl zu Statten, er hat uns in seinem Palais auf der Landstraße eine komfortable Wohnung eingeräumt; es werden da Feste vorbereitet, denen auch Sie theuere Freundin, beiwohnen sollen.

Es bleibt bei unserer Verabredung, Sie besuchen in

meiner und meines Vaters Gesellschaft die Kongreß-Festlichkeiten, durch den Grafen stehen uns alle Wege offen.

Wir wollen die Herrlichkeiten alle mit ansehen und unsere Zeit in Wien benützen so gut als es angeht.

Leben Sie wohl, liebe Theodora, und besuchen Sie bald ihre Freundin, Helene, Gräfin von Tulczim."

Theodora erhob sich, um das Billet zu ihren Papieren zu legen, als die Dienerin neuerdings eintrat und einen Fremden meldete, der empfangen zu werden wünschte.

Die Dame begab sich in den Salon, der Angemeldete erschien, es war — Herr Rally.

Theodora erblich, trat betroffen einen Schritt zurück und sagte, ohne den Gruß des Besuchenden abzuwarten, mit dem Tone des höchsten Erstaunens:

„Mein Herr, Sie wagen es, meine Wohnung zu betreten?"

Herr Raily verneigte sich ehrerbiethig und erwiederte:

„Ich wage es, meine Gnädige, und bitte nur, die Gründe anzuhören, die mich zu diesem Wagnisse, wie Sie es zu nennen belieben, ermuthigten."

Da ihm die Dame keine Antwort gab, so fuhr Raily fort:

„Ein glücklicher Zufall fügt es, daß unsere Wohnungen einander gegenüber liegen, ich sehe darin einen Fingerzeig, mich Ihnen wieder zu nähern."

„Gegen meinen Willen?" rief die Dame eifrig.

„Es sei! Gegen Ihren Willen heute, vielleicht mit Ihrem Willen morgen."

„Nie, nie!" betheuerte Theodora.

„Nur nicht voreilig, gnädige Frau, man kann nicht wissen, was die Zukunft in ihrem Schooße trägt, ob Sonnenschein oder Sturm!“

„Gleichviel! sie bringe diesen oder jenen, wenn nur Sie von mir ferne bleiben.“

„Sie wünschen mich zu beleidigen, und wissen, daß man nie empfindlich ist, wenn man liebt.“

„Verlassen Sie mich!“

„Sobald ich gesprochen habe; wir wollen uns näher erklären, schöne Dame, vielleicht wird dann eine Verständigung möglich. Warum, erlauben Sie mir die Frage, warum fuhren Sie erschrocken zurück, als Sie mich hier zum ersten Male erblickten?“

„Sollte ich etwa ruhig bleiben oder gar lächeln beim Anblicke Dessen, der meinen Gatten gemordet hat?“

Herr Raily schüttelte den Kopf und entgegnete fast gekränkt:

„Gnädige Frau, Sie beschuldigen mich eines Verbrechens, welches man in der Regel mit dem Tode bestraft; wir leben jetzt in einem Lande, wo man keinen Verbrecher frei umhergehen läßt und ich befinde mich doch noch immer auf freiem Fuße. Ihre Behauptung scheint also falsch zu sein. Warum nennen Sie mich den Mörder Ihres Gatten? Etwa, weil er sonst so thöricht war, nach einer durchspielten Nacht sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen?“

„Nachdem Sie ihn zum Bettler gemacht.“

„Ich hatte Glück, er Unglück, das ist Alles. Wenn Jeder der Unglück hat, einen Selbstmord beginge, was

würde aus der Menschheit? Wer wird so schwach sein, sich wegen einer Geldsumme zu tödten, und wäre sie selbst so groß, wie jene, welche Ihr Gatte damals verlor? Uebrigens, gnädige Frau, seien wir aufrichtig, Sie haben Ihren Gatten nie geliebt, Sie konnten ihn nicht lieben, sein Leichtsinn mußte Sie anwidern; wozu also der Zorn mir gegenüber? Ich war einst so kühn, Ihnen meine Gefühle zu gestehen, Sie stießen mich zurück, denn Ihr Gatte lebte noch. Aber Sie flohen mich auch nach seinem Tode und ich war so unglücklich, Sie bis jetzt nicht wieder zu treffen. Ich versichere Sie also heute der Unwandelbarkeit meiner Gefühle und wiederhole Ihnen mein damaliges Geständniß, heute, da Sie frei und selbstständig über Ihre Hand verfügen können. Ich biete Ihnen meine Hand und eine Million an."

„Nicht weiter mein Herr, unterbrach ihn Theodora mit einer Geberde des Abscheues, ich habe Sie schon zu lange angehört. Gleich den Ihren sind auch meine Gefühle unwandelbar geblieben, ich hege heute denselben Abscheu vor Ihnen wie damals. Sie wähnen mich vielleicht dürftig, weil Sie uns damals zu Grunde gerichtet, dem ist nicht so, und wär's auch, Sie dürften sich mir dennoch nicht nähern. Behalten Sie Ihre Hand und Ihre Millionen, mich gelüstet es nicht, einem Manne anzugehören, der ruhelos durch die Welt wandert, dessen Aufwand zwar auf Reichthum schließen läßt, dessen Existenz aber ein Räthsel ist und der, wie es scheint, von Allem, nur nicht von seinem Einkommen lebt. Ich halte mich zu gut, die Gattin eines Abenteuerers zu werden."

Herr Raily zuckte zusammen, man sah, daß der Zorn ihn übermannte.

Er sammelte sich jedoch und sagte so gelassen als möglich:

„Ich habe mich Ihnen genähert, Madame, um Ihnen den Frieden anzubieten. Sie weisen ihn zurück, Sie beleidigen mich und fordern mich demnach zum Kampfe heraus. Wohlan, ich nehme die Herausforderung an; von heute an stehen wir uns feindlich gegenüber. Sehen Sie sich vor, Theodora, die Stunde, wo Sie bereuen werden, mich so schnöde zurückgewiesen zu haben, ist nicht mehr ferne. Ich bedauere, Ihnen weh thun zu müssen, aber Sie wollen es.“

„Sparen Sie Ihre Reden, mein Herr, ich fürchte Ihre Drohungen nicht.“

„Drohungen,“ wiederholte Herr Raily indem er sich der Dame näherte und sie mit einem durchbohrenden Blicke anstierte, „Sie denken an eine bloße Drohung, während ich nur des Momentes harre, um Ihnen die Leiden zu vergelten, die sie mich erbarmungslos dulden ließen? Wenn Sie mich genauer kennten, Madame, würden Sie wissen, daß ich mich in entscheidenden Dingen nie einem Menschen nähere, dessen Schwäche mir nicht im Voraus bekannt ist. Ihre kenne ich und ich werde Sie zu treffen wissen. Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf Ihren Besitz verloren. Es gibt Frauen, die vom Geschicke völlig niedergeworfen werden müssen, um zur besseren Einsicht zu gelangen, Sie scheinen die-

ser Klasse anzugehören. Ich habe mich Ihnen zweimal bittend genähert, daß dritte Mal werden wir die Rollen wechseln."

Die Dame fuhr entrüstet empor, doch schon hatte ihr der Gegner den Rücken gekehrt und schritt rasch der Thüre zu.

Theodora, ihrer Heftigkeit nicht Meister, eilte zum Tische und klingelte.

Die Dienerin stürzte herein, wodurch Raily genöthigt wurde, an der Thüre stehen zu bleiben.

„Dieser Herr," rief die aufgeregte Dame, wird nie mehr vorgelassen."

Herr Raily verneigte sich kalt und sagte:

„Ich werde meinem Kammerdiener den entgegengesetzten Befehl ertheilen.

Darauf entfernte er sich.

. . . .

. . . .

. . . .

In derselben Zeit, als dies in der Jägerzeile vor sich ging, befand sich Achille Monteron in seiner Wohnung in der Donaustraße am scharfen Eck, im Hause Nummer 10.

Der Marquis war allein, und saß gedankenvoll an einem Schreibpulte; das schöne Haupt war in die hohle Hand gestützt und die Augen stierten das vorbereitete Papier an, welches des Schreibers harrte.

Plötzlich erhob sich der junge Mann, eilte zur Thüre und überzeugte sich, daß sie verschlossen sei.

Mit der Ueberzeugung dessen kehrte er zum Pulte zurück, setzte sich nieder und schrieb in italienischer Sprache:

„Mein Herr!“

Ich zeige Ihnen an, daß ich glücklich in Wien angelangt bin.

Von Geschäften war bis jetzt noch keine Rede, denn ich mußte mich erst orientiren.

Die Frau, welche Sie mir in Ihrem letzten Briefe als Anknüpfungspunkt empfahlen, ist unzugänglich; ich hoffe indessen bei ihr eingeführt zu werden und dann wird sich schon Gelegenheit ergeben, mit ihr in Verbindung zu treten.

Der Kongreß beschäftiget derart alle Köpfe, daß ich an dem Gelinge der gewinnreichen Unternehmung nicht zweifle.

Ich erwarte Gelder aus Paris, dann werde ich meine Einkäufe besorgen und, wills Gott, so führe ich Ihnen einen Schatz zu, welcher der Firma unsers Chefs neuen Glanz verschaffen wird.

Gott schütze und erhalte ihn!

Sollte die Zeit drängen, so werde ich mich nicht mehr der Post, sondern eigener Stafetten bedienen.

Ich zeichne mit besonderer Hochachtung u. s. w.

„Giacomo Lenoni.“

Achille faltete das Blatt, schloß es mit einem Siegel, welches den im Briefe unterzeichneten Namen ausprägte, machte dann über diesen Brief, ohne ihn mit einer Adresse zu versehen, ein Couvert, welches er wie früher siegelte, jedoch mit der deutschen Aufschrift:

„An Herrn Giuseppe Lenoni in Genua“ versah.

Dann erhob er sich, schritt auf eine Thüre zu, die in ein Gemach führte, und öffnete sie.

Mit einer fast ehrerbietigen Scheu überschritt er die Schwelle, wobei seine Physiognomie einen feierlichen Zug annahm.

Die herabhängenden Hände gekreuzt, näherte er sich einer Wand und sank unweit derselben in die Knie, das Auge fest auf ein aus Holz geschnitztes Crucifix gerichtet, unter dem ein Bild hing.

Der junge Mann betete leise und mit Inbrunst, sein Blick wich nicht von der bezeichneten Stelle.

Mehrere Minuten verstrichen in feierlicher Stille, dann wurde das Murmeln des Beters etwas lauter und man hörte ihn sprechen:

„O Herr, allgütiger Vater, vergib dem Kinde seine Schuld!“

Nachdem er diese Bitte dreimal wiederholt, blickte er das Bild unter dem Crucifix an. Er that es mit Widerstreben, man sah den Zwang, den es ihn kostete, aber er überwand sich, man hätte fast meinen mögen, es sei eine Buße, welcher sich der junge Mann damit freiwillig unterzog.

Das Bild war ein Kupferstich.

Man sah hinten einen Theil eines Platzes, im Mittelgrund eine Guillotine, unter deren Beil eine Frauenleiche lag.

Im Vordergrunde stand der Henker, ihm zur Seite ein beiläufig sechsjähriger Knabe, welcher den Kopf der Gerichteten mit der Rechten dem Volke zeigte, während seine Linke flach auf der bleichen Wange des Leichenhauptes ruhte.

Unter diesem Bilde waren die Worte zu lesen:

La mort de Charlotte Corday.

Ende des ersten Bandes.

---

*) Dem Beispiele der englischen Verleger folgend, fügen wir diesem, in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Romane einen Anzeiger bei, und hoffen daß die große Wirksamkeit einen derartigen, nicht wechselnden, sondern für immer in den Händen des Publikums verbleibenden Ankündigung auch hier den gewünschten Anklang finden wird.

Die Verlagshandlung.

des Werkes in dem Zeitraume von ungefähr **zwei Jahren** zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich zwei Hefte** erscheinen. Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werkes 40 Hefte zu 20 kr. CM. nicht überschreiten wird, **und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Leipzig, im März 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei J. Weis, Apotheker zum „Mohren,"

Stadt, Tuchlauben, Eck der Schultergasse, in Wien,

sind einzig und allein zu haben:

Die in neuester Zeit in London in der allgemeinsten Anwendung befindlichen

Verbesserten und versüßten **SEIDLITZ-PULVER.** Eine Schachtel zu 6 Dosen sammt Zucker 36 kr.

☛ Beachtenswerthe wesentliche Vortheile: ☚

1. Sind diese neue Art Seidlitz-Pulver nach englischer Original-Vorschrift erzeugt, wodurch die heilsame Wirkung garantirt ist;
2. enthalten sie zugleich die nöthige Quantität Zucker und können daher, ohne sich erst ein Zuckerwasser bereiten zu müssen, auf das schnellste aller Orten gebraucht werden;
3. befinden sie sich in eleganten, abgetheilten, luftdicht verschlossenen Kapseln, unterliegen daher nicht der Verwitterung, können nicht verwechselt werden und ungeachtet dieser Verbesserung und Ersparnisses an Zucker ist der Preis dem gewöhnlichen **Seidlitz-Pulver** gleichgestellt.

Die bereits allgemein bekannte und berühmt gewordene Heilkraft der Seidlitz-Pulver überhaupt machen jede Anpreisung und Zeugnißbelege überflüssig und es werden die P. T. Herren Aerzte und ein geehrtes Publikum nur auf die wesentlichen Vortheile dieser verbesserten und versüßten Seidlitz-Pulver aufmerksam gemacht und bestens empfohlen.

Verbesserte und versüßte **Soda-Wasser-Pulver,** **Preis 36 kr. CM.**

welche jeden Säuerling, als: Rohitscher, Kissinger u. dgl. ersetzen und mit Wasser oder gewässertem Wein gemischt für Gesunde jeden Alters und Geschlechts ein sehr angenehmes den ganzen Organismus belebendes und erquickendes Getränk geben, welches eine heitere Gemüthsstimmung hervorruft, aber auch gegen Lei-

den der Leber, der Niere, der Harnblase u. s. w., sowie bei Personen, welche eine sitzende Lebensweise führen, sich ausgezeichnet wirksam und heilsam erweisen.

Verbesserte und versüßte **Limonade-Pulver,** Preis 36 kr. CM.
mit welchen man sich augenblicklich zu Hause, an öffentlichen Orten und auf Reisen eine erfrieschende moussirende Limonade bereiten kann.

Verbesserte und versüßte Ginger-Beer-Powders, **Preis 36 kr. CM.**

Gewürz-Nektar-Pulver,

welche wegen ihrer Appetit erregenden, Verdauung befördernden und Magen stärkenden Eigenschaft in England allgemein beliebt sind und insbesondere nach starken Mahlzeiten und häufigem Genuß geistiger Getränke als ein wohlthätiges Restaurationsmittel gebraucht werden.

Auswärtige Wiederverkäufer erhalten das Dutzend zu 6 fl. An Privaten werden weniger als 4 Schachteln nicht versendet.

Bei **Jasper's Witwe & Hügel** in Wien ist erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen, zu haben:

Der allgemeine österreichische

Zoll-Tarif

giltig vom 1. Jänner 1854,

für die

Ein-, Aus- und Durchfuhr,

mit allen durch die Zoll- und Handelsverträge mit den Zollvereinsstaaten, Modena und Parma und Liechtenstein bedingten Erleichterungen und Begünstigungen,

in alphabetischer Ordnung.

Nebst einem Anhange,

enthaltend: Verzeichniß der österreichischen Zollämter, Uebersicht aller Zollfreien Gegenstände, Reductionstabellen des Wiener-Gewichts in Zollgewicht und andern Uebersichts-Tabellen, sowie den vollständigen

Tarif des deutschen Zollvereins.

Ein **Nachschlagebuch**

für Handel- und Gewerbtreibende, und für praktische Zollbeamte Oesterreichs und des deutschen Zollvereins.

Gr. 8. Preis **1 fl. 24 kr.**

---

müth, jeder Gebildete will sich an Spindler's Erzählungen erfreuen, und Jedem, der seine Schriften mit reger Erwartung zur Hand nimmt, werden sie die höchste Befriedigung gewähren; aber das, was sie auszeichnet vor vielem Vortrefflichen, ist eben der Vorzug, daß Niemand sie als eine vorübergehende Lektüre betrachten, sondern Jeder sie gern als Eigenthum besitzen mag, um die freundlichen und ernsten Bilder, die ihn beim ersten Lesen fesselten und mit Freude und Wehmuth erfüllten, wieder und immer wieder vor die Seele zu führen.

Wir stehen deshalb nicht länger an, diesem Verlangen zu entsprechen, indem wir von

Spindler's Werken

eine Ausgabe in Preis und Form der Cotta'schen Classiker veranstalten und dem Publikum zu einem so **ungemein billigen** Preisen vorlegen, daß dadurch die Anschaffung Jedem ermöglicht wird.

An Schönheit der Ausstattung und des Drucks soll unsere Ausgabe keiner der andern deutschen Classiker nachstehen.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.

Der

Congreß zu Wien.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Zweiter Band.

Wien, 1854.
Jaspers W[we] & Hügel.

Der Congreß zu Wien.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Eine große Jagd.

Wandelbar wie das Schicksal der Menschen ist auch das Loos der Lustschlösser.

Der reizende Aufenthalt mit dem grünen herrlichen Parke und den blinkenden Teichen, das jetz stille Laxenburg, war vom Festkomité des Kongresses zum Schauplatze manchen Festes erwählt.

Die einst prächtige „Favorite" in der Vorstadt Wieden war der Lieblingsaufenthalt Karl VI. Dort starb er, die todesmatten Arme gegen jenen Flügel des Palastes gerichtet, den Theresia bewohnte, indem er rief: „Barcelona, Barcelona, Belgrad, Belgrad!"

Maria Theresia floh die Favorite und schuf Schönbrunn. Hier genoß sie die kargen Lebensfreuden und ertrug den langen Schmerz, um den Tod des geliebten Gemals, seit dessen Hinscheiden sie sich alljährlich wochenlang in Schönbrunn verschloß, um ihren Verlust ungestört beweinen zu können.

Josef II. eröffnete den Augarten seinem und dem

Vergnügen aller Welt. Der schlichte Sommerpalast im Augarten und Laxenburg theilten sich in seine Gunst.

Unter Kaiser Franz stieg wieder die Beliebtheit Laxenburgs, und der Augarten mußte zurücktreten. Jene berühmte Ritterburg entstand, welche der jungen Generation ein treues Bild feudaler Zeiten versinnlichen sollte; Wendeltreppen, Verließ, Rennbahn, gothische Pfeiler, und Bogen, Eisenstangen, das Bild eines gefangenen Templers, Ketten und Folterinstrumente, kurz der ganze Apparat mittelalterlicher Weh- und Wahrzeichen lebte als Curiosität wieder neu auf. Die Schaulustigen pilgerten hinaus, um die schaurige Illustration der eben sehr beliebten Werke des Herr Spieß in natura zu schauen, und um über die japanische Brücke zu wandeln, deren Dach voll bunter Glasglocken hing, die, vom Winde gewiegt, eine geisterhafte Musik erklingen ließen.

In Laxenburg war es, wo so manche patriarchalisch-launige Hofunterhaltungen statt fanden, wo z. B. bei einem festlichen „Fischen" im Karpfenteiche, am Grunde der Fluth, unsichtbare Zauberei waltete, so daß sämmtliche Angelruthen sich mit einem Male unter schwerem Fange bogen, und jeder Fischer zum Ergötzen aller Anderen, einen possirlich kostümirten Fisch aus den Fluthen zog, bis endlich der Leibarzt Stift sogar ein Wickelkind an das Licht des Tages förderte, was den gelehrten Mann in nicht geringe Verlegenheit versetzte.

Zur Zeit des Kongresses stand Laxenburgs Gestirn im Zenith seines Glanzes.

Das Festcomité arrangierte eine große Jagd in den Auen des Lustschlosses.

Es lag auch im Plane, in der Ritterburg eine mittelalterliche Gerichtsscene darstellen zu lassen, und die Rollen dazu waren bereits vertheilt, allein die Kaiserin Maria Ludovica verhinderte die Aufführung, sie machte die gerechte Einwendung, daß diese Bilder der Angst und der Folter einen düsteren Eindruck hervorbringen und dem Feste, welches darauf folgen sollte, eine nachtheilige Stimmung bereiten würden.

Viele Tausende strömten nach Laxenburg. Glücklich, wenn sie in der Nähe des Weihers ein Plätzchen eroberten und Zeuge des folgenden Schauspiels sein konnten.

Auf dem Spiegel des See's schwamm ein Miniatur-Geschwader, bestehend aus einer kleinen Fregatte mit Kanonen und vollständiger Takelage nebst mehreren anderen Fahrzeugen mit bunten Flaggen verziert.

Die Souveräne sämmtlich zu Pferde, mit Ausnahme des Königs von Würtemberg, der mitten unter ihnen wegen seiner Beleibtheit im Wagen saß, waren von Kaiser Franz angeführt.

Unweit vom See lag ein sumpfiger Platz, wo gewöhnlich ein Masse von Wasservögeln Zuflucht fand, auf die es vorerst abgesehen war, denn das Schauspiel sollte mit einer — Falkenjagd beginnen.

Die gothtische Burg gab einen passenden Hintergrund zu diesem Vergnügen.

Voran zieht eine Reihe Piqueurs, in Gewändern,

welche in Form, Schnitt und Farbe denen gleichen, wie sie die Zeiten des „letzten Ritters“ geschaut.

Sie halten die Hunde an der Koppel und die klugen Thiere beschnuppern den Boden und warten ruhig des Momentes, wo sie von den seidenen Schnüren befreit dem Wilde entgegengeschickt würden.

In zweiter Reihe kommen die Falkner, nach mittelalterlicher Sitte die Vögel auf den Fäusten tragend, deren Augen durch eine Lederkappe bedeckt sind.

Dort harren die erlauchten Jäger und Jägerinnen.

In der ersten Reihe die österreichische Kaiserin, eine Diana an Schönheit, Muth und Geschicklichkeit, ihr zur Seite Kaiserin Elisabeth, die Königin Karoline und ein Flor anderer Damen, darunter viele im Kostume des sechzehnten Jahrhunderts.

Den Hintergrund füllte endlich die Masse der Zuschauer, die sich in alle Räume der weitläufigen Anlagen verloren, um dem Schauspiele aus der Ferne beizuwohnen, da ihnen das Weilen in der Nähe nicht gegönnt war.

Die Piqueurs setzen sich in Bewegung und machen Halt an einer Stelle, wo der Spiegel des Weihers sich unter Schilfrohr und Binsen verbirgt.

Die Hunde werden losgekoppelt, ein Zeichen und sie stürzen in's Moor.

Ihr Gebell durchgellt die Stille, lustig wedelnd und eifrig schnuppernd durchstöbern sie den Sumpf.

Die Blicke Aller schweben über dem See, um auf die aufgeschreckte Beute zu lauern.

Jetzt rauscht es im Schilfe, ein prächtiger Reiher erhebt sich anfangs schwer und etwas unbeholfen, so daß man fast Muße gewinnt, sein graues Gefieder zu bewundern, dann aber entfaltet er völlig seine starken Schwingen und hebt sich mit kräftigem Schwunge hoch in die Luft.

Kaum schwebt der Reiher in der Höhe, so halten sich die Falkner bereit, muntern die Vögel durch Worte auf und erwarten den Wink der Kaiserin.

Er erfolgt, man zieht einem Falken die Lederkappe ab und läßt ihn los.

Einen Moment lang ist der Vogel von dem Glanze der Sonne wie geblendet, der Falkner wendet ihn nach jener Richtung, wo der Reiher schwebt und zeigt mit dem Finger nach dem flüchtigen Gegner.

Jetzt schüttelt der Falke die Flügel, stößt einen Schrei aus und fährt wie der Blitz in die Luft.

Der Reiher erblickt den Todfeind und versucht sich höher zu heben, aber es scheint als lähme der Schreck seinen Flug, er bleibt zurück, und schon schwebt der Falke über ihm wie das Unheil.

So oft der Gejagte sich aufwärts erheben will, hört er den Flügelschlag drohend über sich und taucht furchtsam hinab gegen den Boden.

Doch dort sind die Jäger, ihnen will er nicht nahen.

Er sucht nach seitwärts zu entkommen, aber schon hat das Auge des Falken dies erspäht, er stürzt hinab und zwingt den Reiher die Richtung zu ändern.

Dieser Wettkampf im Fliegen, wobei der Flügelschlag des Jagenden den Gejagten stets begleitet, dieses Necken

und Spielen in den Lüften ermüdet den Reiher, er zeigt sich gereizt, er fühlt, der Kampf müsse aufgenommen werden, bevor seine Kraft ihm entwichen, er entschließt sich daher zum Widerstand und weist dem Feinde kühn den langen Schnabel, der jenem wie ein scharfes Schwert entgegendroht.

Darüber scheint der Falke ergrimmt, er umkreist seine Beute und stößt hart an ihr vorüber bis zur Erde hinab, dann aber schwingt er sich auf mit der ihm eigenen Schnelle und bevor das Menschenauge es noch gewahrt, hat er sich in der Seite des Gegners eingekrallt.

Nun beginnt der Kampf, Leib an Leib, Kraft wieder Kraft, Wuth gegen Wuth.

Der Reiher stößt dem Feinde sein Schnabelschwert zwischen den Flügeln und dem Halse in's Fleisch, der Falke krächzt und bohrt seinen krummen Schnabel in des Anderen Seite, der Reiher schüttelt sich, aber der Falke hat sich festgekrallt und läßt sich von dem Gegner tragen, er scheint zu wissen, daß diese doppelte Last den Andern um so schneller ermüden werde.

Während dem sticht der Reiher unermüdlich auf ihn los und man sieht, wie sich die Federn Beider blutig färben.

Der Sieg schwankt, der Kampf ist unentschieden, ja er scheint sich sogar auf die Seite des Reihers zu neigen, denn die Schläge des Falken werden matter, und nur kurze Frist noch, und er wird gezwungen von der Beute zu lassen.

Nun erscheint ein neuer Kämpfer auf der Scene.

Die Falken unten ahnen trotz ihrer blendenden Kap-

pen, was in den Lüften vorgeht, sie sind unruhig, sträuben die Federn und schwingen ihre Flügel.

Diese Theilnahme findet Beachtung, man sendet dem bedrängten Kämpfer einen zweiten zur Unterstützung.

Das prächtige braune Gefieder läßt in diesem zweiten Falken ein Weibchen erkennen, es ist bekannt, daß die Weibchen dieser Gattung nicht nur größer, sondern auch stärker und kühner sind.

Schnell wie der Gedanke fliegt es auf, ohne Seitenbewegung, ohne Scheinmanöver.

Als ob es die Gefahr kenne, stürzt es sich auf den Reiher und hackt den Schnabel in dessen Hals ein.

Unten ertönen die aufmunternden Rufe der Jäger, das Bellen der Hunde und die Fanfaren der Hörner, während oben der Reiher die Krallen des neuen Feindes in seinem Rücken fühlt und sich zu wehren sucht.

Vergebens! Die Falken drohen ihn zu ersticken, er versucht, ihnen durch Wendungen zu entkommen und vermags nicht; mit dem quillenden Blute mindert sich seine Kraft, nur kurze Zeit noch und er zieht erschöpft seine Schwingen ein und läßt sich zur Erde fallen.

Die beiden Falken stoßen ein Siegesgeschrei aus und als wären sie bei den Menschen in die Schule gegangen, hacken sie dem Besiegten unaufhörlich in die Augen und zerren ihn, ohne auch nur Einen Moment von ihm zu lassen, zu den Falknern, ihnen gleichsam die eroberte Beute zu Füßen legend.

Wie die alte Sitte es erheischt, tritt nun ein Pi-

queur vor, zieht aus dem Halse des Reihers die feinen zierlichen Federn und übergibt sie dem Kaiser Alexander.

Der Czar nähert sich mit ritterlicher Ehrerbietung der schönen Kaiserin von Oesterreich und bringt ihr, das Gefieder überreichend, seine Huldigung dar.

Die Hörner blasen Siegesrufe, gleichsam als Tafelmusik für die siegreichen Vögel, welche eben daran sind, ihre Beute zu verschlingen, die Zuschauer drängen sich zu den Falknern, um sie zu beglückwünschen.

Nun erfolgte ein abermaliges Signal und die ganze Menschenmasse gerieth in Bewegung, Jäger und Zuschauer strömten nach einem andern Theile des Parkes.

Der Schauplatz ist ein anderer, die Jagd auch.

Ein großer Rasenplatz, von einem Gehölze umgeben, ist der Schießstand, dahinter erhebt sich ein kreisförmiges Amphitheater für die Zuschauer.

Die erlauchten Jäger und Jägerinnen stehen durch Zwischenräume von einander getrennt, Jeder hat vier Pagen hinter sich, welche die Gewehre laden und außer diesen Piqueure mit Lanzen zur Abwendung jeder unvorhergesehenen Gefahr.

Jetzt ertheilt die Kaiserin einen Befehl, Fanfaren ertönen, der Wald wiederhallt von dem Rufen der Treiber und dem Bellen der Hunde.

Seit gestern schon hatte das allgemeine Treiben stattgefunden, das Wild brach also in wenigen Minuten aus allen Räumen des Gehölzes hervor und gehetzte Hirsche, Eber und Hasen liefen über den Rasenplatz.

Der erste Schuß knallt, der zweite, dann beginnt

ein Lauffeuer, nur kurze Zeit und mehrere hundert Thiere bedecken den Boden und färben mit ihrem Blute den grünen Rasen.

Die Zuschauer brechen in Jubel aus und die Jagd ist zu Ende.

Mittlerweile ist der Abend herangebrochen.

Der Rasenplatz und die Alleen des Gartens werden durch Feuerbecken erleuchtet, die Fenster des Ritterschlosses erglänzen im Kerzenlichte und zeigen, daß man dort zum Empfange und zur Bewirthung der erhabenen Gäste bereit ist.

Aber nicht Alle, denen es gegönnt war, das Schauspiel im Freien mit anzusehen, waren zum Mahle im Schlosse geladen, nur wer an der Jagd Theil nahm, durfte eintreten, außer diesen gab es der Auserwählten wenige, denn die Gemächer vermochten keine große Zahl zu fassen.

Ein Orgelkonzert während des Mahles bildete den künstlichen Theil des heutigen Festes.

Unter denen, die das Schloß nicht betraten, bemerken wir zwei Gruppen. Die Personen, welche sie bilden, sind: Graf Fedor von Tulczim, Helene, seine Tochter, Theodora Asav, Graf Arthur Wasili und Achille Montferon.

Das Zusammentreffen in Laxenburg geschah nicht zufällig, sondern erfolgte planmäßig, wobei dem Marquis das Verdienst der Erfindung gebührt.

Am Morgen desselben Tages harrte ein geschlossener Wagen in der Jägerzeile, in welchem Graf Wasili

saß; Achille stand unweit davon, und hielt das Thor jenes Hauses im Auge, wo Theodora wohnte.

Er hatte zu Wasili gesagt: „Heute ist Jagd in Laxenburg, wir wollen spähen, ob meine Dame dahin fährt, vielleicht gelingt es uns durch sie auch den Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit kennen zu lernen.“

Die jungen Leute durften nicht lange warten, denn die schöne Griechin fuhr in der That schon am Morgen aus dem Hause und die beiden Freunde folgten ihr.

Auf der Landstraße vor dem Rasumowski'schen Palais wurde Halt gemacht.

Theodora eilte in's Hotel, ihr Wagen fuhr fort.

Bald darauf fuhr ein anderer Wagen vor, Helene ihr Vater und Theodora erschienen, stiegen ein und fuhren gegen Laxenburg, der Wagen der jungen Leute folgte ihnen.

Wasili war entzückt.

„Jetzt,“ rief er, „haben wir sie, sie waren die drei Masken, der alte Herr der Sultan und das Fräulein die eine Favoritin; diesen Herrn sah ich auch schon einmal, es war beim General Uwarow, er nennt sich Graf Fedor Tulczim. Meine Dame ist wahrscheinlich seine Tochter und die Andere ihre Freundin. Wir sind orientirt, nun ist es unsere Aufgabe, die Flagge im Auge zu behalten, damit wir einen passenden Moment erhaschen, sie zu begrüßen. Im Laufe des Tages wird sich wohl einer ergeben.

Die junge Leute hielten sich fest hinter den Damen und wichen nicht von deren Fährte.

Die Bewegung in Laxenburg war zu groß und das

Schauspiel zu anziehend, als daß die Absicht der jungen Leute von dem alten Grafen bemerkt werden konnte. Er ahnte nicht, daß vier Augen unablässig auf ihn und seine Begleiterinnen gerichtet waren. Nicht so die Damen, die Falkenjagd hatte noch nicht begonnen und sie wußten schon wer hinter ihnen sei.

Sie blickten einander an und lächelten.

Helene benützte einen unbemerkten Moment, um der Freundin zuzulispeln: Die beiden Herren scheinen sich's heute in den Kopf gesetzt zu haben, uns nicht aus den Augen zu lassen, das nenn' ich eine lobenswerthe Ausdauer!

Wasili verdiente das eben gespendete Lob nicht ganz, die Ungeduld, sich der Dame zu nähern, gewann die Oberhand und er raunte dem Marquis zu: Geschehe was da wolle, nähern wir uns dem Grafen. Ich spreche ihn an.

Achille hielt ihn zurück und sagte: Er wird sich unserer von der Redoute her erinnern und wir haben kaum eine günstige Aufnahme zu gewärtigen; darum Geduld.

Die Jagd war zu Ende und die Dunkelheit brach an.

Die jungen Leute mußten sich, um die Damen nicht aus dem Auge zu verlieren, denselben noch mehr nähern.

In diesem Momente trat ein russischer General heran und sprach den Seeoffizier an.

Ah, sieh da, die Majestät von China, sagte er lächelnd, was machen Sie da?

Ich harrte der Dinge, die noch kommen werden, Herr General.

Diese Reden, hinter dem Rücken des Grafen Tulczim geführt, bewogen ihn, sich umzuwenden.

Herr Graf von Witt, rief er freudig überrascht, es freut mich, Sie zu sehen.

Helenens Vater und der General drückten sich freundschaftlich die Hände, und da Wasili sich zurückzuziehen Miene machte, sagte Witt launig: Bleiben Sie, Majestät!

Als ihn Tulczim verwundert ansah, fuhr er fort: „Wie, werther Freund, kennen Sie den jungen Hern nicht, das ist ja der Kaiser von China!“

Alles lachte, denn das Abenteuer Wasilis hatte die Runde durch die Salons gemacht und war daher auch dem alten Grafen bekannt.

Vielleicht war es die Dunkelheit, welche Helenens Vater den jungen Mann nicht erkennen ließ, vielleicht auch fand er es für gut, den Vorfall auf der Redoute zu ignoriren; genug, er bewillkommte Arthur und den Marquis freundlich und machte sich die überflüssige Mühe, die jungen Leute den Damen vorzustellen.

Der General schloß sich freundlich dem alten Grafen an und die Kavaliere erhielten stillschweigend die Aufgabe, die Damen zu geleiten.

Das Gespräch war anfangs wenig belebt.

Das Feuerwerk, welches man auf dem kleinen See abbrannte, die von den Zinnen der Burg erklingende Musik und der Jubel der Zuschauer unterbrachen es.

Das Fest war zu Ende.

Die Gesellschaft brach auf, um zu den außerhalb des Parkes harrenden Wagen zu gelangen.

General Witt, der väterlicher Seits von dem Grafen

Witt, dem Großpensionär Hollands, abstammte, hatte eine der glänzendsten militärischen Carieren gemacht.

Im sechszehnten Jahre Oberst, befehligte er im achtzehnten die Kürassiere der Kaiserin, eines der schönsten Regimenter Europa's

Kaiser Alexander hatte ihn mit der Organisation der russischen Militär-Kolonien beauftragt, und das war eben der Stoff seines Gespräches mit dem Grafen Tulczim.

Man langte bei der Kalesche an, aber Witt konnte sich nicht von dem Grafen trennen.

Ihre Auskünfte, lieber Freund, sagte er, sind für mich von unschätzbarem Werthe, Sie müssen mit mir fahren, ich kann den Weg nach Wien nicht besser benützen, als wenn ich mich von Ihnen belehren lasse. In der Stadt fehlt Ihnen und mir die Muße, wir können nicht so anhaltend und ungestört sein, wie im Wagen.

Helenens Vater hatte dagegen nur das Bedenken, daß in diesem Falle die beiden Damen allein würden fahren müssen.

Der General fand alsogleich Rath und sagte: Warum dies? Seine Majestät von China und der Herr Marquis werden sich mir zu Gefallen dem Ritterdienst unterziehen.

Wasili hätte dem General um den Hals fallen mögen.

Helenens Vater machte keine Einwendung; man bestieg den Wagen. Die beiden Grafen jenen des Generals, die vier jungen Leute den andern. Der dritte Wagen, nämlich der, in welchem Arthur und Achille gekommen waren, wurde leer nach Hause geschickt.

„Welch' ein Glück," rief Wasili aus, „als das Gefährt

sich in Bewegung setzte, ich werde es dem General nie vergessen.“

„In der That, sagte der Marquis, dünkt es mir ein Traum zu sein; ich sehe in dieser Erfüllung unseres heißesten Wunsches ein günstiges Omen für die Zukunft.“

„Meine Damen, Sie zürnen uns doch nicht, daß der General solch ein treffliches Arrangement traf? fragte der Marineoffizier.“

„Wir haben keinen Grund dazu, erwiederte Helene, wir verhielten uns passiv und nahmen gehorsam die uns zugemutheten Beschützer an.“

Blos gehorsam? fragte Wasili.

„Halt, mein Herr, rief Helene, Sie sprechen, als ob wir wer weiß wie lang bekannt wären. Sie sehen mich heute zum ersten Male.“

„Und dies Eine Mal genügt, Sie nie wieder zu vergessen.“

„Sie beabsichtigen wohl, mir eine Liebeserklärung zu machen?“

„Ich will blos meinem schüchternen Freunde mit gutem Beispiele vorangehen.“

„Es genügt, erwiederte das Fräulein scherzend, wenn Einer im Namen Beider zu uns spricht, dann wiederholt es sich wenigstens nicht.“

„Und Sie, gnädige Frau, sprach Montferon, was meinen Sie?“

„Ich denke, es wird noch besser sein, wenn Sie Beide schweigen.“

„Oh!“

„Hören Sie. Sie wollen uns Ihre Gefühle bekennen; uns steht es frei, Ihnen Glauben zu schenken oder nicht; im letzteren Falle nützt Ihr Geständniß Ihnen nichts und im ersteren ist es überflüssig."

„Warum überflüssig? Wird denn ein Geständniß nicht erst durch eine Erklärung hervorgerufen?" fragte Wasili.

„Ei, mein Herr," antwortete Theodora, „Sie werden doch nicht hoffen, daß man Ihnen hier im Wagen mit einem zärtlichen Bekenntnisse entgegen kommen wird?"

„Das ist nicht nöthig, gnädige Frau, wir sitzen uns so nahe, daß wir uns nicht entgegen zu kommen brauchen, kurz und gut, ich liebe —"

„Mich?" unterbrach ihn Theodora lachend.

Wasili ließ sich nicht irre machen, denn er hatte von der Dunkelheit begünstiget, die Hand Helenens gefaßt und fuhr im ernsten Tone fort:

„Ich liebe heiß und innig, weil ich noch nie geliebt habe. Auf der See hat man keine Zeit zum Lieben und ich habe die See seit früher Jugend nicht verlassen. Ich liebe nicht blos um zu lieben, sondern weil ich in dieser Liebe das Glück meines ganzen Lebens zu finden hoffe. Bleibt diese Liebe unerwiedert, dann kehre ich an Bord zurück und thue, so wahr Gott in meiner Todesstunde mir beistehe, ein Gelübde, meinen Fuß nie wieder auf festes Land zu setzen. Ich verlobe mich dann auf lebelang mit jener Braut, die mir bisher die einzige gewesen, mit der Wellenbraut."

Die Energie des Seemanns verfehlte nicht einen ernsten Eindruck zu machen.

Theodora und Achille schwiegen.

Helene horchte mit Entzücken den Worten, sie erwiederte nichts, doch der Offizier fühlte den zitternden Druck ihrer Hand und nahm das stumme Geständniß mit Wonne auf.

Er zog ehrerbietig die Hand an seine Lippen, küßte sie inbrünstig und sagte dann: „Gott segne diese Stunde!"

Man hätte dem lebhaften, lebensfrohen jungen Manne diese Tiefe des Gefühls, diese fromme Empfindung nicht zugetraut.

Eine Pause verstrich, worauf Wasili sich zu Achille kehrte und sagte:

„Mein Freund, ich bin glücklich, warum zögern Sie an die Pforte zu klopfen, damit auch Sie im Reiche der Wonne Einlaß finden?"

„Gnädige Frau," wendete sich der Marquis zu Theodora, „darf ich der Aufmunterung meines Freundes Gehör schenken?"

„Gedenken Sie vielleicht auch mit einer Wellenbraut zu drohen?" fragte die Griechin.

„Ich bin nicht so rasch entschlossen wie mein Freund, ich weiß daher noch nicht, was ich thun würde, wenn mir das Unglück einer Abweisung zu Theil würde."

„Sie sprechen von Unglück?"

„Bei Gott, gnädige Frau, es wäre ein unaussprechliches Unglück für mich."

„Sie sollen nicht unglücklich sein," versetzte Theodora, „ob aber glücklich? das liegt in Gottes Hand!"

Die jungen Leute waren es.

Wasili wurde redselig wie noch nie, seine gute Laune fand tausend Scherze, er neckte die Damen und unterhielt sie durch seine glückliche Gabe, selbst die gleichgiltigsten Dinge angenehm vorzubringen.

Er saß dem Fräulein, der Marquis Theodora gegenüber; im Eifer des Gespräches geschah es einmal, daß Wasili in der Meinung, es sei Helenens Hand, jene der andern Dame erfaßte und eine Menge Dinge sprach, worauf jene etwas hätte erwiedern sollen, was aber natürlich nicht geschah, bis Theodora den Irrthum unter Lachen aufklärte, worauf Wasili im Affekte beide Hände des Fräuleins in Beschlag nahm und sie gar nicht mehr los ließ.

So ging es fort den ganzen Weg bis nach Wien, der allen Vieren viel zu kurz vorkam. Denn als das Rasseln auf dem Pflaster sie erkennen ließ, daß man bereits durch die Vorstädte fahre, riefen sie fast einstimmig im Tone des Bedauerns: „Schon in Wien!" und Wasili setzte hinzu: „Oh, warum geht es nicht so fort bis nach Moskau!"

„Sie sind ungenügsam, mein Herr."

„Ja, Fräulein Helene, ich bin ungenügsam, und ich werde es Ihnen beweisen, daß ich es bin. Ich besitze Ihr Herz, doch es genügt mir nicht, denn ich strebe auch nach Ihrer Hand, und wir wollen hören, was Ihr Herr Vater darauf erwiedern wird.

„Ich könnte Ihnen seine Antwort im Voraus sagen.„

„Oh, sprechen Sie."

„Das geht meine Helene an, wird er erwiedern."

„Und was wird seine Helene entgegnen?"

„Ein Jahr Probe, und hat sich der Ritter bewährt, hier meine Hand.“

„Die Wagen hielten vor dem Palais Rasumowsky, man stieg aus, die jungen Leute wurden vom Grafen Tulczim zu ferneren Besuchen geladen, man verabschiedete sich, Arthur und Achille fuhren mit dem General in die innere Stadt, Theodora in dem Wagen des Grafen nach der Leopoldstadt.“

„Wien zählte unter den Hunderttausenden vier glückliche Herzen mehr, und der Kaiser von China, als er in seiner Wohnung anlangte, jubelte:“

„Ich habe am Kongreß zwei Allianzen geschlossen, Eine wird mich erheben, die Andere wird mich beglücken, jene ist eine staatliche, diese eine häusliche, dort winkt mir die Ehre, hier erwartet mich das Glück, welch' eine Großmacht kann sich mit mir messen? Es leben die Allianzen!“

Zweites Kapitel.

Die zweite Produktion.

Wie zu erwarten, übte die neue Ankündigung des Landwehrwirthes ihre Wirkung.

Ein Mädchen, das die Flöte bläst, welche Seltenheit!

Zu den frühern Verehrern fanden sich neue, man brannte vor Begierde, die reizende Josefine zu hören.

Graf Marsan war, als ihm die Ankündigung zu Gesichte kam, außer sich, und es war ein Glück, daß er am selben Tage nicht jenen berühmten Vortrag seines Chefs zu kopiren hatte, in welchem Herr von Talleyrand zu den Bevollmächtigten sagte: „Meine Herren, ich bringe Ihnen mehr, als Sie besitzen, ich bringe Ihnen die Idee des Rechtes, die Legitimität." Der junge Graf hätte sich an diesem Tage sicherlich verschrieben und Herrn von Talleyrand sagen lassen: „Ich bringe Ihnen die schöne Josefine!" was vielleicht einiges Kopfschütteln verursacht haben würde.

Als der Abend kam, den er nicht erwarten konnte, begab sich der Graf zum Landwehrmann. Er vermied es, den Marquis mit sich zu nehmen, er ging heute allein.

Die Schenkstube war voll, Marsan fand an einem

Tische einen Platz, wo bereits zwei junge Burschen und ein Mädchen saßen.

Der Graf war, ohne daß er es wußte, in eine „gewagte" Gesellschaft gerathen, wie man in Wien zu sagen pflegt.

Seine Tischgenossen gehörten jener Klasse von Bewohnern der entlegendsten Wiener Vorstädte an, wo Muthwille, Derbheit, Spottsucht und Händellust zu Hause sind, und wo jener Wiener Jargon gesprochen wird, den ein Deutschredender nicht hervorbringen kann, und den man wie das Sanskrit studiren muß, um nur den Sinn zu verstehen.

Es waren mit Einem Worte zwei Erdberger Rouè's und ein Wäschermädchen „fesch und wiff, keck und verwogen", wie man sich in jener Niederung ausdrückt, wo einst Richard Löwenherz in einer Hütte erkannt und von Fischern gefangen wurde. Von daher scheint sich die Löwenherzigkeit der Erdberger zu datiren, die noch vor einigen Jahren gefürchtet, auch oft in Hütten entdeckt, aber statt von Fischern von der Polizei gefangen wurden.

„Die Zwillinge waren noch nicht erschienen."

„Marsan hing seinen Gedanken nach und sprach kein Wort."

„Die Erdberger fühlten sich darob beleidiget und machten laut ihre Glossen."

„He, Sepperl, sagte der Eine, hast nichts gehört, is Einer auskommen?"

„Von wo denn?"

„Von drüben!"

Dabei deutete der Bursche nach der Gegend, wo die Alservorstadt liegt.

„Aus'm runden Haus?" (Irrenhaus).

„Schmeckts was?"

„'S kann sein!"

„Ein Heuriger?"

„Mit einer Nase!"

„Der Teuxel! Eine Nase hat er auch? Ich hab' glaubt, er riecht mit'n Augenbrau'n."

„Dös is a G'schwuf!"

„Herrgott, von dem möcht' ich ein Junges haben!"

„Aber ein Mand'l müßt's sein," setzte die Wassernymphe keck hinzu.

Alle Drei lachten.

Marsan, obwohl der deutschen Sprache vollkommen mächtig, verstand von diesem Wortgeplänkel doch nichts, wohl aber fielen ihm die Schielblicke der jungen Burschen auf, er begriff, daß von ihm die Rede sei.

Nach einer Pause fuhren die liebenswürdigen Jünglinge fort:

„Sepperl!"

„Na, was gibt's?"

„Hat er d'Strauchen?"

„Warum denn?"

„Weil er nix schmeckt."

„Vielleicht hört er schlecht."

„Soll ich ihm's stecken?"

„Na, 'sist noch zu früh, Tond'l!"

„Laßt ihm seine Freud'," meinte das Mädchen, „wir

sind ihm halt zu g'ring, deswegen gibt er sich mit uns nicht ab. Vielleicht ist's ein großer Herr."

„So schauen's aus."

„In der „Kluft!"

Graf Marsan hätte alle deutschen Lexikons der Welt durchstöbern können, er würde in keinem gefunden haben, daß, wie diesen Erdbergern, das Wort „Kluft" mit „Kleidung" gleichbedeutend sei.

„Na, ein hübsches Bürschl bleibt's doch."

Diese ernstlich gemeinte Aeußerung des Mädchens mißfiel dem Sepperl und erweckte seinen eifersüchtigen Groll; er kehrte sich rasch zu Graf Marsan und sagte überlaut:

„Sie, wir sind da im Prater, ich bitt', habens keinen Hirschen g'seh'n?"

Dieser Frage folgte ein vielstimmiges Gelächter.

Marsan blickte seine Tischgenossen finster an und sagte: „Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Siehst Du's, da hast Du's," rief der Tond'l, „hast immer g'sagt, er kann nit deutsch, und er red't wie gegossen."

„Ich frage, was Sie wünschen?"

„Nix, gar nix, als ein Bisserl mehr Freundlichkeit und ein Bisserl weniger Stolz. Wenn Sie uns nicht anschau'n wollen, brauchen Sie sich nicht an den Tisch zu setzen, wo wir sitzen."

Marsan begriff, was er sich hatte zu Schulden kommen lassen, und war eben d'ran, eine begütigende Ant-

wort zu geben, als der Eintritt der Zwillinge ihn dessen überhob.

Josef als Mädchen verkleidet trug die Flöte, Josefine zum Knaben verkappt, die Harfe.

Die Landwehrwirthin hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Toiletten der Zwillinge vervollkommten die Maske bis zur höchsten Täuschung. Es war nicht möglich, eine Verkleidung zu erkennen, keine Seele dachte an eine Mystifikation, Niemand ahnte einen Trug.

Die Produktion begann und man staunte über die Meisterschaft des Spiels, trotzdem, daß die Geschwister heute — so meinte nämlich das getäuschte Auditorium — die Instrumente gewechselt hatten.

Wie rein, wie seelenvoll blies sie die Flöte — wie zart, wie weich griff er in die Saiten der Harfe.

Ein großer Theil der Zuhörer hatte auch der ersten Produktion beigewohnt und stellte einen Vergleich an. Einige meinten, der Bruder habe die Flöte doch ein wenig kräftiger geblasen, seine Töne seien voller gewesen; Andere behaupteten wieder, die Schwester sei die Meisterin, sie spiele heute die Flöte so unübertrefflich, wie es neulich bei der Harfe der Fall gewesen.

Der Landwehrist ließ seine Gäste habern und kritisiren, nickte seiner zweiten Hälfte pfiffig zu, das Bier recht hoch schäumen zu lassen und munterte die Geschwister heimlich zu Muth und Ausdauer auf.

Josef, seiner Rolle getreu, nahm alle ihm dargebrachten Huldigungen mit einem zierlichen Knix auf, duldete schämig, wenn ihm ein gelanter Gast in die Wange

knipp, ließ sich beim Einsammeln die Hände drücken, ja er fühlte sogar, wie sich eine schwere Hand um seine Taille schlang, und vergaß schier sich loszuwinden, was bald zu einem Verrathe der verschiedenen Toilettbehelfe geführt hätte und von unangenehmen Folgen gewesen wäre.

Der junge Graf war heute vorsichtiger wie neulich. Seine Spende überstieg jene der übrigen Gästen nicht, doch versäumte er es nicht, der falschen Sammlerin einen bedeutungsvollen Blick zuzuwerfen, den Josef lächelnd entgegennahm.

Josefine stand während dessen unangefochten im Winkel; es fiel Niemanden ein, hinter dem schönen Knaben die Jungfrau zu suchen; das ganze Ungewitter zudringlicher Zärtlichkeit und loser Liebesworte entlud, sich über den Bruder und sie blieb zu ihrer größten Freude verschont.

Die Produktion nahm ihren ungestörten Fortgang, die Stabsrosl rieb sich vergnügt die fetten Hände und murmelte vor sich hin: „Ich bin eine kluge Frau, meine List gelingt vollkommen; das Publikum will gefoppt werden, also soll es gefoppt sein.

Man sieht, wie sich die schönen Seelen der Stabsrosl und eines römischen Autors trafen.

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, nicht zu früh klassische Stellen in's Wienerische übersetzen.

Frau Rosl triumphirte zu früh; ganz ohne Wetter sollte der Abend nicht ablaufen.

Wir erwähnten bereits, daß in Bezug auf die Künstlerschaft der Zwillinge die Meinungen geschieden waren;

auch die Erdberger Burschen nahmen Theil an einem Wortwechsel, der in dieser Angelegenheit entstand.

„Sie mögen mir's glauben," sagte einer der Gäste, „ich verstehe Musik, ich habe den Bruder neulich gehört, und höre die Schwester heute, und ich versichere Sie, das Mädchen bläst besser."

„Nein, nein, das ist nicht wahr."

„So ging es eine Weile fort.

Auf einmal erhob sich der Sepperl und rief: „Meine Herren, wir sind Viele hier, die bei der ersten Produktion nicht anwesend waren."

„Gut, was weiter?"

„Wir haben heute die Schwester blasen hören, wissen aber nicht, wie der Bruder bläst."

„Weiter, weiter!"

„Die Zwillinge sollen daher ihre Instrumente wechseln und dann werden wir hören, wer's besser kann."

„Bravo, bravo!"

Allgemeine Acclamation, man hörte nur den Ruf: „Instrumente wechseln!"

Die Geschwister wurden bleich, Herr Sinzinger blieb erstarrt stehen, und die Stabsrosl riß die Augen auf, wie Anno Neun, wenn es plötzlich hieß: „Der Bonaparte ist da!"

Josef und Josefine blickten sich verzweiflungsvoll an; wenn das verehrungswürdige Publikum auf den Instrumententausch bestand, so war der Skandal fertig, denn er spielte so wenig die Harfe wie sie die Flöte.

Der Landwehrmann fühlte sich gezwungen, in seinem und der Spielleute Interesse das Wort zu ergreifen.

„Meine Herren,“ bat er und hielt zwei volle „Plutzer“ in die Höhe, die eben bestellt worden waren, „ich bitte, erlauben Sie mir eine bescheidene Einwendung.

„Nix Einwendung!“

„Fort mit jeder Einwendung!“

„Meine Herrschaften, ich bitte, ein Wechsel der Instrumente kann nicht stattfinden.“

„Kann nicht? Warum nicht?“

„Weil jeder Produktion mehrere Proben vorausgehen müssen.“

„Papperlapapp, es wird auch ohne Prob' gehen.“

„Die Leutl spielen ja Alles auswendig.“

„Meine Herrschaften, Herr Josef kann heute nicht die Flöte blasen.“

„Warum nicht?“

„Vielleicht weil heute Mittwoch ist?“

Allgemeines Gelächter.

Herr Sinzinger wurde nicht mehr angehört und mußte mit sammt seinen beiden „Plutzern“ den Rednerstand verlassen.

Die Zwillinge glaubten vor Angst vergehen zu müssen; aber noch waren sie nicht schutzlos, noch der Willkühr des Publikums nicht überlassen, die Wirthin hinter der Schenke mischte sich in den Streit, und indem sie beide Arme in die Hüften stemmte, schrie sie:

„Meine Herren und Damen, ich verbitte mir jeden Skandal in meiner Hütte.“

„Oho, was ist das für ein Ton?“

„Das ist der Ton einer Praterwirthin und wem dieser Ton nicht recht ist, der kann geh'n, der Zimmermann hat für Alle das Loch offen gelassen.“

„Oho, Frau Wirthin, so geht's nicht, wir haben die Spielleute gezahlt, wir wollen für unser Geld auch etwas hören.“

„Sie haben ein Recht zu verlangen, daß wir unserer heutigen Ankündigung nachkommen, das geschieht indem Herr Josef die Harfe und Mamsell Josefine die Flöte spielt, von einem Wechsel der Instrumente ist jedoch in unserer Ankündigung keine Rede, daher haben Sie auch kein Recht, desgleichen zu begehren.“

Dieses Argument wirkte zum Theil, von mehreren Seiten vernahm man die Worte: „Das ist wahr, die Wirthin hat Recht!“ worauf die Praterdame mit stolzer Würde entgegnete: „Ich habe immer Recht, merken Sie sich das!“

Zu jenem Theil des Publikums, bei welchem die Einwendung der Frau Rosl verloren ging, gehörten auch die Erdberger.

Herr Sepperl wollte sich nicht zufrieden geben, er hörte nicht auf zu rufen: „Wechseln, wechseln, ich will den Josef blasen hören!“

Diese Opposition ärgerte die Wirthin und sie schrie dem Burschen zu: „Kommen's morgen, so wird er Ihnen Ein's blasen, heut' hat er keine Zeit dazu!“

Große Heiterkeit.

Die Wäscherin glaubte sich ihres Anbeters anneh=

men zu müssen und rief zur Wirthin hinüber: „Ich bitt' mir mehr Manier aus, Madame, Sie sind jetzt nicht mehr bei der Landwehr."

Das war ein Funke in eine Pulvertonne geschleudert, Frau Rosl flammte auf, die Landwehr war ihre schwache, oder vielmehr ihre starke Seite, wer sie dabei faßte, der forderte eine Löwin gegen sich heraus.

„Hoh, hoh, Mamsell, rief sie der Erdbergerin zu, mir scheint gar, Ihnen ist meine Landwehr nicht recht, ich hab die Franzosenkugeln pfeifen hören."

„Da haben's wahrscheinlich Sie ausgepfiffen."

„Still, oder meiner Seel', Sie sollen auch etwas pfeifen hören!"

„Ruhig, die Damen, ruhig."

„Weiter spielen, weiter spielen!" so rief es von den meisten Seiten.

Marsan, welcher noch zeitlich genug das Gewagte seines Platzes kennen lernte, hatte sich an jenen Tisch gemacht, der den Zwillingen zunächst stand, und errang dort durch einen Vergleich in Güte einen Sitz, von wo aus er ungehindert mit den Geschwistern sprechen konnte.

„Josefine erkannte in ihm den jungen Herrn, der ihr bei der ersten Produktion die Fünfziggulden-Note gespendet hatte und erröthete."

„Marsan bemerkte dies nicht, denn er hatte sein Augenmerk immer auf Josef gerichtet und warf der vermeintlichen Harfnerin Liebesblicke zu und ließ sie tiefe Seufzer hören."

„Während des Worthabers flüsterte der Graf den

Kindern zu: Fürchten Sie sich nicht, wenn es zu einem Allarm kommen sollte, werde ich Sie schützen!"

„Die Zwillinge zitterten trotzdem, denn sie dachten an Hollabrunn; Wien ist jedoch nicht Hollabrunn, und es kam zu keinen Thätlichkeiten, man kühlte sich durch die Zunge ab."

„Marsan war glücklich, den Rest des Abends in der Nähe der vermeintlichen Schönen zuzubringen und machte ihr aufs Eifrigste den Hof."

„Er bedauerte den längeren Zwischenraum zwischen der ersten und der heutigen Produktion und erkundigte sich, wo die Geschwister während dieser Zeit gewohnt?"

„Josef bedachte die Folgen und weigerte sich, die verlangte Auskunft zu geben. Marsan drang vergebens in ihn, er hätte fast dem kindischen Eigensinn gezürnt, wenn nicht ein anderer Gedanke ihn beseelt hätte, dem zufolge er die Stube verließ."

„Der Abend schritt vor, die Geschwister spielten ungestört weiter und ernteten wie das Erstemal Beifall und Geld in Menge."

„Frau Rosl, welche durch ihre Energie den Frieden des Hauses gerettet hatte, machte um die eilfte Stunde der Conversation ein Ende, indem sie den unersättlichen Musik- und Bierfreunden — man konnte dies nicht mehr streng unterscheiden — erklärte, daß morgen auch wieder ein Tag sei, was mit andern Worten sagen sollte:" „Wir brauchen morgen auch wieder Gäste."

„Man gehorchte und entfernte sich."

„Gott sei Dank! riefen die Geschwister, daß der heutige Abend ruhig vorüber ging.“

„Laßt Euch kein graues Haar wachsen, tröstete Frau Rosl, von morgen an spielt ihr in unserem Gasthause auf der Laimgrube — jetzt aber macht, daß Ihr nach Hause kommt, draußen wartet schon der Wagen, der Euch nach der Laimgrube bringt, sagt den Leuten zu Hause, daß wir baldnachkommen.“

Josef und Josefine nahmen ihre Instrumente, eilten hinaus und stiegen eiligst in den Wagen, welcher sich alsogleich in Bewegung setzte.

Vor dem Hause des Landwehristen wurde Halt gemacht, und die Zwillinge stiegen aus.

Mit ihnen zugleich sah man einen Mann den Bock verlassen, der sich unbemerkt entfernte, da er seine Absicht die Wohnung der Geschwister zu erfahren, erreicht hatte.“

„Dieser Mann war Graf Marsan.

Drittes Kapitel.

Nicht jede Schlange findet eine Eva.

Der Ertrag, der zweiten Produktion, war noch größer als jener der ersten, und doch vermochten die Geschwister sich ihres Glückes nicht zu freuen.

Am anderen Vormittage saßen sie bei einander und besprachen die Scene des vorigen Abends, deren Angst sie jetzt noch durchbebte.

„Ach, rief Josefine, was wäre geschehen, wenn die Leute auf dem Wechsel der Instrumente bestanden hätten?"

„Du bist gar zu ängstlich, liebe Schwester, im schlimmsten Falle wären wir vorgetreten und hätten die Wahrheit bekannt."

„Welche Schande!"

„Für uns nicht. — Es hätten sich höchstens die schämen müssen, die mich für ein Mädchen hielten und mir so eifrig den Hof machten, zum Beispiel der hübsche blonde junge Herr, der Dir bei der ersten Produktion fünfzig Gulden auf den Teller legte. Gestern war er nicht so freigebig, drang dagegen in mich, ihm unsere Wohnung zu sagen."

„Was du natürlich verweigertest."

„Wozu braucht er unsere Wohnung zu wissen?"

„Er muß wohlhabend sein, gehört vielleicht gar einem höheren Stande an.“

„Gleichviel, er soll nur hübsch ferne bleiben, oder wünschest Du vielleicht...“

„Josefine unterbrach den Bruder mit einiger Heftigkeit:“

„Nein, lieber Josef, ich wünsche nichts, ich heiße Alles gut, was Du thust.“

Im Gemache nebenan begann eben die Musikstunde des Kanarienvogels und man hörte Herrn Balthasar Kern emsig orgeln.

Bald darauf erschien Frau Rosl.

„Na, Kinder, sagte sie, habt Ihr Euch schon vom gestrigen Sturm erholt? Sapperment, war das ein Auftritt! Aber nicht wahr, ich hab' mich tapfer gehalten? Ich hab' ihnen die Schneid' genommen und das Wilde herab geräumt. Oh, ich versteh' mich darauf, noch von der Landwehr her, da hab' ich auch manchen Sturm abzuschlagen gehabt. Da war Euch bei der Brigade, zu der wir gehörten, eine Batterie und natürlich die dazu gehörigen Kanoniere. Unter diesen befand sich ein Vormeister, d. i. derjenige, welcher die Kanonen richtet, ein tüchtiger Kerl, ein gedienter Konstabler, der schon die neunziger Kriege in Italien unter Alvinizi mitgemacht hat. Wenn der dicke Stöpsel gut aufgelegt war, erzählte er immer, wie er seitwärts St. Martin drei Tage lang allein mit einer Kanone auf einer vorspringenden Höhe detachirt war; wie er den Bonaparte fast immer vor Augen gehabt und wie er diese drei Tage ohne Unter-

brechung auf ihn schoß, ohne ihn nur ein einziges Mal zu treffen. Dieser Vormeister ließ sich's einfallen mir hinter meines Mannes Rücken den Hof zu machen. Einmal als er gar zu patzig wurde, schlug ich Lärm und schrie ihm zu, daß die ganze Batterie sammt den Stuckknechten es hören mußte: Mein lieber Freund, ein Vormeister, der auf den Bonaparte drei Tage hinter einander schießt und ihn nicht ein einziges Mal trifft, soll sich schämen, einem ordentlichen Frauenzimmer unter die Augen zu treten! Und wißt Ihr, Kinder, was mir der Kanonier antwortete? Er sagte: Wissen Sie, Frau Rosl, daß ich den Bonaparte nicht treffen wollte!"

„Oho, warum nicht?"

„Ihretwegen?"

„Meinetwegen? Wie so das?"

„Ich will es Ihnen erklären. Hätt' ich damals den Bonaparte getroffen, so wär' er später nicht Konsul und nicht Kaiser von Frankreich geworden. Er hätte die Schlachten bei Austerlitz und Jena nicht gewonnen, wir hätten jetzt keinen Krieg, Herr Johann Sinzinger wäre kein Landwehrmann, Sie wären nicht beim Bataillon und ich müßte also auf das Vergnügen verzichten, Sie täglich zu sehen."

„Na Kinder, war das ein galanter Vormeister! Hat ihm aber doch nichts genützt, denn mein Alter war ein zu guter Patriot und ein zu eifersüchtiger Ehemann."

Wenn die Stabsrosl einmal in die Landwehr hinein gerieth, so vermochte sie sich aus dem Bayonnet-Labyrinth nicht mehr heraus zu finden; es ist daher nicht abzusehen, was sie den Zwillingen noch aufgetischt haben würde,

wenn man unten nicht dringend ihren Namen gerufen hätte, was sie zwang, hinab zu eilen.

Nach wenigen Minuten kehrte sie mit einem noblen jungen Herrn zurück, der mit Josef Feilhart dringend zu sprechen wünschte.

Die Geschwister erkannten den Spender der Fünfzigguldennote.

Es war in der That Graf Marsan.

Während der junge Kavalier eintrat, blieb die Wirthin in der offenen Thüre stehen und winkte hinter seinem Rücken Josefine zu sich heraus.

Das Mädchen leistete Folge und Josef und Marsan blieben allein zurück.

„Mein Herr,“ begann der Graf, „ich bitte Sie, meinen Besuch nicht zu mißdeuten. Ich habe Ihren musikalischen Produktionen in der Praterschenke incognito beigewohnt, ich bin nämlich Graf Julius v. Marsan und habe den heutigen Schritt in Ihrem Interesse gethan.“

„In meinem Interesse?“ fragte Josef in einem Tone, als ob er hinzufügen wollte: „Nicht im Interesse meiner Schwester?“

Der Kavalier las in den Gedanken des jungen Menschen, lächelte und entgegnete: „In Ihrem und Ihrer Schwester Interesse.“

„Sie haben, wenn ich mich recht entsinne, gestern meine Schwester öfter angesprochen?“ sagte der junge Mensch.

„Ich that es aus dem schon erwähnten Grunde.

Hören Sie mich an, mein Herr; Sie sind nach Wien gekommen, um hier ihre Kunst auszuüben, und waren so unglücklich, an einen Ort zu gerathen, von wo aus sie nie zur Geltung gelangen wird."

„Wer behauptet das, Herr Graf? Ich sage Ihnen, daß unsere Einnahmen sehr ergiebig waren."

„Ich zweifle nicht daran, lieber Herr, allein ich glaube, es kann Ihnen keineswegs gleichgiltig sein, wo Sie das Geld verdienen? In jener Schenke spielen Sie vor rohen ungebildeten Menschen, wo die Gemeinheit sich breit macht und die Lüsternheit mit täppischen Fingern nach der Schönheit Ihrer Schwester tappt, das kann Ihnen doch unmöglich angenehm sein."

„Gewiß nicht!" antwortete Josef mit dem Tone innigster Ueberzeugung.

„Das Loos, durch Ihre Kunst Ihr Brod erwerben zu müssen, ist Ihnen beschieden, das läßt sich nicht ändern, aber es steht in Ihrer Macht, sich dieses Loos dadurch weniger unangenehm zu machen, daß Sie streben, in die besseren Kreise der Gesellschaft zu gelangen, wo Ihnen das Harte Ihres Standes versüßt und Ihre Existenz verbessert werden wird."

„Ach, Herr Graf, die Wahrheit dessen, was Sie da sagen, fühle ich nur zu sehr; allein ich und meine Schwester sind hier fremd, wir kamen ohne Empfehlung auf's Gerathewohl nach Wien, und waren froh, den biederen Mann zu treffen, der sich unser annahm."

„Lassen Sie sich von seiner Biederkeit nicht täuschen, er macht durch Sie Geschäfte, das ist der Grund;

sobald Sie ihm nicht mehr nützen, wird seine Biederkeit ein Ende haben; man muß dieses schmutzige Pack kennen, es ist großgenährt am schmutzigsten Interesse und Egoismus. Sie klagen über Mangel an Empfehlungen, ich will dem abhelfen, hören Sie auf, in diesen Boutiquen zu musizieren und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen, ehe acht Tage vergehen, mit Ihrer Schwester in einem Salon spielen."

„Ach, Herr Graf!"

„Zweifeln Sie nicht, und vertrauen Sie mir, dann ist Ihr und Ihrer Schwester Glück gemacht."

„Ihr Antrag macht mich ganz verwirrt, ich weiß nicht, was ich darauf erwiedern soll."

„Sie sollen sich entschließen, meinem Rathe zu folgen."

„Ich soll mich entschließen? Ich bin ja nicht allein, auch die Schwester hat ein Wort mit drein zu reden."

„Sie müssen suchen, sie zu bestimmen."

„Das wird nicht viel Mühe kosten, wenn — wenn —"

Da er stockte, so sagte der Graf: „Nur heraus mit der Rede, ohne Hinterhalt, was soll hinter dem Wenn kommen?"

„Ich wollte sagen," erwiederte der junge Mensch ein wenig schüchtern, „meine Schwester würde gerne einwilligen, in einem Salon zu spielen, wenn sie dort sicherer wäre vor Zudringlichkeiten und unverschämten Aeußerungen."

Marsan lachte laut auf und entgegnete: „Ach, wie unerfahren; Sie scheinen von der nobleren Welt keinen Begriff zu haben, mein Freund. Ich garantire Ihnen,

daß kein unanständig Wort fallen, ja, daß Jeder sich den Anschein geben wird, Sie und Ihre Schwester gar nicht zu bemerken. Hinterher, freilich, das ist etwas Anderes?"

„Hinterher, das heißt später, nun, was haben wir später zu besorgen?"

„Ihre Schwester ist ein sehr hübsches Mädchen, damit ist was gesagt. Sie und Ihre Schwester kennen die Welt nicht, sind kindisch und unerfahren, damit ist Alles gesagt. Hören Sie mich an, ich habe Ihnen bereits gestanden, daß ich mich für Sie und Ihre Schwester interessire, ich bin reich und erfreue mich angesehener Connexionen, die Ihnen gar viele Thüren zu öffnen im Stande sind. Ich biete Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit meine Freundschaft und meinen Einfluß an, schließt sich Josefine unserem Bunde an, so will ich für Sie wirken, aber Sie müssen diese Kneipenwohnung verlassen, ein anständiges Haus, wofür ich sorgen will, beziehen, und sich meiner Leitung überlassen, rufen Sie Ihre Schwester und sprechen Sie mit ihr."

Josef ging hinaus und bat Josefine hereinzukommen, um sie mit dem Antrage des jungen Kavaliers vertraut zu machen.

Das Mädchen hörte stumm und gelassen zu.

Ihre Ruhe fiel selbst dem Bruder auf, er begriff die Kälte nicht, welche Josefine heute ganz außergewöhnlich an den Tag legte.

Das Phänomen ließ sich leicht erklären, und Graf

Marsan suchte dasselbe in einer Weise zu deuten, die von der Wahrheit wenig abwich.

Die Landwehrwirthin war eine erfahrne Frau, sie hatte nicht vergebens einen Feldzug mitgemacht, sondern Erfahrungen gar mannigfacher Art gesammelt; außerdem war sie Praterwirthin, eine Schule, wo man in Bezug auf Menschen- und Sachkenntniß schätzenswerthe Beiträge sammeln konnte.

Der junge Elegant hatte kaum den Wunsch geäußert, mit Josef Feilhart zu sprechen, so witterte sie gleich das Falsche der Angabe und dachte:

„Aha, das gilt dem Mädchen; auf den Sack klopft man und den Esel meint man!"

Dieses Sprüchlein war zwar für die schöne Harfnerin wenig schmeichelhaft, aber es war bezeichnend für die Stabsrosl, denn diese liebte es, sich deutlich auszudrücken.

Sie hatte daher kaum an der Seite des Mädchens die Stube verlassen, so fragte sie: „Kennen Sie diesen Herrn?"

Josefine dachte nicht daran, der Wirthin etwas zu verhehlen und gestand ihr, was wir bereits wissen.

Die Fünfziggulden-Note bekräftigte die Dame in ihrer anfänglichen Vermuthung, sie sah, worauf es abgesehen war und sagte:

„Mamsell, nehmen Sie sich in Acht, der junge Herr hat es auf Sie abgesehen, er sucht wahrscheinlich den Bruder zu gewinnen, um sich Ihnen zu nähern, Sie sind ein braves Mädchen, es thäte mir leid, wenn Sie das

Glück Ihres Lebens, die Reinheit Ihrer Seele verscherzten. Der junge Herr ist wahrscheinlich vornehm und reich, er wird kein Mittel scheuen, seine bösen Zwecke zu erreichen. Sie haben sich durch die Zudringlichkeiten meiner Gäste verletzt gefühlt, und doch sind diese weit gefahrloser wie die süßen Schmeichelworte dieser schmucken Herren, denen ein junges Herz so gern glaubt und die so selten wahr sind. Mamsell Josefine, ich beschwöre Sie, willigen Sie in nichts, wenn er etwas verlangen und folgen Sie selbst Ihrem Bruder nicht, wenn er sich nachgiebig zeigen sollte."

Durch diese Warnung vorbereitet, trat das Mädchen ein und horchte der Auseinandersetzung des Bruders.

Jugendliche Herzen, denen die leitende Erfahrung oder der gesunde Geist fehlt, sind leicht für und gegen eine Sache einzunehmen.

Josefine war von der Ansicht der Wirthin so durchdrungen, daß sie in diesem Moment den Antrag Marsans, der, wie sie leicht merken konnte, den vollen Beifall ihres Bruders hatte, abgelehnt haben würde, selbst wenn er ihr ein Glück ohne alle Gefahr für ihre Unschuld geboten hätte. Was Josef auch immer sagen mochte, sie war im Vorhinein dagegen eingenommen, daher ihre Ruhe.

„Bist Du zu Ende, lieber Bruder? fragte die Jungfrau, als er eine Weile inne hielt."

„Ja, liebe Schwester, Du weißt jetzt, worum es sich handelt, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich der Ansicht des Herrn Grafen vollkommen beipflichte."

„Es thut mir leid, ich bin anderer Meinung, ich denke, wir bleiben, wo wir sind.“

„Josefine!“

„Unsere Ansprüche waren so bescheiden, daß wir mit den errungenen Erfolgen mehr als zufrieden sein können, seien wir daher genügsam.“

„Und der Ruhm, liebe Schwester, schätzest Du den Ruhm so gering?“

„Ich muß Dir bekennen, daß ich nicht ruhmsüchtig bin; anderseits gebe ich Dir zu bedenken, ob wir uns nicht der Gefahr aussetzen, was wir auf der einen Seite an Ruhm erwerben, auf der andern an Ehre zu verlieren.“

„Marsan wollte Einwendungen machen, aber Josefine unterbrach ihn: Ich bitte, mein Herr, bemühen Sie sich nicht, mein Entschluß steht fest, mag Josef thun, was ihm beliebt, ich werde ihm nur dann folgen, wenn er die Dankbarkeit nicht vergißt, die wir Herrn Sinzinger schulden.“

„Der junge Mensch wurde betroffen, er gestand sich, daß er in der Eingenomenheit für die neue Idee diesen Umstand völlig außer Acht gelassen hatte und fügte sich nun auch der Meinung der Schwester.“

„Marsan verlor durch diese Wendung das gewonnene Terrain, suchte seine Verlegenheit hinter einem Bedauern zu verbergen, welches aufrichtig genug war und begann sich dann zu empfehlen, ohne von Josefine mehr eines Blickes gewürdigt zu werden.“

„Der junge Graf hatte zwar seine Absicht nicht erreicht, Eines jedoch war ihm gelungen: die bis jetzt in voller Klarheit bestandene Heiterkeit und Eintracht der Ge-

schwister war getrübt, bei Josef war die Gier nach Ruhm, der Drang nach „Höherem" geweckt, er fügte sich nur der Schwester zu Liebe, legte jedoch einen Widerwillen und Trübsinn an den Tag, der Josefinen unmöglich entgehen konnte."

„Sie sah die Veränderung in der Seele des Bruders und trauerte im Stillen darüber; keines von Beiden ließ eine Klage laut werden, aber jedes von ihnen fühlte, daß es nicht mehr so sei wie ehedem."

„Graf Marsan aber war weit entfernt, seine Pläne aufzugeben. Auf diese Weise, dachte er, ging es nicht wohlan denn, ich will einen andern Weg versuchen."

Viertes Kapitel.

Am achtzehnten Oktober.

Wasili, Montferon und Marsan!

Der Erste munter, lebenslustig, heißblutig und verliebt, verliebt, wie es nur ein Seeoffizier sein kann, der plötzlich ans Land kömmt und sich von tausenden der reizendsten Frauen umringt sieht; der Zweite ernst und tiefsinnig, ja manchmal sogar von Schwermuth und Trübsinn ergriffen, räthselhaft und verschlossen, selbst jener Frau gegenüber, die seine Gefühle in Aufruhr versetzte; endlich der Dritte, munter, leichtsinnig, immer verliebt aber nie ernstlich, ein Schmetterling, dem alle Rosen gefallen, selbst jene einfachen Feldrosen, die hinter Dorn und Hecke, unter

wildem Strauchwerk blühen, ein junger Mann, beharrlicher in Verfolgung seiner Ideen, als in der Dauer seiner Gefühle, reich an Erfindung, arm an Empfindung, denn seine Gefühle sind Strohflammen, leicht auflodernd und schnell verzehrt.

Das Dreiblatt, äußerlich so ähnlich, war innerlich einander doch so unähnlich.

Wasili und Montferon hatten sich einander mehr genähert, das Vertrauen ihrer Liebe schlang viel engere Bände um ihre Herzen, wie jene der flüchtigen Freundschaft, dagegen drohte ihr Verhältniß zu Marsan zu erkalten und zwar mehr durch dessen Verschulden, da er sich darin gefiel, in dem Menschenmeere allein herumzuschiffen.

Seit der Jagd in Larenburg waren wenige Tage verstrichen.

Wasili hatte von der Erlaubniß des Grafen Tulczim, ihn besuchen zu dürfen, Gebrauch gemacht, ebenso war Montferon bei Theodora erschienen.

Man fand sich heute in der Jägerzeile, morgen in der Wohnung des Grafen Tulczim zusammen, man verabredete, sich bei diesem oder jenem Feste zu treffen und genoß dann die Freuden gemeinschaftlich.

In den letzten Tagen gab es in dieser Beziehung auch Abwechslung genug. Der Abend nach der Jagd in Larenburg brachte einen Hofball, drei Tage darauf — nämlich Sonntag am 16. Oktober — ward Abends in der Reitschule Händels „Samson“ von siebenhundert Dilletanten aufgeführt, wobei die vier Solostimmen: Sopran Alt, Tenor und Baß von Frau von Geymüller, Fräulein Sofie

von Wertheimstein, dann den Herren Soini und Ignaz Sonnleithner gesungen wurden.

Am Achtzenten sollte im Prater das große Militärfest gefeiert werden, Abends Ball beim Fürsten Metternich am Rennwege sein, und der Neunzehnte war zu dem ersten Balle bestimmt, den Kaiser Alexander im Rasumowski'schen Palais veranstalten ließ.

Eine dichte Nebelschichte umhüllte die Residenz und verdüsterte den Herbstvormittag, zum größten Leidwesen Jener, die sich schon tagelang auf das Militärfest freuten, welches im Prater stattfinden sollte und von dem Einige behaupteten, es sei ein Nationalfest, andere aber meinten es sei eine Feier der Leipziger Schlacht oder des Leipziger „Gottesgerichtes", wie man es damals nannte.

Aber die Neugierde und namentlich die Wiener Neugierde läßt sich nicht so leicht abschrecken, am allerwenigsten von einem Nebel, der sich jeden Moment verflüchtigen kann, wenn ein günstiger Luftzug ihn hinwegweht.

Unter den Tausenden, die dem Schauplatze des Festes zuströmten, befanden sich auch Marsan und Wasili.

Sie hatten sich im Kafé auf dem Graben getroffen und traten den Weg gemeinschaftlich an. Marsan wollte einen Wagen nehmen, Arthur protestirte jedoch dagegen, da es bei solchen Gelegenheiten am sichersten und ungenirtesten ist zu Fuße zu gehen. Marsan wollte auch den Marquis abholen, allein auch dagegen that Wasili Einsprache.

„Wir würden uns vergebens zu ihm bemühen," sagte

er, „ich drang noch gestern in ihn, mir heute Gesellschaft zu leisten, er schlug es jedoch rund ab und betheuerte, ein wichtiges Geschäft zwinge ihn, in der Stadt zu verbleiben."

Der junge Graf verzichtete also darauf und so gingen die Freunde ohne den dritten Alliirten in den Prater.

Sie passirten eben die Jägerzeile.

Als sie bei dem Palais Rosenberg anlangten, hielt vor demselben eine prachtvolle Equipage, ein eleganter, blonder Herr war eben im Einsteigen begriffen und grüßte den Grafen Marsan.

Dieser erwiederte die Höflichkeitsbezeugung und Wasilli fragte: „Wer ist dieser Herr?"

Marsan lächelte und sagte: „Nun, was denken Sie? Wer kann es sein?"

„Vielleicht irgend eine Notabilität des Kongresses?"

„In gewisser Beziehung ja! Dieser Herr führt ein großes Haus, sein Salon macht Aufsehen und das will jetzt zur Kongreßzeit, wo Pracht und Verschwendung im Zenith stehen, nicht wenig sagen; seine Diners sind berühmt, sein Reichthum ungeheuer. An seinem Tische sitzen Prinzen, Fürsten, Generale, Diplomaten, der Eine lernte ihn in Schweden kennen, der andere in Madrid, der dritte in Moskau und der vierte dinirte gar mit ihm bei Lord Cornwallis, als dieser in Indien Gouverneur war. Viele behaupten, er sei der Nachfolger Cagliostros, Andere sehen wieder einen verkappten Saint Germain in ihm. Dies Alles ist jedoch übertrieben; bei unserem Manne — Raily ist sein Name — geht es mit ganz natürlichen Dingen zu. Das Wunderbare an ihm ist nur, daß er

kein eigentliches Einkommen hat und doch enorm reich ist Seine Juwelen, seine Equipagen, sein Tafelgeräth, seine Mobilien übertreffen die manches Fürsten und doch, Sie werden es kaum glauben, was ich Ihnen sage, und doch ist dieser Mensch nur ein — Spieler.

„Ein Spieler?“ tief Wasili erstaunt.

„So ist es, mein Lieber, Fürst Talleyrand kennt ihn genau, und sprach bereits von ihm; doch nehmen Sie das Wort weder in seiner niedrigen, noch in seiner schlechten Bedeutung. Herr Raily ist kein falscher, er ist kein ordinärer Spieler, wie wäre es sonst möglich, daß Personen, durch Rang und Stellung ausgezeichnet, sich nicht scheuen würden, seinen Einladungen zu folgen und öffentlich mit ihm zu verkehren? Herr Raily ist ein englischer Mustercharakter aus dem verflossenen Jahrhundert. Seit Karl II. seiner Nation dieses Laster vermachte, ist es in England keine Schande, ein Spieler zu sein. Sie werden vielleicht von dem Prinzen von Wales wissen, wie leidenschaftlich er dem Spiele ergeben war, und wie er in den Sälen von Carlton-House mit Menschen verkehrte, die man außerhalb derselben kaum zu grüßen gewagt hätte. Das Spiel wurde ein freies Gewerbe, die Spieler machten ihre regelmäßigen Geschäftsreisen durchs Land und sammelten Reisekosten für ihre europäischen Fahrten, auch Herr Raily gehörte zu ihnen. In Bath geboren, machte er seine Spielstudien unter Hrn. Nash, dem Schönen benannt, der fünfzig Jahre lang die dortige Mode beherrschte. Man pflegte ihn den König von Bath zu nennen.“

„Und jetzt?“ fragte der Seeoffizier.

„Jetzt ist Herr Raily beim Kongreß in Wien und sein Salon ist berühmt und bekannt.“

„Was Sie mir da mittheilen, ist so außergewöhnlich, daß ich vor Begierde brenne, den Mann näher kennen zu lernen.“

„Nichts leichter als das, er ist ein wenig eitel, prunkt gerne mit seinem Reichthum und verkehrt nur mit Leuten vom Stande. Ein an seinem Tische sitzender Graf erfüllt sein Herz mit Freude, ein Fürst entzückt, eine Hoheit versetzt ihn in Extase und über eine Majestät, wenn die Etikette deren Erscheinen erlaubte, würde er den Verstand verlieren.“

„Sie glauben also...“

„Daß Sie ohne Anstand mich dahin begleiten können und daß Sie dort ein willkommener Gast sein werden.“

Wasili war damit zufrieden.

Das Gespräch sprang nun auf einen anderen Gegenstand über.

Den Offizier, welchen die Liebe so sehr beglückte, drängte es davon zu sprechen und so erfuhr Marsan bald die glückliche Eroberung, die sein Freund gemacht, wobei natürlich des Marquis nicht vergessen wurde, dessen Glück nicht geringer war, wie d a s des Seeoffiziers.

„Und Sie, mein Lieber, wendete sich hierauf Arthur zu Marsan, „wie steht es mit Ihnen, jagen Sie noch immer der hübschen Harfnerin nach?“

„Wohl thu' ich es, aber ich bin noch lange nicht am Ziele."

„So? Ist das Kind so listig oder so tugendhaft? Oder sind Sie vielleicht ungeschickt?"

„Ich glaube meine Sache klug angestellt zu haben."

„Wie fingen Sie es an?"

Marsan setzte dem Offizier seinen Plan auseinander und fügte dann hinzu: „Den Bruder hatte ich bereits für mich, aber die Schwester, von der Wirthin beeinflußt, wiedersetzte sich."

Wasili lachte.

„Sie lachen, würden Sie an meiner Stelle anders gehandelt haben?"

„Ich? Aufrichtig gesprochen, mir fällt es nicht ein, einem Harfenmädchen nachzulaufen."

„Wenn Sie aber in das schöne Kind vernarrt wären?"

„Dann nähme ich es zur Frau."

„O, ein Harfenmädchen!"

„Sieh doch, Sie schämen sich nicht, dem hübschen Dinge nachzujagen, aber vor einer Verbindung schrecken Sie zurück."

„Natürlich, ich suche eine Geliebte und keine Frau."

„Ich begreife diese Fühlweise nicht. Für eine Laune des Augenblicks scheint das Mädchen zu gut, für eine Geliebte auf längere Zeit stünde sie mir zu tief."

„Zu tief? Kennen Sie die Geschichte?"

„Die Fehler der einen entschuldigen nicht die der andern."

„Sie sind sehr rigoros, statt einen Rath geben Sie mir Moral.“

„Sie erwarten also Rath von mir? Nun wohl, hören Sie mich an: wenn ich mich so weit vergessen könnte, mich in ein Mädchen zu vergaffen, dessen Stellung in der Gesellschaft ich mich zu schämen hätte, so würde ich vor Allem trachten, dieses Mädchen, statt zu ihm hinab zu steigen, zu mir empor zu heben.

„Das gedachte ich ja zu thun.“

„Sie haben es aber schlecht angefangen, was Sie begehrten, mußte das Mißtrauen des Mädchens erregen, Sie selbst dürfen überhaupt die Hand nicht im Spiele haben, was geschehen soll muß durch Andere geschehen.“

„Prächtig, vortrefflich, Sie stehen mir also bei?“

„Ich?“ fragte der Seemann betroffen.

„Ja, Sie. Ihre Verbindungen kommen Ihnen dabei zu statten, Sie sind ein Glückskind, in Ihren Händen verwandelt sich selbst Kupfer in Gold, poussiren Sie das Mädchen, ich bitte Sie darum.“

Wasili dachte nach und erwiederte: „Sie verlangen zu viel von mir; es ist nicht gerathen, sich in eine so heikliche Sache zu mengen, und nur Sie dürfen es wagen, an mich eine solche Zumuthung zu stellen.“

Marsan fuhr fort zu bitten, allein Wasili blieb hartneckig und sagte endlich mit dem Tone entschiedener Abweisung: „Ich mag weder mittelbar noch unmittelbar zum Verderben eines Mädchens beitragen. Jetzt bitte ich Sie, sprechen wir nicht mehr davon.“

Marsan fügte sich mit schweren Herzen, ließ jedoch

den Fingerzeig, der ihm im Gespräche mit Arthur zu Theil geworden war, nicht unbeachtet und beschloß, ihn im Stillen zu benützen.

Die Aufgabe war, eine Person zu finden, welche das Werk in seinem Interesse unternahm und das war es, womit er sich im Gedanken beschäftigte.

Mittlerweile war man am Ziele der Wanderung angelangt.

Das alte Jagdhaus im Prater, allgemein das „Lusthaus" genannt, bildete den Mittelpunkt des großartigen Festes.

Rings um dasselbe ragten Obelisken von Waffen verschiedener Gattung aufgeführt, mit grünen Reisern geschmückt, in die Luft.

Die zwei Säle des Lusthauses präsentirten sich als prachtvolle reiche Zelte, die rings auf Säulen von Trophäen ruhten, gebaut aus den schönsten Armaturen. Blumen, Tannenreiser und Lorbeerkränze bildeten auch hier die grüne Zier, welche das Auge mit dem Glanze der Metalle gleichsam versöhnte.

Die Garnison war schon am Morgen zur Kirchenparade ausgerückt und prunkte auf dem freien Platze unweit vom Lusthause, wo unter einem Kapellenzelte das feierliche Tedeum abgehalten werden sollte.

Um die eilfte Vormittagsstunde erdröhnten zweihundert Kanonenschüsse und das Lauffeuer sämmtlicher Infanteriebataillone.

Das war der Gruß, der die Souveräne willkommen hieß.

Während des Tedeums donnerten von den Basteien sechzig Feuerschlünde, deren Bedienung als Beweis kaiserlicher Huld und väterlichen Vertrauens die Bürgerartillerie besorgte.

Dem Gottesdienste folgte das Defiliren. Die Truppen zogen über die drei Schiffbrücken dahin, deren Geländer aus eroberten Gewehren bestanden, welche mit Wehrzeug, Reisern und farbigen Wimpeln geschmackvoll dekorirt, den Prater mit der Simmeringer Haide verbanden.

Dort erhob sich eine ungeheure auf Kanonen ruhende Spitzsäule, aus Waffen gebildet, vom Boden bis zum Gipfel mit Geharnischten besetzt.

Bald umzieht ein weiter Kreis tafelnder Soldaten den Obelisk, dazwischen die Tische der Offiziere, rückwärts die in Pyramiden aufgestellten Gewehre und mitten d'rin die spielenden Musikbanden.

Im Hintergrunde erhoben sich die Zelte der Marketender, rauchten die Feuerstellen, und starrten die langhalsigen Brummer herüber, die nur des Momentes harren, um den metallenen Mund zu öffnen.

Aber nicht nur hier, sondern auch jenseits des Stromtheiles im Lusthause sitzt man am fröhlichen Mahle, und zwar oben in der ersten Etage die Souveräne, die gekrönten Fürstinnen, die Kron- und Erbprinzen und der Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg. Kaiser Franz machte hier persönlich die Honneurs.

Parterre, wo der Held von Aspern, Erzherzog Karl, den Wirth macht, speisen sämmtliche Erzherzoge, alle fremden Prinzen und die ausgezeichnetsten Generale.

Mehr als hunderttausend Zuschauer umwogen den Schauplatz und nehmen herzlichen Antheil an dem großartigen Feste.

Es waren imposante Momente, wenn einer oder der andere der Monarchen auf die Estrade des Lusthauses hinaustrat, das volle Glas nach der Ebene hin schwang und einen Toast ausrief, den berittene Adjutanten im Galopp über den Strom trugen, den 30.000 Kriegsmänner und 150.000 Zuschauer jubelnd wiederholten und fünfhundert Kanonenschüsse gleichsam besiegelten.

Unter allen kriegerischen Festen des Kongresses war dies das großartigste, es war ein militärisches Diner von mehr als 20.000 Gedecken.

Marsan und Wasili wanden sich eine Weile gemeinschaftlich durch das Gedränge, trennten sich jedoch bald, denn den Seeoffizier zog es hinüber in das Garnisonslager, während der Graf den Kanal nicht überschreiten wollte.

Marsan hielt sich eine Zeit lang in der Nähe des Lusthauses auf, dann trat er, nicht in der besten Laune, den Rückweg an.

Plötzlich hörte er von seitwärts seinen Namen rufen.

Es war Herr Raily, der eben im Begriff war, in seinen Wagen zu steigen und dem jungen Grafen einen Platz an seiner Seite anbot, was dieser auch annahm.

„Wenn ich mich nicht irre, lieber Graf, begann der Engländer die Unterhaltung, so hatten Sie auf dem Herwege einen Gefährten?“

„Er verließ mich, um das Lager zu besichtigen.“

„Wer ist der junge Mann?“

„Graf Arthur Wasili.“

„Etwa gar jener Seeoffizier, welcher das bekannte Abenteuer . . .?“

„Derselbe!“

„Eine interessante Erscheinung, führen Sie ihn bei mir ein, Sie werden mich verbinden. Franzosen und Russen sind diejenigen Nationen, mit denen ich am liebsten verkehre, sie haben mir von jeher die meisten Sympathien eingeflößt.“

„Der Umstand, daß Naily ihn um eine Gefälligkeit anging, brachte den jungen Mann auf einen Gedanken, den er sogleich festhielt.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden, mein Herr, doch will auch ich Sie mit einer Bitte belästigen.“

„Sprechen Sie, was ich im Stande bin, soll geschehen.“

„Ich ersuche Sie, zwei arme junge Künstler aus der Dunkelheit zu ziehen, indem Sie denselben gestatten, sich in Ihrem Salon zu produziren.“

„Was sind es für Künstler?“

„Ein Flötenspieler und eine Harfnerin.“

„Beide, erst sechzehn Jahre alt, sind Zwillinge und reizend schön.“

„Haben sie sich schon irgendwo hören lassen?“

„Im Prater.“

„Etwa gar in einer Kneipe, und ich sollte sie jetzt in meinem Salon spielen lassen, lieber Graf, was fällt Ihnen bei?“

„Ich mache Sie auf die Tirolersänger aufmerksam die ebenfalls aus den Kneipen in die Salons emporgestiegen sind, um Herren und Frauen die Köpfe zu verrücken.“

„Ei, mein Lieber, die Tirolersänger sind etwas ganz anderes, diese Leute haben bereits Reisen gemacht; in London produzirten sie sich sogar vor dem König und eine dieser niedlichen Alpensängerinnen wurde von dem Lobe des Monarchen so berauscht, daß sie trotz aller Etikette vorstürzte und Seine Majestät in ihre ordinären Arme schloß, als wäre der König ein Bürger aus Innsbruck, Schlanders oder wie die Teufelsnester in den dortigen Bergen heißen mögen. Wie gesagt, die Tirolersänger sind ein eigenes Genre, eine Nationalität.“

„Und die Zwillinge vertreten auch ein nationales Element, antwortete Marsan. Reisen haben sie freilich noch keine gemacht, aber sie werden sie machen; Ihr Salon soll ihnen den Weg in die Welt öffnen.“

Der Engländer fühlte sich durch den seinem Salon beigelegten Einfluß geschmeichelt und wurde nachgiebiger; man kam überein, daß Herr Raily seinen Vertrauten zu den Geschwistern zu senden versprach, um sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen, wozu Marsan ihm die bezügliche Adresse ertheilte.

Man langte vor der Wohnung Raily's an.

Marsan stieg aus, empfahl sich und eilte froher Hoffnung der Stadt zu.

Nun glaubte er den festen Punkt gefunden, auf dem er seinen Hebel stützen konnte, um seine Plane zu erreichen.

Fünftes Kapitel.

In Schönbrunn.

Auf der Straße nach Schönbrunn fährt eine alte Karosse, die des Prinzen von Ligne. Die hageren Schimmel, das Knarren der Wagenfedern, das Wappen an den Thüren, der lange Heiduck — sie ist nicht zu verkennen.

In dem Wagen befinden sich der greise Marschall und der Marquis Achille Montferon.

Sie werden Schönbrunn etwas einsam finden, sprach der Prinz eben, was auch nicht anders sein kann, der Kongreß absorbirt alle Aufmerksamkeit, vielleicht auch ehrt man die Zurückgezogenheit der Kaiserin Maria Louise.

Die Kaiserin meidet alle Feste?

Finden Sie es nicht natürlich? Kann die Gattin bei Festen erscheinen, die den Sieg über ihren Gatten feiern? Die Souveräne achten auch ihre Zurückgezogenheit, haben es jedoch nicht versäumt, ihr die gebührende Aufmerksamkeit zu bezeigen; sie warteten nur darauf, bis Einer von ihnen das Eis brach, das heißt, den Anfang machte. Der König von Baiern sagte, wenn der Kaiser von Rußland das Beispiel gäbe, so würden ihm die übrigen Souveräne folgen, Alexander erschien nun zuerst mit dem Grafen General Hardegg in Schönbrunn und die Uebrigen ermangelten hierauf nicht ebenfalls zu erscheinen. Sie, der Sie Ver-

failles kennen, wird Schönbrunn weniger überraschen, es ist eine Schöpfung der unvergeßlichen Theresia, und ihr zum Andenken werden noch jetzt jene Gemächer respektirt, die sie ganz schwarz tapezieren ließ, um dort jährlich wochenlang den Verlust des inniggeliebten Gatten zu beweinen.

„Sie glauben nicht, mein Prinz, wie glücklich ich bin, an der Seite eines solchen Mannes wie Sie die Favorite zu betreten."

„Nur keine Schmeichelei, mein Kind, Sie haben mich ersucht, Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, den Sohn Napoleons sehen zu können, ich führe Sie ein, doch vergessen Sie nicht, daß es die Nothwendigkeit erheischt, den kleinen Prinzen vergessen zu machen, daß ihm schon beim Eintritt in die Welt ein Königreich zugedacht war. Als Napoleon vor fünf Jahren in Schönbrunn sein Hoflager aufschlug, als er die Pläne zur Wagramer Schlacht entwarf, als er, vielleicht den Wienern zu Gefallen, ein Regiment der deutschen Conföderation in dem Hofe von Schönbrunn durch den Prinzen von Salm deutsch kommandiren ließ, damals, auf dem Höhenpunkte seines Glückes, mochte er gewiß nicht daran gedacht haben, daß er all seiner Kronen und Macht verlustig, auf ein kleines Eiland verbannt werden würde, um wer weiß, ob nicht bis zu seinem Tode, dort zu verweilen."

Der Wagen hielt.

„Wir sind zur Stelle, sprach der Prinz und fuhr fort indem er sich zu Achille wandte, der schnell aus dem Wagen gesprungen war, um dem Marschall beim Aussteigen behilflich zu sein: Ich danke Ihnen, mein Kind, Ismael wird mir

schon beistehen, er weiß wie man mit einem alten Manne umzugehen hat. So, da steh' ich wieder auf festem Boden, doch bevor wir ins Schloß gehen, blicken Sie dorthin links, dort war es, wo der junge Erfurter Pastorssohn Friedrich Staps vom General Rapp festgenommen wurde, weil er sich in die Nähe Napoleons drängte, der eben die aufgestellten Garden musterte. Man fand ein in Papier gewickeltes Küchenmesser bei ihm, der Fanatiker gestand, daß er den Kaiser habe ermorden wollen, und auf Napoleons Frage, was er thun würde, wenn er ihm das Leben schenkte? antwortete er: „Ich würde Sie dennoch tödten, denn Sie sind der Feind meines Vaterlandes!“ Er wurde an der Meidlinger Gartenmauer erschossen, und zeigte eine Verachtung des Todes, die eben so groß war, wie sein Haß gegen Napoleon.“

Der Marschall auf seinen Stock gestützt, dessen er sich anscheinend nachlässig bediente, schritt wacker voran und man langte in dem Vorzimmer an.

Ein Diener in napoleonischer Livree trat ihnen ehrerbietig entgegen. Er kannte den Marschall und entfernte sich sogleich, um ihn bei der Frau von Montesquion, der Aya des Prinzen, zu melden.

Von dem Momente an, als der Marquis die Räume des Schlosses betrat, war mit ihm eine leicht wahrnehmbare Veränderung vorgegangen.

Er wurde lebhaft erregt, sein Antlitz färbte sich, seine Blicke begannen zu glühen, das Feuer seiner Augen wurde intensiver, und als er des Dieners in der Livree des ver-

bannten Kaisers ansichtig wurde, erbebte er und seine Erregtheit nahm wo möglich noch mehr zu.

Der Marschall maß die Veränderung der scharfen Herbstluft und der Fahrt bei und achtete nicht weiter darauf.

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte er:

„Wir werden hoffentlich nicht lange warten, denn der kleine Prinz ist für mich eingenommen. Bei meinem ersten Besuche ergab sich ein kleines Mißverständniß, man meldete den Prinzen, der Marschall von Ligne wolle ihn besuchen. Darauf rief er: „Ist das einer von den Marschällen, die meinen Vater verrathen haben? Er soll nicht eintreten." Natürlich wurde ihm begreiflich gemacht, daß es nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern Marschälle gäbe.

Wenige Augenblicke verstrichen und der Marschall mit seinem Begleiter wurde eingeführt.

Die Szene, die sich ihren Blicken darbot, war eine höchst interessante.

Das hohe geräumige Gemach verrieth, daß es der Aufenthalt eines Kindes sei, man sah einzelne Spielgegenstände umherliegen, die vielleicht kurz vorher aus der Hand gelegt worden waren.

Eine bejahrte, sehr ehrwürdige Dame kam den Eintretenden entgegen und grüßte sie sehr freundlich.

An einem der Fenster stand eine Staffelei, an welcher ein Künstler arbeitete; unweit von ihm saß, das Antlitz dem Maler zugekehrt, ein Knabe noch nicht vier

Jahre alt, ein kleiner Engel, blendend weiß, mit feurigen blauen Augen und weichem blonden Lockenhaar.

Das Kind trug eine reichgestickte Husarenuniform mit dem malerisch um die Schulter hängenden Dollmann, an welchem der Stern der Ehrenlegion prangte.

Die Dame war Frau von Montesquiou, der Maler Isabey und das Kind — der Sohn Napoleons.

Der kleine Prinz hatte kaum den Marschall erblickt, so sprang er vom Sitz und stürzte in die Arme des greisen Mannes.

„Ich habe, es gewußt, Herr Marschall," sagte Frau von Montesquiou freundlich, „daß Ihr Erscheinen dem Prinzen eine angenehme Zerstreuung verschaffen wird. Herr Isabey ist eben mit einem Porträte beschäftigt, welches für Ihre Majestät die Kaiserin Marie Louise bestimmt ist."

Der Marschall verneigte sich, und indem er den Marquis vorstellte, sagte er: „Marquis Achille Montferon, er ist ein Franzose, mein Prinz!"

Frau von Montesquiou wurde bei dem Namen des Marquis aufmerksam.

Das Kind nickte anmuthig und freundlich mit dem Köpfchen und sagte: „Guten Tag, mein Herr, ich habe die Franzosen lieb."

Der Marschall näherte sich der Staffelei.

„Ah!" rief er, das der Vollendung nahe Portrait betrachtend, „welch eine täuschende Aehnlichkeit, welch ein anmuthiges Bild! Hier sind nicht nur die Züge, son-

dern auch der Geist wiedergegeben, welcher aus dem Auge des Prinzen leuchtet. Was mir an diesem Bilde am meisten gefällt, ist eine überraschende Aehnlichkeit mit einem Portrait Josef II. als er noch ein Kind war, welches mir die Kaiserin Maria Theresia geschenkt hat. Ich sehe eine glückliche Vorbedeutung in dieser Aehnlichkeit mit einem großen Manne. Ich bewundere Sie, Herr Isabey, und thue dies schon seit jenem Momente, als ich das erste Mal Ihr Bild der unglücklichen Marie Antoinette sah, das Sie in einem Alter von kaum zwanzig Jahren gemalt haben, einem Alter, in dem Sie bereits die Meisterschaft erreicht und wo Andere erst die Geheimnisse der Kunst zu begreifen beginnen."

Der Maler verneigte sich und erwiederte:

„Ihre Anerkennung, mein Prinz, ist eine unverdiente, um so mehr, da ich mir Ihnen gegenüber ein Versehen zu Schulden kommen ließ, für welches ich Ihre Verzeihung noch anzuflehen habe."

„Welches? Lassen Sie hören!"

„Ich kam nach Wien um die Bildnisse der berühmtesten Personen zu malen, ich hätte bei Ihnen anfangen sollen."

„Gewiß, denn ich bin der Aelteste der Alten, und das Vorrecht der Jahre —"

„Um Vergebung, mein Prinz, das Vorrecht des Geistes, das Vorbild alles Berühmten."

„Wenn Sie mit den Farben so schmeicheln, wie mit den Worten, dann wundert es mich nicht, wenn Ihnen in den Pinsel läuft, was schön und häßlich ist, die Er-

steren fühlen sich getroffen, die Letzteren verklärt, und Alles ist zufrieden."

Der eintretende Diener meldete: „Commodore Sir Neil Cambell."

„Ah," sagte der Marschall überrascht, „Sir Neil kommt von Elba, er war einer derjenigen, die Napoleon dahin begleiteten."

Frau von Montesquiou machte eine gewährende Pantomime, worauf sich der Diener entfernte.

„Dieser Herr Commodore," fuhr der Marschall fort, „war Zeuge des feierlichen Abschiedes in Fontainebleau. Als Napoleon die Adler seiner Garde umarmte, erfaßte den Engländer unwillkührlich eine solche Begeisterung, daß er seinen Hut in die Luft warf, und wie der feurigste Franzose ausrief: Vive l'empereur!"

Sir Neil eine scharf ausgeprägte Soldatengestalt, eine jener Figuren, die den alten Seemann gar nicht verkennen lassen, trat ein.

„Sind Sie geneigt, mein Prinz," sagte die Aya zu dem Knaben, diesen Herrn zu empfangen, er hat Ihren Vater erst vor einigen Tagen verlassen."

„Es freut mich, mein Herr, wendete sich das Kind zu dem Commodore.

Der Seemann nahm den Prinzen in seine Arme und sagte: „Ihr Vater hat mich beauftragt, Sie zu umarmen, erlauben Sie, daß ich es thue."

Er umarmte den Prinzen mit Rührung, und stellte ihn dann wieder auf den Boden.

In diesem Momente warf der Knabe einen Krei-

sel, den er kurz vorher ergriffen, aufgeregt zur Erde und rief in Thränen ausbrechend: „Armer Papa!“

Der Marschall, um dieser Stimmung des Kindes keine Zeit zu einem dauernden Eindrucke zu gönnen, kehrte sich ihm zu und sagte im Tone des Befehlshabers:

„Rasch, mein Prinz, holen Sie Ihre Armee, und zeigen Sie dem Herrn Commodore, wie weit Sie bereits im Exercitium vorgeschritten.“

Das soldatische Commando, das Wort „Armee“ — welches einst das letzte Wort seines sterbenden Vaters werden sollte — machte auf das Kind eine solche Wirkung, daß es gefaßt und aufgemuntert in eine Ecke des Gemaches lief, und ein Uhlanenregiment von Holz hervorholte, welches auf zwei sich kreuzende Latten befestiget, durch Auf- und Zumachen dieser Scheere eine Art militärischer Evolution vollbrachte.

Dieses Spielzeug hatte der Prinz von seinem Großonkel dem Erzherzog K a r l zum Geschenk erhalten.

Nun fand eine jener merkwürdigen Scenen statt, von deren Ernst man Zeuge sein muß, um auf die Naivität zu vergessen.

Der greise Marschall zog seinen Degen, und stellte sich einige Schritte von dem Prinzen entfernt auf.

Dieser postirte sich auf den linken Flügel eines Regiments, den Griff der Scheere in der Hand, aufmerksam und ernst, sein Auge ruhte unverwandt auf dem greisen Kommandeur, dessen Blut aufflammte, dessen Geberde immer lebhafter und die Wange immer erhitzter wurde.

Habt Acht, rich't euch! kommandirt der Marschall

und der Prinz bestrebt sich die Fronte seines Regiments so gradlinig als möglich herzustellen.

Man wird mit Zügen rechts abmarschiren!

Eine Bewegung der Scheere und das Regiment war in Zügen gebildet.

Jedem Kommando des Marschalls folgt die augenblickliche Ausführung des Prinzen, derselbe Ernst dort, derselbe Gehorsam hier, es war kein Scherz, kein Spiel, sondern ein ernstliches Manöver, ein Eifer von beiden Theilen, wie er nur auf einem wirklichen Schlachtfelde zu finden sein mag.

Sir Neil war erstaunt über das militärische Verständniß des Kindes und wandte kein Auge von der Scene, die seine volle Theilnahme in Anspruch nahm.

Isabey benützte die momentane Begeisterung des Prinzen, um einige Züge an dem Bilde anzubringen.

Achille Montferon sah, wie die Aufmerksamkeit Aller sich auf die Scene lenkte und benützte diese Momente, sich der Frau von Montesquieu zu nähern.

„Madame," flüsterte er ihr zu, „geben Sie mir Gelegenheit, mit Ihnen allein zu sprechen."

„Mit mir, mein Herr? Ich bin vom Herzog von Otranto an Sie gewiesen."

„Fouche?"

„Ja, Madame, dieser in Paris, Graf Bertrand in Elba rechnen auf Ihre Hilfe." „Wo und wann kann ich Sie allein sprechen?"

„Gedulden Sie sich einige Tage, ich erwarte die

Ankunft meines Sohnes von Paris, dann sollen Sie erfahren, wo Sie mich sprechen können."

Der Marquis näherte sich jetzt der Staffelei und that, als gelte seine ganze Aufmerksamkeit dem Bilde.

Der Marschall hatte mit seinem Zöglinge das ganze Exercitium, in so weit der Mechanismus es gestattete, durchgemacht, als man die Kaiserin meldete.

Da Marie Louise es liebte, mit ihrem Sohne allein zu sein, so zogen sich die Herren bis auf Isabey zurück, der da blieb, um der Mutter das Bild ihres Sohnes zu zeigen.

Im Vorzimmer fand man Lord Castlereagh mit seinem Bruder, dem Gesandten Lord Stewart, einem robusten englischen General, mit einem trotzig sarkastischen Gesichte, dessen Excentricitäten auf dem Kongresse viel von sich reden machten.

Die beiden Engländer waren in Stiefeln mit der Reitpeitsche in der Hand gekommen, und der Marschall erstaunte, als er vernahm, sie wollen in diesem respektwidrigen Anzuge vor der Kaiserin erscheinen.

„Diese Herren," flüsterte er Montferon zu, „glauben eine Erzherzogin, welche die Gemalin Napoleons geworden sei, habe ihr Recht auf jede Art von Rücksichten verloren, sie irren sich aber; ich bin überzeugt, man wird sie nicht annehmen."

„Was der Marschall eben sagte, traf ein."

„Die beiden Lords wurden abgewiesen."

„Castlereagh verlangte zu schreiben, worauf man ihm erwiederte, daß dies hier zu Lande nicht Sitte sei."

„Die Brüder mußten also unverrichteter Dinge das Schloß verlassen.“

„Dieser Stewart, sagte der Prinz, als er mit Achille wieder im Wagen saß, ist ein Prachtexemplar eines ungeschliffenen Engländers. Neulich beim Hinausgehen aus der Oper ging vor ihm eine Gräfin, die er genau kannte. Nichtsdestoweniger wagte er es, der jungen unschuldigen Dame eigene Vertraulichkeiten zuzuflüstern, die man anderwärts mit sechs Zoll Eisen zu rächen pflegt. Die Gräfin, ohne die Fassung zu verlieren, wendet sich um, gibt dem Gesandten eine Ohrfeige. Alle Welt lacht darüber, und der eitle Geck schämt sich nicht einmal. Schlimmer erging es ihm kurz nach seiner Ankunft. Seine Exzellenz geriethen an der Donaubrücke mit einem Fiaker in Collision. Lord Stewart springt aus dem Wagen, der Fiaker wird durch einen Kameraden verstärkt, dies hindert aber den edlen Lord nicht, mit den Fiakern auf offener Straße Streit anzufangen und sie zum Boxen herauszufordern. Zum Unglücke verstanden die Wiener Fiaker von dem edlen Faustkampfe nichts, sondern bewaffneten sich mit ihren Peitschen, und ohne das schöne Gesicht des Lords zu berücksichtigen, peitschten sie ihn anfangs und schlugen ihn dann mit den Peitschenstielen zum Ergötzen des verehrungswürdigen Publikums, ließen ihn blau geschlagen auf dem Pflaster liegen und verschwanden mitsammt ihren Wagen. Der tapfere General behauptet, er sei Sieger gewesen, viele Leute bezweifeln es jedoch, denn es ist Thatsache, daß man Mylord und seine herrliche Equipage einige Tage hindurch nicht zu sehen bekam, weil Mylord ein wenig entstellt ausgesehen.

Uebrigens thun diese und noch andere Ungezwungenheiten dem Ansehen des tapfern Generals keinen Eintrag, am allerwenigsten bei seinen Landsleuten, und ich kenne bereits mehrere Nicht-Engländer, welche den Gentleman um die Freiheit, manche Herkömmlichkeiten ungestraft überschreiten zu dürfen, höchlichst beneiden. Es gibt keine Thorheit, die groß genug wäre, um nicht ihre Nachahmer zu finden."

„Montferon horchte dem Anscheine nach den Mittheilungen des Marschalls, seine Gedanken waren jedoch nicht gegenwärtig, sie weilten eine zeitlang in Schönbrunn, schwangen sich über Berg, Strom und Thal, um sich in Paris nieder zu lassen, flogen von dort nach dem kleinen Eiland, welches einem großen Mann zum Aufenthalte diente und und kehrten dann wieder zurück, um ihm nach der Jägerzeile voran zu fliegen, wohin sein Herz sich sehnte und wohin er seine nächsten Schritte zu richten gedachte."

Sechstes Kapitel.

Bei der Kaiserin von Oesterreich.

Herr Raily und John Bretton sind in einer ernsten Unterhandlung begriffen.

Erstere hatte seinen Vertrauten zu sich beschieden und von ihm Rechenschaft begehrt über den ihm ertheilten Auftrag.

John theilte nun mit, was er erfahren und gesehen, die Liebe der schönen Nachbarin war der Gegenstand der Unterhaltung und Raily erfuhr den Stand der Dinge.

Also Marquis Achille Montferon nennt sich der Günstling Theodora's?.

So ist es, derselbe junge Mann, auf den ich Dich gestern im Theater aufmerksam machte.

Es kommt mir vor, als hätte ich diesen Menschen vor mehreren Jahren schon irgendwo gesehen. Laß mich doch ein wenig nachsinnen. Montferon, Montferon, auch dieser Name klingt mir bekannt!

Herr Raily dachte nach, bedeckte seine Augen mit der flachen Hand, um seine Gedanken leichter zu sammeln und sprach dann leise vor sich hin:

„Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so weiß ich bereits, wer er ist? Es kömmt nur darauf an, mir die Gewißheit dessen zu verschaffen, denn die Reihe der Jahre seit damals macht mich unsicher im Urtheile, wäre aber meine Vermuthung richtig, dann besäße ich ihr gegenüber eine Waffe, eine furchtbare Waffe! Aber wie mir die Gewißheit verschaffen, ob ich mich nicht täusche? Ah, welch' eine Idee! Wir wollen sehen, wollen sehen!"

„Nach diesem Selbstgespreche sagte er laut: John, weißt Du, wo der Marquis wohnt?"

„Ja, ich schlich ihm nach, um seine Adresse zu erfahren."

„Ist er an keinem öffentlichen Orte zu treffen?"

„Er speist täglich im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich."

„Das kömmt erwünscht, wir wollen uns noch heute

hinbegeben, Du etwas früher, ich etwas später. Ich ersuche Dich, den Marquis, so oft ich an der Tafel spreche, unbemerkt im Auge zu behalten und mir Abends mitzutheilen, was Du wahrgenommen?"

„Da die Zeit nahe ist, erwiederte Bretton, so will ich mich auf den Weg machen."

„Halt, noch Eins. Nimm diese Adresse, suche noch heute die jungen Leute auf — es sind nämlich Bruder und Schwester, welche die Flöte und Harfe spielen — und lade sie zur nächsten Soirée in meinen Salon ein. Sollten sie Anstand nehmen, so überlasse ich es Deinem Scharfsinne, alle Hindernisse zu beseitigen, Du brauchst keine Anerbietungen zu scheuen, mir ist viel daran gelegen, daß die jungen Leute bei mir spielen. Ich erwarte, daß Du mir heute Abends auch über diese Angelegenheit Bericht erstattest."

John Bretton versprach pünktlich zu sein und entfernte sich; bald darauf verließ auch Herr Raily das Haus . . . .

. . . .

Im großen Saale des Gasthauses zur „Kaiserin von Oesterreich" konnte man täglich die auserlesenste Gesellschaft finden. Sie bestand größtentheils aus Fremden höherer Stellung, welche von Seite des Hofes nicht freigehalten wurden, wozu sich auch manchmal hohe und höchste Herrschaften einfanden, die es liebten, sich der gastlichen Etiquette zu entziehen.

Durch die Dauer des Kongresses konsolidirte sich die

Gesellschaft und bildete später eine Art Klub, der seine Meinung auch außerhalb des Gasthofes geltend machte.

Man speiste dort vorzüglich, und alle Wiener werden staunen, wenn wir sie versichern, daß damals trotz des Fremdenzuflusses in Wien, trotz dem Rang und dem Reichthume der Gäste das Kouvert bei der „Kaiserin von Oesterreich" doch nur fünf Gulden kostete — der holländische Dukaten zu zwölf Gulden — wobei überdies zu bemerken, daß die Tafel sehr reichlich besetzt war und mehrere Sorten Wein bei dem Male servirt wurden.

An den Tafeln dieses Saales waren alle Nationen vertreten; Neuigkeiten, Bonmots, Witzworte floßen aus allen einzelnen Salons in dieses Bassin, welches nicht selten von boshaften und witzigen Bemerkungen übersprudelte.

Zur Zeit des römischen Reiches gab es eine Statue, zu deren Füssen Jeder, dem es beliebte, eine Kritik der Regierenden und Regierten ungestraft niederlegen durfte, diesem Morforio glich der Saal zur „Kaiserin von Oesterreich." Er bildete eine Chronik des Kongresses, wer ihn regelmäßig besuchte, erfuhr Alles, manchmal sogar mehr als anderswo zu erzählen gestattet war, der Gerichtsbarkeit dieses Gasthaus-Areopages war Jedermann verfallen.

Treten wir ein.

Die Tafeln sind zum Theile schon besetzt.

Fassen wir einen Tisch in's Auge, an dem drei unserer Bekannten saßen: Graf Witt, Wasili und Monteron.

Ersterer unterhielt sich mit einem stattlichen Manne, der noch nicht 40 Jahre zählte und dessen kriegerisches Aeußere imponirte; es war der General Tettenborn, früher in österreichischen, seit zwei Jahren in russischen Diensten. Er war es, der als Kourier, wo es galt die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom, von Paris nach Wien zu überbringen, diese Reise in 320 Stunden zurücklegte, was damals fast an's Wunderbare grenzte; er war auch derjenige, der, als er in den Tuilerien im Hofkleide erscheinen mußte, seinen militärischen Schnurbart nicht abrasirte, was Napoleon veranlaßte ihn bitter anzusprechen: „Man muß gestehen, daß ein Schnurbart sich zu dieser Kleidung sehr lächerlich macht!" Worauf Tettenborn schnell replicirte: „Verzeihung, Sire, vielmehr macht die Kleidung sich zu diesem Schnurbart lächerlich!" Tettenborn hatte in russischen Diensten Rang, Orden und Reichthum erworben und die Alliirten schenkten ihm sogar zwei Klöster in Westphalen.

An seiner Seite saß Dr. Koreff, auch eine Art Notabilität, er war stabiler Mitarbeiter des „Oesterreichischen Beobachters" und führte eine Feder voll Schwung, besonders wenn es galt, die Feste in der Rennweger Villa zu beschreiben.

Noch saß an diesem Tische ein bejahrter steifer Herr, den man stets im blauen Frack mit ungeheuren Vatermördern herumgehen sah, dies war der Vice-Admiral Sir Sidney Smith, der mit drei schönen Töchtern im Gundelhof wohnte und sich einen Bevollmächtigten Gustav Adolphs, des früheren Schwedenkönigs, nannte, wel-

cher ihn unter dem Titel eines Herzogs von Holstein mit der Zurückforderung der ihm genommenen Krone — Gustav Adolph behauptete, seine Thronentsagung in der Gefangenschaft sei ungiltig — beauftragt hatte.

Zu diesen sechs Personen gesellte sich noch der russische Oberst von Nostiz, den man auf der Straße nie anders als im Fiaker sah, und der österreichische Hauptmann von Meyern, der Verfasser des Romans: „Dya-na-sore.“

Die Unterhaltung wurde Anfangs etwas träge geführt, man horchte dem gut geschulten Orchester zu, welches hier stets um die Mittagszeit musicirte.

„Haben Sie schon von dem köstlichen Fund gehört,“ begann Dr. Koreff, indem er sich zu Herrn von Meyern wendete, „den man gemacht hat?“

„Was für einen Fund?“

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß man erst kürzlich vom Schlosse Ambras in Tirol eine Sammlung von Seltenheiten hieher brachte, die dort fast völlig vergessen worden war. Unter diesen Gegenständen hat man nun jenes berühmte Salzfaß von Cellini entdeckt, auf welches Göthe zuerst durch seine Uebersetzung aufmerksam machte. Sie können sich nun den Triumph des Herzogs von Weimar vorstellen, der sich alsogleich beeilte, seinem Göthe zu melden, das Kleinod sei aufgefunden, und er selbst, der Herzog, habe es mit eigenen Augen gesehen.“

„Ich begreife nicht,“ sagte der sarkastische Nostiz, „wie das Salzfaß so lange Zeit unbeachtet bleiben konnte, da es doch von Gold ist.“

„Herr Admiral, was ist's mit Ihrem beabsichtigten Piknik im Augarten.“

„Es wird stattfinden.“

„Gegen Entree!“

„Ja!“

„Und die Souveräne?“

„Werden kommen und zahlen wie jedes andere Menschenkind.“

„Geben Sie nur Acht, daß Ihr Fest nicht mißglücke, wie neulich das dort gefeierte Friedensfest, wegen dessen Herr Jahn, der Hoftraiteur im Augarten, im „Oesterreichischen Beobachter“ vergebens in Schutz genommen wurde.

Das Arrangement war so läppisch, und was die pompös angekündigte Illumination betraf, so fand man sie des andern Tages in der „Wiener Zeitung.“

„Nun, wenn auch das Friedensfest mißlungen ist, wollen wir es doch als kein Omen ansehen, sondern hoffen, daß der Friede erhalten werde.“

„Sollte das Gegentheil eintreffen, so wird die Diplomatie diesmal einen guten Theil der Schuld daran tragen.“

„Wie,“ rief Hauptmann von Meyern, „Krieg, unter den Verbündeten? Das ist nicht möglich, wenn es aber ja dazu kommen sollte, dann sollten die Souveräne aus allen Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet haben, eine Jägerkompagnie bilden, und sie durch einen altgedienten Hauptmann vor den Feind

führen lassen, ich wette meinen Kopf gegen eine Note, daß es dann zu keinem Kriege kommen würde."

„Herr von Stein hat schon wieder einen Auftritt gehabt und zwar mit Herrn von Stackelberg, es fehlte nicht viel, wär's zum Duell gekommen."

„Ich habe davon erzählen gehört und war Zeuge, wie Herr von Gentz angegangen wurde, beim Kongresse die Abschaffung des Zweikampfes zu beantragen. Der Kongreßsekretär erschrack über diese Zumuthung und bat ums Himmels Willen, die Mühen der Versammlung nicht noch unnöthig zu vermehren. Ein Ausschuß mehr oder weniger, meinte einer der Anwesenden, was liegt daran? Ich schlage vor, Herr von Gentz zum Referenten des Duell=Ausschusses zu bestimmen. Gentz machte zu dem harmlosen Scherze eine bittersüße Miene und die Gesellschaft lachte."

„Da die Rede eben von Herrn von Gentz ist, nahm General Witt das Wort, so will ich Jnen ein Amüsement von gestern erzählen. Wir waren von Gentz in sein Landhaus in Weinhaus zu Tische geladen, unter den Gästen befand sich Dr. Bollmann *), der eben aus Amerika kam. Die ganze Gesellschaft lauschte seinen Mittheilungen

*) Bollmann ist im Jahre 1770 zu Hoya in Hannover geboren. Er versuchte im Jahre 1794 die Befreiung des in Olmütz gefangenen Lafayette; der romantische Plan mißlang, Bollmann wurde gefangen nach Wien gebracht und des Landes verwiesen. Die Rettung der Frau von Stael von Paris nach London gelang ihm besser. Der Finanzminister Graf Stadion benützte später sein Talent und seine Erfahrung, und wenn es sich auch nicht erweisen läßt, daß Bollmann allein es war, der die österreichische Nationalbank

über dieses Land, über dessen freie Institutionen und die staunenswerthe Einwicklung seiner Macht. Durch die naiven Fragen eines Anwesenden angeregt, erging sich nun Bollmann in einem Lobe der republikanischen Institutionen, und sein Vortrag gestaltete sich zu einem vollständigen freistaatlichen Kursus, wie man ihn bei dem Monarchenkongresse gar nicht für möglich gehalten hätte. Aller Augen waren auf Herrn von Gentz gerichtet, der sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her bewegte, todtbleich zuhörte und eine Bestürzung zeigte, als wäre eben in seiner Gegenwart ein Attentat versucht worden. Bollmann dachte nichts Arges und fuhr in seinen Anpreisungen fort, bis endlich das Schmunzeln der Gesellschaft ihn aufmerksam machte, und er zum Ergötzen Aller plötzlich abbrach, was die Heiterkeit nur noch vermehrte."

„Haben Sie nichts gehört, wird morgen bei Hofe die Produktion der lebenden Bilder stattfinden oder nicht?"

„Das Schicksal der Vorstellung ist bereits günstig entschieden, der junge Graf Wrbna, der den Apollo darstellen wird, hat sich endlich herbeigelassen, seinen Schnurbart zu beseitigen, der dem Gotte der Musen freilich noch störender wie dem Napoleonischen Staatskleide gepaßt hätte."

„Tettenborn lachte und sagte: Ein Schnurbart im Olymp ist freilich etwas Anderes wie in den Tuillerien."

---

gründete, so ist es doch sicher, daß seine Kombinationen und Vorschläge bei der Errichtung dieser Anstalt wesentlich berücksichtiget wurden. Er war auch der Erste, der in Wien von Byron und Walter Scott sprach, auf ihre Dichtungen aufmerksam machte und sie in gewählten Kreisen mittheilte.

„Weiß man etwas Näheres wegen der Reise der Souveräne nach Ungarn?"

„Sie wird nächstens angetreten werden und es gilt dem Könige von Sachsen, der sich in Preßburg aufhält, um von der Grenzstadt aus seine Rechte zu wahren."

„Diese Reise war die Veranlassung zu einem allerliebsten Scherze. Bekanntlich haben sich die Souveräne wechselseitig mit Regimentern beschenkt, Kaiser Alexander beredete nun die königlichen Obersten, um die Erlaubniß zur Reise nach Ungarn zu erlangen, beim Kaiser Franz die diesfälligen Gesuche auf Stempelpapier einzureichen, was auch zur großen Heiterkeit des österreichischen Souveräns geschah."

„Unser Czar, bemerkte Nostiz, nimmt sich in der österreichischen Uniform vortrefflich aus; wissen Sie auch, daß der Schneidermeister, der das Prachtstück verfertigte, sich von Sr. Majestät die hohe Gnade erbat, Höchstseinen Namen auf das betreffende Schneidermaß eigenhändig zu schreiben, was Alexander auch augenblicklich that?"

„Jedenfalls ist dieser Schneider glücklicher gewesen wie jener, der für den Großfürsten Constantin die österreichische Kürassier-Uniform zu verfertigen hatte. Das Collet paßte nicht und es fehlte nicht viel, so wäre dem Meister ein empfindliches Traktament zu Theil geworden; der Großfürst hält sehr auf eine knappe Toilette und das Collet wird vor jedesmaligem Gebrauche in der Kellerluft angefeuchtet, um wie angegossen zu sitzen."

„Halt, meine Herren, ergriff General Witt die Rede, ich hätte beinahe vergessen, Ihnen einen Incidenzfall mit-

zutheilen, der viel von sich sprechen macht. Das Beispiel der Souveräne in Bezug auf den Vortritt, das Alter maßgebend sein zu lassen, wirkt nach abwärts nicht in erwünschter Weise; der Streit zweier deutschen Minister in solcher Angelegenheit ist kaum zum Nachtheile des Einen entschieden und schon gibt es wieder Unannehmlichkeiten zwischen zwei Damen, von denen jede behauptet, daß ihr vor der andern der Vortritt gebühre."

„Um diese Debatte abzuschneiden, sagte Hauptmann Meyern, gibt es ein einfaches Mittel, man wende auf die Damen die Regel der Souveräne an, frage, welche die ältere sei, und jede von Beiden wird auf den Vortritt verzichten."

„Der Einfall erregte Heiterkeit, ein neuer Gast ließ sich an der Tafel nieder."

„Es war Herr — Raily."

„An dem Tische nebenan hatte bereits John Bretton Platz genommen, und zwar so, daß er ohne aufzufallen, den Marquis Achille Montferon im Auge behalten konnte."

Siebentes Kapitel.

Geschichten von ehedem.

Der in den Speisesaal bei der „Kaiserin von Oesterreich" eintretende Herr Raily grüßte die Gesellschaft, ein lautes Willkommen tönte ihm entgegen.

„Wie kommt es, daß Sie sich heute hieher verirren? fragte Oberst Nostiz."

„Ich liebe den Wechsel und dinire heute hier und morgen dort. Habe ich die Herrschaften vielleicht in einer politischen Unterhaltung gestört?"

„Wir sprachen von nichts weniger als von Politik."

„Ein wenig Medisance, sonst nichts."

„Sie werden der Unterhaltung neuen Stoff zuführen."

„Sie wollen mich verlegen machen, ich bin zu unbedeutend."

„Zu viel Bescheidenheit, mein Herr, wer von uns darf sich rühmen, die Welt nach allen Seiten der Windrose so wie Sie durchkreuzt zu haben?"

„Es ist wahr, ich sah vieler Herren Länder, allein der Kongreß ist da, um sich mit der Gegenwart und nicht mit der Vergangenheit zu beschäftigen."

„Ganz recht, mein Herr, allein um die Gegenwart zu ordnen, darf man die Vergangenheit nicht aus dem Auge

verlieren. Es ist freilich trübselig, aber wir sind einmal darauf angewiesen, immer wieder an die Revolution denken zu müssen, deren Folgen zu beseitigen die Aufgabe unserer Zeit ist."

Sie haben recht, lieber Nostiz, nahm jetzt Graf Tettenborn das Wort, die Menschheit im Allgemeinen leidet mehr oder minder an den Folgen der Revolution, wie erst Jene, die bei dem unseligen Ereignisse persönlich betheiligt waren und noch dazu als gezwungene Opfer, wie zum Beispiel die wunderschöne Gräfin Rzewuska."

„Wie, die reizende Gräfin...."

„Die den Kongreß entzückt?"

„Kenen Sie ihre Geschichte nicht? sie ist ein kleiner Roman, der Zufall kann bei einer erdichteten Erzählung kaum wunderbarer walten, wie in dem Leben dieser Frau."

Rosalie ist die Tochter der Fürstin Fanni Lubomirska, die sich zur Zeit der Revolution in Paris befand, das Mädchen zählte damals fünf Jahre.

Die Fürstin wähnte sich auch mitten zwischen den Schaffoten im Vertrauen auf die Gesetze des Völkerrechtes sicher und dachte nicht daran, Paris zu verlassen.

Eines Tages jedoch wurde sie in ihrer Wohnung überfallen und sammt dem Kinde nach der Konciergerie geschleppt. Man hatte sie dem revolutionären Komité denuncirt, damals genügte die albernste Beschuldigung, sich einer Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik verdächtig gemacht zu haben, und das blutige Tribunal verurtheilte sie zum Tode. Als besondere Gnade gestat-

tete man ihr, ihre fünfjährige Tochter bis zum Scheiden von dieser Erde bei sich behalten zu dürfen.

Bevor die unglückliche Dame den Schmerzensweg antrat, empfahl sie ihr Kind einigen Mitgefangenen, die jedoch nach und nach dasselbe Loos erfuhren, und die arme Rosalie andern Unglücksgefährten überließen, so daß man sie mit Recht „die Waise der Gefängnisse" nennen konnte.

Das arme Wesen, von einem Opfer dem andern hinterlassen und von diesem adoptirt, fand endlich bei der Wäscherin des Gefängnisses Aufnahme, welche sich Bertet nannte. Fünf Kinder hatte diese Frau bereits zu versorgen, Rosalie war das sechste.

Die Blutherrschaft ging zu Ende, die Verzeichnisse der Geopferten wurden bekannt gemacht und der Graf Rzewuski, der Bruder der Fürstin eilte nach Paris, um die Tochter seiner unglücklichen Schwester aufzusuchen. Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Anzeigen, Signalements waren vergebens, der Schließer der Konciergerie war seitdem gestorben und hatte schon mehrere Nachfolger gehabt, der Graf verzweifelte schon, daß er seinen Zweck erreichen werde..

Eines Morgens, der Graf wohnte im „Hotel Grande-Batelière," ging er eben über den Hof und bemerkte die Wäscherin des Hotels, an deren Seite sich ein wunderhübsches Mädchen befand. Die Schönheit des Kindes fesselte den Grafen.

„Wie heißen Sie, mein Kind?"

„Rosalie!"

„Gute Frau, ist das Ihr Kind?“

„O nein, sie ist die Tochter einer hohen Dame, die zur Zeit Robespierre's guillotinirt wurde, ich ernähre das Kind bereits seit drei Jahren.“

„Wie hieß die Mutter dieses Kindes?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Graf zweifelte trotzdem nicht, daß dies die gesuchte Nichte sei, um sich jedoch noch mehr zu überzeugen, spricht er das Mädchen plötzlich in polnischner Sprache an.

Bei diesen Klängen, welche die süßen Eindrücke der Jugend in dem Herzen des Kindes wach riefen, brach Rosalie in Thränen aus und stammelte: „Ich verstehe Sie, mein Herr, o sprechen Sie weiter, so redete meine Mutter mit mir.“

Die schöne Rosalie heiratete später ihren Vetter den Grafen Rzewuski, wurde der Schutzengel ihrer Ziehmutter und das Glück breitet einen goldenen Schleier über das trübe Geschick ihrer Vergangenheit. Wenn Sie den nächsten Ball besuchen, welchen der Czar im Palais Rasumowski veranstalten läßt, so können Sie sehen, wie der Kaiser von Rußland in einer zierlichen Polonaise mit der „Waise der Gefängnisse“ den Ball eröffnen wird.

„Ihre Mittheilung ist interessant,“ bemerkte Graf Wasili, Gräfin Rosalie hat indessen nur das Glück gehabt, das wieder zu erringen, was sie durch ein Mißgeschick verlor, es ist zwar auch ein Glück, allein es kommt lange nicht dem gleich, wenn die Götter einen unbedeutenden

Menschen zum Günstling ausersehen, und ihn mit Glück überschütten. Ich will Ihnen einen solchen Fall erzählen.

In der Kapelle der Kaiserin Elisabeth befand sich ein Sänger, der nach und nach zum Liebling und Minister emporstieg. Gregor, so nannte sich der Glückliche, hatte in Klein-Rußland einen Bruder, der Cirill hieß und dort die Schafe hütete. Der Günstling erinnert sich seines Bruders, will sein Glück mit ihm theilen und gibt Befehl, ihn nach Petersburg zu bringen. Der junge Hirt, nicht ahnend, was das Geschick ihm bescheert, glaubt in den kaiserlichen Sendlingen Werber zu erkennen, und da ihm der Brodsack des Schäfers lieber als die Patrontasche ist, so entflieht er und verbirgt sich in den Wäldern. Man verfolgt und erreicht ihn, man umzingelt ihn, Cirill wehrt sich wie ein wildes Thier und man ist genöthiget, ihn zu fesseln. Er betritt den kaiserlichen Pallast in Petersburg mit Ketten beladen und als er ihn kurz darauf verläßt, ist er mit Ehren und Reichthümern beladen und steigt bis zum Feldmarschall empor. Sein Vermögen warf ihm die ganz unbedeutende Rente von jährlich siebzehn Millionen Rubel ab und sein Sohn Andreas nennt sich gegenwärtig Fürst Rasumowsky.

„Die Geschichte Ihres Vaterlandes," bemerkte Meyern, „weist dergleichen Glückwechsel von unten nach oben und auch von oben nach unten. Welch' schlagende Beispiele liefert das letzte Jahrhundert. Menzikoff, ein Bäckerjunge, zum Fürsten und General emporgestiegen, wandert in's Exil; Biren, ein Bedienter schwingt sich auf, so, daß er neun Jahre lang Herr des Reiches ist

und wird plötzlich in Gegenwart seiner eigenen Garde, die vor Schrecken erstarrt ist, von seinem Nebenbuhler in Ketten geschlagen. Er büßt seine Erhebung durch ein unsägliches Elend und besteigt zum zweiten Male den Thron. Sein Nebenbuhler Münnich, erst allmächtig, wird in die Einöden Sibiriens geschickt. Lestock, nachdem er zweien Regentinnen rathend zur Seite gestanden, wird gestürzt; die Fürstin Daschkoff, die Seele jener Verschwörung, welche die Krone vom Haupte Peters III. nahm, um sie auf jenes seiner Gemahlin zu setzen, wanderte in's Exil, und so weiter, das Kapitel würde zu lang, wenn ich die Reihe vervollkommnete."

„Kurz und gut," sagte Dr. Koreff, „es waren eine Menge kleiner Revolutionen, die sich im Innern des Pallastes abspielten, und das Fluidum zu einer großen Explosion sich nicht anhäufen ließ; es gibt Zeichen, Warnungen und Vorbedeutungen, die, so leise sie auch anklopfen, doch gehört zu werden verdienen; es gibt Stimmen in der Luft, es wandeln unheimliche Geister durch die Gesellschaft, und man thut nicht gut, sich die Augen zu verhüllen. Wer in Paris in den letzten Jahren vor der Revolution gelebt hat, wird sich all' jener kleinen Zwischenfälle erinnern, welche der Eruption vorangingen, und wie ausgestreckte Finger auf die Zukunft hindeuteten."

„Ganz recht, mein Herr," nahm jetzt Herr Raily das Wort, „auch mir wurde von einem Augenzeugen eine Begebenheit erzählt, die sich mehrere Jahre vor der Epoche zutrugen, und die Sie alle vielleicht für erdichtet halten werden, so wie ich es that, bis sie später der Graf

von Provence — jetzt Ludwig XVIII. — bestätigte. Was ich erzähle, ist, wie Sie mein Herr vorhinein sagten, ein ausgestreckter Finger oder ein Zeichen, ein Omen wenn Sie wollen. Hören Sie mich an.“

Die Absicht des Erzählers, die Aufmerksamkeit der Anwesenden im höheren Grade zu erregen, war gelungen, sein Blick fiel auf John und er sah, wie emsig dieser den Marquis Montferon betrachtete; hierauf begann er:

„Das Leben am Hofe Ludwig XVI. wird Ihnen sicherlich bekannt sein, eben so werden Sie wissen, daß unter den Liebhabereien, welchen man sich zu jener Zeit hingab, auch jene des Spieles gehörte. Der grüne Tisch, war der Ort, wo die meisten Hofleute ihr Vermögen durchbrachten, die Königin selbst, obwohl für Verluste sehr empfindlich, nahm doch mit einem gewissen Eifer an diesem Vergnügen Theil.

Allein das Spiel an und für sich wäre noch zu entschuldigen gewesen, wenn es bei demselben auch nur redlich hergegangen wäre; dem war aber nicht so. Alte Herzoginnen, junge Barons, Niemand machte sich ein gewissen daraus, die Croupiers zu hintergehen, es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit hier betrogen wurde. Eine Herzogin zum Beispiel hatte die Gewohnheit, das Geld, welches sie vor sich liegen hatte, als Einsatz zu betrachten, wenn ihre Farbe gewann, wenn sie aber verlor, so behauptete sie, nicht mitgespielt zu haben.“

„Die Folge ähnlicher Kniffe war, daß man ein

Band über die Tafel heftete und erklärte, man würde die Geldhaufen außerhalb des Bandes nicht bezahlen. Dieses Sympton eines entsittlichten Zustandes ist gewiß ein ausgestreckter Finger, ein moralisches Thermometer, welches auf den Gefrierpunkt zu sinken droht."

„Am unverholensten zeigte sich die Spielwuth zu Marly, jenem lieblichen Schlößchen, wo der Hof sich oft einfand, und wo zu jener Zeit die Etikette so ganz und gar bei Seite gesetzt wurde, daß Jeder, der ein feines Kleid trug, sich unangemeldet im Salon einfinden und an dem Spiele Theil nehmen konnte."

„Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so hieß an jenem Abende, von dem ich spreche, der Banquier am grünen Tische Herr v. Calabre."

„Der Graf von Provence pointirte eben, als sich ihm der Graf von Tavannes mit bestürzter Miene und todtbleichem Gesichte näherte."

„Monsigneur!"

„Was gibt es?"

„Ich bitte, blicken Sie hinab, am Spiegeltischchen steht ein Herr..."

Der Prinz sah nach der bezeichneten Stelle, und erblickte einen Unbekannten, der sehr stattlich aussah.

Er trug ein rosarothes Kleid, eine blaue Weste mit Silberborden verziert, eine feingefältelte Brustkrause, eine gepuderte Perrücke, einen Staatsdegen und ein Augenglas.

Der Graf von Provence besah den Unbekannten aufmerksam und lispelte dem erschrockenen Kavalier zu:

„Ich betrachte den bezeichneten Herrn genau, sein

Aeußeres ist höchst anständig und ich bemerke nichts, was Ihre Bestürzung rechtfertigen könnte."

„Oh, Monseigneur, bemerken Sie nicht, mit welcher Freiheit er ununterbrochen Se. Majestät den König anstiert."

Der Prinz bemerkte in der That, wie der Mann im rosenrothen Kleide sein Auge unverwandt auf Ludwig XVI. gerichtet hatte, und zwar in einer Weise, die ihn verletzte.

„Kennen Sie den Herrn? fragte er."

„Der Graf von Tavannes flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, der Prinz wurde todtenbleich."

„Verhalten Sie sich ruhig, sagte er, sich fassend, ich übernehme es, den Unverschämten ohne Aufsehen aus dem Salon zu entfernen."

„Der Graf von Provence blikte um sich und bemerkte in der Nähe den Fürsten Saint Maurice, der als Oberst die hundert Schweizer des Prinzen befehligte."

„Er berief den Obersten zu sich."

„Sehen Sie dort den Mann im rosenrothen Kleide?"

„Ja, Monseigneur!"

„Begeben Sie sich zu ihm und befehlen Sie ihm, jedoch leise, daß er sich augenbicklich ohne Aufsehen entferne."

„Saint Maurice that, was ihm der Prinz befahl."

„Der Unbekannte hörte die Weisung an und man sah, wie das Blut aus seinem Antlitze wich."

„Er blieb, als bedenke er sich, eine halbe Minute hoch aufgerichtet stehen, warf einen langen fürchterlichen Blick auf Saint Maurice, dann auf Ludwig XVI. und verschwand aus dem Salon."

„Herr Raily hielt einen Moment inne und fuhr dann mit erhöhter Stimme fort:"

„Wissen Sie, meine Herren, wer der Unbekannte in dem rosarothen Kleide und der silberbordirten blauen Weste war?"

„Es war ein Mann, der sich zwei seiner berühmtesten Opfer im Voraus ausersehen zu haben schien, es war — Herr Sanson, der Henker von Paris!"

Ein Murmeln durchläuft die Gesellschaft.

Marquis Achille Montferon stützt sich leichenfahl an die Lehne seines Sessels.

Herr Raily, ohne auf den Eindruck zu achten, den seine schreckliche Erzählung machte, sagte leicht hingeworfen.

„Sehen Sie, meine Herren, das ist auch einer der ausgestreckten Finger, die auf Sturm deuten."

Hierauf erhob er sich, grüßte vornehm und verließ langsam den Salon.

Achtes Kapitel.

Balthasar Kern als Vermittler.

Mr. John Bretton ist auf dem Wege, den zweiten Theil seines Auftrages zu erfüllen.

Er hatte den erschütternden Eindruck beobachtet, den Raily's Erzählung auf Achille Montferon hervorbrachte, und brach bald, nachdem sich sein Chef entfernt, ebenfalls auf.

Auf dem Wege zur Laimgrube dachte er über die Tafelscene nach und sprach bei sich:

Dieser Raily ist ein schlauer, vorsichtiger Kopf, ich möchte gerne wissen, was er im Schilde führt? Er hat es auf den jungen Marquis abgesehen, es gilt einem Nebenbuhler, so viel ist mir klar, wodurch er ihn aber zu fassen gedenkt, das erräth der Teufel. Für mich war es jedenfalls ein Glück, daß ich mit ihm zusammentraf, er hat mich rangirt und der Kongreß hilft mir auf die Beine. Die Geschäfte gehen gut und mehr braucht ein ehrlicher Kerl nicht. Ein wenig Glück und reiche Gentlemen, das ist Alles, was ich wünsche und es mangelt mir weder das eine noch das andere.

Nach diesem Monologe schenkte Mr. John seinem zweiten Auftrage die gehörige Aufmerksamkeit, durchlas die

erhaltene Adresse noch einmal und begann, als er in der bezeichneten Vorstadt anlangte, die betreffende Straße zu suchen.

Er fand sie bald und mit ihr auch die Schenke zum „Landwehrmann.“

John hielt ein wenig an und simulirte eben, wie er es am klügsten anstellen müsse, um die jungen Spielleute zu gewinnen, als er einen großen, hageren Mann bemerkte, der langsam daherschlich und Miene machte, in dasselbe Haus einzutreten, wohin auch er mußte.

Ohne sich zu besinnen, sprach der Engländer den Unbekannten an: Mein Herr, ich bitte auf ein Wort!

„Was wünschen Sie?“

„Ich bemerke, daß Sie in dieses Haus wollen, wohnen Sie hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie entschuldigen, ich soll zwei Leute aufsuchen, die ebenfalls hier wohnen, Josef und Josefine Feilhart.“

„Ganz recht, sie sind meine Nachbarn, und waren, als ich fortging, zu Hause. Ob sie es jetzt noch sind, weiß ich nicht, denn ich befand mich mehrere Stunden abwesend, die Tafel beim Fürsten Esterhazy dauert immer sehr lange.“

„Sie sind also der Nachbar der jungen Leute, das freut mich, Sie werden mir vielleicht mit einem guten Rathe an die Hand gehen können, es handelt sich nämlich. die kleinen Künstler für unsern Salon zu aquiriren.“

Herr Balthasar Kern wurde wie verklärt, das Wort

„Salon" brachte auf ihn eine bezaubernde Wirkung hervor.

„Unser Salon" hatte der Fremde gesagt, es stand also ein Fürst oder Graf vor ihm, vielleicht noch mehr. Seine Fantasie verlor sich in schwindelnde Höhen, er träumte schon Incognito's und wer weiß was noch.

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr," sagte er freudig aufgeregt, „was ich weiß, sollen Sie erfahren, was ich bei den kleinen Nachbarn an Einfluß besitze, will ich anwenden, Ihnen zu dienen; doch ich bitte, wollen Sie mich in meiner bescheidenen Wohnung beehren, hier auf der Straße ist's kühl."

„Ich nehme Ihre Einladung an," erwiederte Bretton und folgte dem Herrn.

Auf dem Wege betrachtete der Engländer seinen Führer näher und verwunderte sich im Stillen, daß ein Mann, der beim Fürsten Esterhazy speiste, so einfach in einer Winkelstraße der Vorstadt und in einem mehr als bescheidenem Hause wohne; doch sprach er seine Gedanken nicht laut aus.

Herr Kern sperrte seine Wohnung auf und sagte: „Es ist bereits finster, ich bitte nur einen Moment zu verziehen, ich werde gleich Licht machen."

Beide Herren standen in der Küche, Herr Balthasar stöberte nach einem Schwefelfaden umher, den er endlich fand und anzündete. Das brennende Licht in der Hand, öffnete er ceremoniös die Zimmerthür, und ließ seinen Gast vorangehen.

Der Engländer trat in ein Zimmer mittlerer Größe, dessen Einrichtung dem bescheidenen Aeußeren seiner neuen Bekanntschaft entsprach; mit Ausnahme mehrerer Käfige, die an der geweißten Wand in einer Fronte aufgehängt waren, konnte man in der Stube nur das Nothwendigste bemerken.

Herr Balthasar stellte das Licht auf den Tisch, bot dem Gaste einen Stuhl und bat ihn, nur einen Moment zu verzichten.

„Ich muß," sagte er, „die Käfige meinet Vögel verdecken, damit das Licht die Thiere nicht aus ihrer Ruhe störe. Sobald sie nämlich Licht in der Stube bemerken, wähnen sie, es sei Mondenschein, fangen zu zwitschern an und sind des andern Tages weder für Musik, noch für Sprachunterricht disponirt, gerade so wie Menschen, wenn sie eine Nacht durchschwärmt haben."

„Ihre Vögel empfangen also Unterricht?"

„Gewiß, die einen lehre ich kunstgemäß pfeifen, die anderen sprechen und sie machen reißende Fortschritte. Als wir gestern beim Fürsten Gallizin von der Tafel aufstanden, sagte Seine Durchlaucht zu mir: Nun, lieber Kern, was macht Ihr Staar? Plaudert er schon? Durchlaucht, erwiederte ich, der Vogel scheint die hohe Bestimmung, die ihm zugedacht, zu begreifen, er ist nämlich dem Kaiser Alexander bestimmt und den Kanarienvogel werde ich der Gräfin Fuchs verehren."

„Warum der Gräfin?"

„Das werde ich Ihnen gleich erklären. Der Graf Fuchs war im Jahre 1809 Major bei der Landwehre,

meine gegenwärtige Hausfrau war ebenfalls bei der Landwehr, das heißt, mit ihrem Gatten, dem annoch lebenden Herrn Johann Sinzinger. Da sagte sie unlängst zu mir, sie weiß nämlich daß ich in der Abrichtungskunst von Vögeln Meister bin: Sie, lieber Herr Kern, wenn Sie einmal einen Vogel haben, der das Gewisse: „Nur langsam voran, nur langsam voran," hübsch pfeifen kann, so werde ich ihn kaufen, ich will ihn dem Grafen Fuchs zur Erinnerung an die Vergangenheit verehren."

„Gut, dachte ich, kaufte mir eine Drehorgel mit dem: „Nur langsam voran," und begann mit dem Kanarienvogel, der dort am Ende hängt, den Unterricht."

„Das Thier hat Talent, die ersten drei Noten des: „Nur langsam," trifft es schon prächtig, aber mit den letzten Beiden, nämlich mit dem: „Voran" da happerts es noch."

„Dies machte indessen nichts, wenn mir bei dieser Gelegenheit nur keine andere Unannehmlichkeit widerfahren wäre."

„Im Bauer nebenan befindet sich auch ein Kanarienvogel, ein hartköpfiges Best, dem ich siebenundzwanzig Wochen lang das Lied: „Auf, auf, ins Feld" vororgeln mußte, bis er sich dasselbe merkte."

„Gut — dachte ich mir — jetzt kannst Du es behalten, und begann den Unterricht mit dem jetzigen Schüler."

„Was geschah aber?"

„Das störrische Thier, dem ich das: „Auf, auf, ins Feld!" siebenundzwanzig Wochen lang vororgeln mußte, hatte kaum das: „Nur langsam voran" einige Male

gehört, so merkte es sich auch schon ein paar Töne, wurde ganz konfus und statt: „Auf, auf, ins Feld“ pfeift der Köter jetzt: „Nur langsam ins Feld!“ und ich werde wieder wochenlang zu thun haben, bis ich ihm das: „Ins Feld“ aus dem Kopfe bringe, und statt dessen das alte: „Nur langsam voran“ hineinorgle.“

Herr Balthasar besprach diese Angelegenheit mit einer Würde und einem Eifer, daß der erfahrene John leicht merken konnte, welch eine Species er vor sich habe; er durchschaute zwar noch nicht alle Eigenthümlichkeiten seiner neuen Bekanntschaft; aber er wußte genug, um bei ihm nicht irre zu gehen.

Er sagte daher: „Ich bewundere Sie, mein Herr, ich bin schon hübsch weit in der Welt herumgekommen, muß jedoch gestehen, daß ein solcher Fortschritt, in der Kunst Vögel abzurichten, mir bisher noch nicht vorgekommen ist; doch möchte ich so frei sein, Sie an die Ursache zu erinnern, die mich hieherführte.“

„Richtig, die kleinen Spielleute, sie wohnen hier nebenan, ich bin nur durch die geschlossene Thür von Ihnen getrennt, die Mamsell ist allerliebst, ich habe mir auch vorgenommen, sie beim Fürsten Radziwil, wohin ich öfter geladen werde, zu empfehlen, allein ihr Bruder ist ein naseweis; stellen Sie sich vor, was er sich neulich mir gegenüber herausnahm.“

Und nun erzählte mit großer Entrüstug Herr Balthasar die letzte Scene mit Josef, und John bekam Gelegenheit, seinen Mann noch besser kennen zu lernen.“

„Wie gesagt,“ fuhr Balthasar fort, „der Bursche

hat ein loses Maul, aber deshalb will ich seinem Fortkommen doch förderlich sein, der Schwester zu Liebe und Ihnen zu Gefallen, wir müssen die Sache klug anstellen, denn wenn die Wirthin, meine Hausfrau erführe, daß man ihr die Spielleute abwendig machen wolle, so wäre der Teufel los."

„Sie darf also nichts erfahren."

„Ih bewahre, wir müssen das Geschäft hinter ihrem Rücken abmachen, erst wenn die Zwillinge ihr Wort gegeben, können wir darauf rechnen."

„Ich will mich zu ihnen hinüber begeben."

„Auch dazu rathe ich nicht, wir wollen es klüger anfangen und die Geschwister herüber rufen."

John willigte ein, Balthasar schlich hinaus und kam bald darauf mit Josef und Josefine zurück.

Der Engländer machte nun im Namen des Sir Raily seine Einladung, die Geschwister wurden verlegen und Balthasar riß die Augen und Ohren auf, als John die Fürsten, Grafen, Barone u. s. w. herzählte, welche den Salon im Hotel Rosenberg besuchten.

Josef und Josefine blickten sich fragend an.

Die neulich herbeigeführte Uneinigkeit war noch nicht gewichen, Josef sehnte sich in andere Kreise und Josefine bedauerte die Kränkung, die sie ihm verursachte, indem sie Gefahren auswich, auf welche die Vorsicht der Landwehrwirthin sie aufmerksam machte. Nun stand abermals ein Versucher vor ihnen, eine zweite Gelegenheit bot sich dar, aus dem bisherigen Geleise in ein neues zu treten.

Josef sah die Schwester erwartungsvoll an, in seinem

Blicke lag die Frage: „Wirst Du Dich auch heute sträuben, den Pfad zum Ruhme zu betreten?“

Josefine fühlte, daß wenn sie abermals sich weigerte, dem Antrage zu willfahren, dies den Zwiespalt mit dem Bruder nur noch mehren und die eingerissene Kluft vergrößern würde, sie beschloß daher den Antrag ruhig anzuhören, und dann ihre Einwendungen zu machen.

Dies geschah denn auch, indem sie auf die Pflicht der Dankbarkeit hinwies, die sie und ihr Bruder Herrn Sinzinzer schuldig seien.

John erwiederte darauf, daß durch ihre Produktion in einem Salon dem Landwehrwirth kein Eintrag geschehe, es sei nicht sein Wille, sie ihrem Wohlthäter, wie sie ihn nennen, zu entfremden; wenn sie Einen oder zwei Abende in Privatzirkeln spielten, so schade dies dem Wirthe nichts u. s. w.

Dieser Antrag mißfiel Josefine weniger, wie jener des Grafen Marsan, dem zu Folge sie das Haus des Landwehrwirthes für immer hätten verlassen müssen, während es sich hier bloß um einige Produktionen außerhalb desselben handelte.

Die Jungfrau machte nun eine andere Einwendung; sie gestand offen, daß sie vor den feineren Gesellschaften gewarnt worden sei, sie nähme Anstand sich schutzlos in fremde Kreise zu wagen, Josef sei zwar ihr lieber Bruder, aber er sei unerfahren wie sie, man habe ihr erst hier die Augen geöffnet vor Gefahren, die sie früher nicht kannte, sonst würde sie gewiß nicht nach Wien gekommen sein, am allerwenigsten jetzt zur Zeit des Kongresses. Ohne

einen Schützer würde sie sich nie entschließen, einen Salon zu betreten, sie würde deshalb die Wirthin zu Rathe ziehen.

John wußte bereits, daß er, wenn Letzteres geschähe, seinen Zweck nicht erreichen würde, er sträubte sich dagegen und machte seine Einwendungen.

Balthasar, dem es seit einigen Minuten wie Mühlräder in dem Kopfe herumlief, unterbrach plötzlich den Wortwechsel und sagte:

„Ich bitte allerseits, mir auch ein Wörtchen zu gestatten. Das Fräulein will nicht ohne einen Beschützer die Salons betreten, zugestanden; ich übernehme es, meine jungen Nachbarn von allen Unbilden zu schützen, ich begleite sie in die Salons und bilde den Dritten in ihrem Bunde.“

Die Kinder lachten.

„Bin ich Ihnen nicht etwa ehrbar genug? Oder meinen Sie, ich verstehe es nicht, mich in einem Salon zu bewegen, ich, der täglich bei hohen Herrschaften zu Tische gehe, der so ausgebreitete Bekantschaften besitzt, wie wenige in Wien? Ich sehe zwar im Voraus, daß ich kostbare Zeit verlieren, daß ich Ihnen zu Liebe manches fürstliche Diner werde absagen müssen, allein ich halte mein Wort, ich begleite Sie.“

In diesem Momente begann es sich in dem Bauer zu regen, wo der störrische Kanarienvogel logirte, und man hörte ein Wispern, in welchem keine Menschenseele irgend einen bestimmten Ton erkannt haben würde.

Herr Balthasar jedoch murmelte: Haben Sie es gehört?

das Best' hat schon wieder „Nur langsam ins Feld" gepfiffen, ob, wenn ich nur diese Konfusion schon beseitiget hätte!"

Nach diesem kurzen Intermezzo wurde die Unterhandlung fortgesetzt; der Antrag Kerns war keineswegs zu verwerfen, Josefine hatte Vertrauen zu dem höflichen ehrbaren Manne, John ließ nun das schwere Geschütz spielen und die pekuniären Vortheile kamen zur Sprache; der Engländer that sein Möglichstes und warf mit Hunderten herum, daß die jungen Leute völlig geblendet wurden, und endlich einig geworden, ihre Einwilligung gaben.

Der Abend der Produktion war zwar nicht bestimmt, John versprach jedoch sie und Herrn Kerrn im Voraus davon zu avisiren, wo sie dann alle Drei in der Equipage des Herrn Raily abgeholt werden sollten.

Bei dem Worte „Equipage" nickte Herr Balthasar mit dem Kopfe und sagte: Natürlich, bis in die Leopoldstadt kann man doch nicht zu Fuße gehen; wenn ich in der Bildergallarie des Fürsten Liechtenstein in der Rossau zu thun habe, so sendet mir der Fürst jederzeit seinen Wagen.

Plötzlich sich unterbrechend: „Haben Sie meinen Staar gehört?"

„Ihren Staar?"

„Ja, Sie müssen ihn gehört haben, der Vogel sprach ja ganz deutlich: Vivat Alexander!"

Die Uebrigen hatten in der That keinen artikulirten Laut vernommen, sie widersprachen jedoch nicht, um die gute Laune des Vogelpädagogen nicht zu stören.

Der Engländer empfahl sich, die Zwillinge kehrten in ihre Stube zurück und Balthasar blieb mit seinen schlum-

mernden Zöglingen allein; er folgte bald ihrem Beispiele und ging ebenfalls zur Ruhe, um von Fürsten, Diners, Salons und Equipagen zu träumen.

Neuntes Kapitel.

Wetterleuchten.

Seit dem Besuche des Herrn Raily bei Theodora waren einige Wochen verflossen.

Das Herz der Dame war zu sehr von ihrer Liebe erfüllt, sie war zu glücklich, um sich auf die Dauer der Angst ob einer Drohung zu überlassen, überdies der Drohung eines Abenteurers!

Im Sonnenschein der Liebe verschwand die Furcht, so wie die Schatten verschwinden, wen der Tag anbricht.

Theodora und Helene waren fast unzertrennlich geworden, der Marquis konnte sicher sein, seine Geliebte, wenn er sie nicht zu Hause fand, bei der jungen Gräfin zu treffen, wo er ein willkommener Gast war.

Eines Nachmittags erschien Achille bei Theodora.

Willkommen, mein Freund, rief sie ihm zu, Sie kommen zu gelegener Zeit; ich erhielt eben von Helene einige Zeilen, wir werden der Probe des Carroussels beiwohnen.

Achille machte eine beistimmende Geberde und fragte:

„Fürchten Sie nicht durch den Anblick der Probe den Eindruck der Hauptvorstellung zu schwächen.

Wie ich höre, werden bei der Probe Kaiser Franz, die Kaiserin Marie Louise und andere Mitglieder unseres Hofes zugegen sein. Der Glanz der Kostume wird ein außerordentlicher werden, denken Sie sich vierundzwanzig Paladine mit ihren Minnedamen in Sammt mit den kostbarsten Spitzen besetzt und mit Juwelen, deren Werth auf dreißig Millionen geschätzt wird. Es werden vier Quadrillen gebildet, die eine in ungarischer Nationaltracht, die anderen in polnischer, französischer und österreichischer. Wenn ich Ihnen die Namen nur einiger Mitwirkender nenne, als: Marie Metternich, Paul Esterhazy, Sofie Zichy, Rzewuska rc., anderseits jene der Kavaliere: Vincenz Esterhazy, Prinz Leopold von Sachsen Koburg, Liechtenstein, Woyna, Radziwill, Trautmannsdorf rc., so wird Ihnen der zu erwartende Aufwand begreiflich sein. Ich freue mich wie ein Kind auf dieses Fest; Karroussels waren bei uns von jeher beliebt, und es gibt keine Festlichkeit von Bedeutung, wo dieser Gattung von Ritterspiel nicht ein Plätzchen eingeräumt worden wäre, sie gehören beinahe zu den Lebensgewöhnungen; aber ein Karroussel wie das gegenwärtige ist noch nicht gesehen worden."

Theodora hielt plötzlich inne, sah den Marquis kopfschüttelnd an und fuhr, jedoch in einem ernsten Tone fort:

„Was bemerke ich? Sie sprechen ja kein Wort? Sie lassen mich fortplaudern und hören mir mit einer Miene zu, die so trübselig ist, als ob von einem Leichenbegäng-

nisse die Rede wäre. Was fehlt Ihnen, mein Freund, sind Sie unwohl?"

„Machen Sie sich keine unnöthige Sorge, mir fehlt nichts."

„Täuschen Sie mich nicht, Sie sind heute nicht wie sonst, das ist gewiß. Sie möchten die Aenderung mir wohl verbergen, aber sehen Sie, sehen Sie, Sie haben nicht einmal die Kraft, Ihre Stirne zu entwölken, mein Gott, was ist Ihnen begegnet?"

„Nichts, theuere Theodora, nichts."

„Sie sind nicht aufrichtig," klagte die junge Dame, „Achille," — sie faßte zutraulich seine Hand — „ich habe mich Ihnen mit einem Herzen voll Vertrauen genähert, ich habe gerne der Stimme Gehör gegeben, welche in meiner Brust zu Ihren Gunsten sprach, der Himmel weiß es, wie glücklich ich mich in dem Gedanken der Neigung fühle, deren Bande uns umschlingen, wir leben noch im Frühling unserer Liebe, und jetzt schon haben Sie mir etwas zu verhehlen, jetzt schon entziehen Sie mir Ihr Vertrauen und machen mich besorgt um das Glück, welches zu träumen ich gewagt hatte."

Der Marquis faßte die Hand der jungen Frau und erwiederte mit dem Tone des Schmerzes:

„Ihre Vorwürfe machen mir Kummer. Ich leugne es nicht, ich bin heute nicht wie sonst, eine düstere Schwermuth hat sich meiner bemächtigt, ein schwarzer Trübsinn lastet auf meiner Seele; allein gibt es nicht oft Tage, wo Einen solche Mißlaune befällt, ohne daß man sich dafür einen bestimmten Grund anzugeben wüßte? Wenn nun

dies auch bei mir der Fall ist, dann können Sie leicht ermessen, wie weh mir ihre Anklage thut, wie schwer ich unter Ihren Anschuldigungen leide."

Theodora blickte dem jungen Manne in's Auge, als suchte sie in seiner Seele zu lesen und erwiederte:

„Ich will Ihnen glauben, Achille; ich will Ihnen nicht wehe thun und nicht weiter in Sie dringen; ich will mich beruhigen und annehmen, daß Ihre Schwermuth, Ihre Düsterkeit nur die Frucht des Augenblickes sind, und weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart eine Wurzel haben; Sie überzeugen sich nun, mein Freund, ich füge mich, ich vertraue Ihnen; doch thue ich es nicht umsonst, ich fordere von Ihnen einen Gegenbeweis Ihrer Neigung, Ihrer Anhänglichkeit."

„Begehren Sie, ich bin bereit, Ihnen Alles zu gewähren, was sich mit meiner Ehre verträgt."

„Sie soll nicht darunter leiden."

„Sprechen Sie, ich bitte."

„Sie müssen mir beschwören."

„Beschwören? Wie ernst und förmlich."

„Ich wiederhole, Sie müssen mir beschwören, von heute an nie eine Spielkarte zu berühren und sich von jeder Gattung von Spielen, Wetten, kurz von allem Hazard ferne zu halten."

Der Marquis lächelte: „Wenn dies Ihnen Unruhe macht, so leiste ich den Schwur gerne, ich habe noch nie gespielt und schwöre Ihnen, es von nun an um so weniger zu thun, da Sie es wünschen."

„Die Dame athmete leichter auf und versetzte: Sie

nehmen mir eine Last vom Herzen, von nun an fürchte ich nichts mehr."

Montferon lächelte wehmüthig.

„Das Spiel, sagte er, war mir nie gefährlich, es liegt nicht in meinem Charakter, mich davon einnehmen, viel weniger hinreißen zu lassen."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, man meldete Graf Wasili und er trat rasch ein.

Der Seeoffizier befand sich in der rosigsten Laune, man bemerkte dies um so rascher, weil sein Humor gegen den Ernst der Anderen stark kontrastirte; die Dame erkundigte sich daher um die Ursache seiner Heiterkeit und er entgegnete unter Lachen:

„Soll ich etwa traurig sein, wenn ganz Wien lacht?"

„Und worüber lacht ganz Wien?"

„Ueber einen Schusterjungen."

„Wahrscheinlich ein schlechter Witz."

„Ein Witz, meinethalben, aber jedenfalls ein Witz, der dem armen Teufel theuer genug zu stehen kam. Ich komme so eben vom Graben wo eine Exekution stattfand."

„Eine Exekution?"

„Sie scherzen wohl?"

„Ich wiederhole Ihnen, es war eine Exekution mit obligaten Ruthen."

„O!"

„Hören Sie nur. Unlängst gab ein Schustermeister unweit vom Dome seinem Lehrling einen Gulden und befahl ihm dafür Zwirn zu kaufen. Der Junge, auf gut Wie-

nerisch „Franzl" geheißen, kommt auf den Graben, und bleibt gemüthlich vor dem „Glückshafen" stehen.

„Das Geschmeide, die Mobilien, Gemälde und die sonstigen schimmernden Gewinnste gefallen ihm, der vor der Thüre des Glückstempels aufgestellte vierspännige Wagen, mit dem prächtigen Wappen am Schlage, mit dem verzierten Geschirr, dem Postillon mit dem Staatshut, entzückt ihn, er schaut Alles brünstig an und hört auf einmal wie der Ausrufer mit einer Stentorstimme verkündet:

Setzen, meine Herrschaften, setzen, eine prächtige Equipage für einen Gulden, das Loos kostet nur einen Gulden!

Der Fanzl hat seine Hand in der Tasche und hält da den Gulden fest, für den er Zwirn kaufen soll.

Ich unterlasse es, Ihnen den längeren oder kürzeren moralischen, oder besser gesagt unmoralischen Kampf in der Seele des Schusterjungen zu schildern und erzähle kurz, daß er statt des Zwirns ein Loos kaufte und dann zu dem Topfe ging, um sein Glück zu versuchen.

Nach langem Wühlen kommt endlich eine Nummer an's Tageslicht, der Ausrufer sieht sie an und brüllt:

„Nummer 27 gewinnt eine goldene Uhr sammt Kette und Petschaft im Werthe von 500 Gulden!"

Der Schusterjunge schreit auf, nimmt seinen Gewinnst und rennt wie besessen zu seinem in der Nähe wohnenden Vater.

Die Kunde des Vorfalls durchfliegt die Stadt, der

Schustermeister, der eben ausgeht, den säumigen Lehrling am Schopfe nach Hause zu spediren, hört ebenfalls die Mähr und rennt nun zum Bäcker, dieses Gewerbe betreibt nämlich Franzl's Papa. Dort angekommen, nimmt er den Gewinnst für sich in Anspruch, den, so behauptete er ganz einfach, die Uhr sei mit seinem Gelde gewonnen worden.

Man stutzt über diese Auslegung, Viele lachen, Andere finden die Forderung gerecht, die Meinungen theilen sich, man schreit für und wider, kurz es ist ein Werkstattkongreß, bei dem es bald zu Schlägen gekommen wäre, dem letzten Beweismittel im Kleinen, so wie Kanonen die letzten Beweise im Großen sind.

Anstatt einer Rauferei entstand jedoch ein Prozeß, der Schustermeister klagte und der ganze europäische Kongreß sprach von dem Kasus, dessen Held ein Lehrjunge ist.

Man vergaß die Bourbonen in Frankreich, die Legitimität in Neapel, Schweden und Sachsen, die Verwicklungen in Bezug Polens, Venedigs, Genua's u. s. w., man vergißt die Angelegenheiten Europa's und sieht dem Ausspruche der österreichischen Justiz entgegen.

In allen Salons wird das Thema abgehandelt, der Schustermeister gibt seine Ansprüche nicht auf, der Bäcker vertritt jene seines Sohnes, jeder gibt eher ein Pfund von seinem Fleische her, als daß er auf den Gewinnst verzichte.

Endlich erscheint die Entscheidung, seit dem Urtheile Salomon des Weisen hat kein Urtheil in der Welt so viel Aufsehen erregt.

„Hören Sie, die Sentenz entschied: Erstens, der Franzl erhält auf dem Platze, wo er den Frevel verübte zum warnenden Beispiele für alle Lehrjungen fünfundzwanzig Ruthenstreiche, zweitens der Vater des Franzl hat dem Schustermeister den veruntreuten Gulden zu ersetzen und drittens die gewonnene Uhr bleibt Eigenthum des Franzl.

Durch diesen Spruch ist Allen ihr Recht widerfahren, der Franzl empfing auf dem Graben wie ein junger Spartaner ohne nur einen Schmerzenslaut auszustoßen, unter dem Hohne von fünfhundert Schusterjungen und einem immensen Zuflusse von Neugierigen seine wohlgezählten Fünfundzwanzig, erhielt nach der Exekution seine Uhr eingehändigt, schlug ein Schnippchen und rannte von dannen.

Theodora und Montferon lachten.

„Was spricht man von diesem Urtheil?" fragte die Dame?

„Man tadelt es allgemein, aber du lieber Himmel, die Alexander, die den Knoten zerhauen, sind viel häufiger anzutreffen, wie die Salomone, die ihn lösen."

„Haben Sie nichts gehört, wann soll das Carroussel stattfinden?"

„Am 23. November."

„Man spricht auch schon von einer festlichen Schlittenfahrt, das heißt, wenn ein Schnee sich einfinden sollte, bis dahin werden jedoch noch einige Wochen verfließen."

Die Unterhaltung währte noch eine Weile fort, denn über Mangel an Stoff hatte man in Wahrheit nicht zu

klagen, dann nahte die Stunde, wo Theodora bei Helena erwartet wurde, die beiden Kavaliere mußten daher an den Abschied denken, was wie natürlich dem Marquis besonders schwer fiel.

„Womit tödten wir den heutigen Abend?“ fragte Wasili, als sie auf der Straße angelangt waren.

„Ich werde mich nach Hause begeben.“

„Schon wieder nach Hause? Ich bemerke mit Mißvergnügen, daß Sie seit einiger Zeit sehr häufig in Ihrer Wohnung verweilen.“

Der Marquis ließ diese Bemerkung unbeachtet und benützte den schicklichen Moment, sich von dem Seemann zu trennen, und ging längs des Kanalufers gegen seine Wohnung.

„In der Nähe des Dianabades angelangt, trat ihm ein junger Mann entgegen.

„Herr Marquis von Montferon!“

Achille blickte ihn an und ihn erkennend rief er:

„Was seh' ich, Sie hier, mein Gott, welche Ueberraschung!“

„Ich langte heute erst hier an. Ich suchte Sie bereits in Ihrer Wohnung, fand Sie jedoch nicht zu Hause.“

„Kommen Sie, kommen Sie.“

„Der Marquis und der Fremde begaben sich in Achille's Wohnung.“

„Dort angelangt begann der Erstere: Nun, lassen Sie hören, lieber Saint-Leon, was bringen Sie mir?“

„Geld!“

„Das ist etwas, doch noch nicht Alles.“

„Briefschaften hat man mir keine mitgeben.“

„Warum nicht? Ich bin ohne jede Nachricht; wie steht unsere Sache in Frankreich?“

„Mit Gottes und der Bourbonen Hilfe recht gut.“

„Erzählen Sie!“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Unsere Feinde arbeiten uns in die Hände und thun Alles, um sich zu schwächen und uns zu stärken. Die Stimmung ist kaiserlich. Sie werden alle jene Maßregeln bereits aus den Zeitungen kennen, die der Regierung jede Sympathie entfremden. Die Augen der Franzosen sind auf Wien und Elba gerichtet, dort der Vater, hier der Sohn.“

„Nicht so laut, mein Freund, oder besser gar nicht davon gesprochen. Ich habe das Geld bereits erwartet, wußte jedoch nicht, durch wen es mir zukommen würde? Sind Sie gesonnen hier zu bleiben?“

„Halten Sie es für räthlich?“

„Warum nicht, zwei treue Arme mehr können dem Unternehmen nur nützen. Ihr Name ist doch nicht auffällig?“

„Ich glaube, nein.“

„Dann bleiben sie ungenirt, lassen Sie sich jedoch in unserem Gesandschaftshotel fleißig sehen, damit kein Mißtrauen gegen Sie rege wird. Wissen Sie keinen Bescheid, ob Marquis Montesquion hier bald eintreffen wird?“

„Ich hörte sprechen, daß es ehestens der Fall sein werde.“

„Endlich, ich erwarte seine Ankunft mit Ungeduld, denn mit ihm rückt der Augenblick unseres Unternehmens heran.“

„Haben Sie mit der Marquise bereits gesprochen?"

Montferon sah mißtrauisch um sich, schloß die Thüre und begann dann mehr lispelnd als sprechend dem Angekommenen Mittheilungen zu machen, welche von diesem aufmerksam angehört und einige Male durch Zwischenfragen unterbrochen wurden.

Die geheimnißvolle Unterhaltung währte bis tief in den Abend, wo dann Beide Arm in Arm das Haus verließen, um jene Kreise zu besuchen, wo vorzüglich Franzosen anzutreffen waren und wo jeder Neuangekommene sich seinen Landleuten vorzustellen und Bekanntschaften anzuknüpfen pflegte.

Zehntes Kapitel.

Ein letztes Stelldichein.

Die Nacht war eisig kalt.

Am klaren gestirnten Himmel zog der Mond und goß auf die erstarrte Erde sein Licht nieder, das von einigen konnte silbern, von andern wieder golden genannt werden, so wie der gute keusche Mond von Vielen für den Beschützer der Liebe, von Anderen aber wieder für den Beschützer der Diebe gehalten wird, was aber, nebenbei bemerkt, grundfalsch ist, vielleicht gerade so falsch wie die Agiofähigkeit des Mondes, denn die Liebe und die Diebe verwünschen

den Mond mit sammt seinem höchst zweideutigen Lichte, welches, aufrichtig gesprochen, gar nicht leuchtet, sondern nur verräth.

Die zehnte Stunde rückt heran, in der Stadt und den Vorstädten rasseln die Wagen lärmend dahin, aber auf der Bastei ist es bereits einsam geworden.

Der Mond gießt seine Strahlen auf den Wall, auf die Basteien, die Schlagschatten der Bäume, Dächer und Mauern liegen da wie graue Schmutzflecke, die eine blanke Hand verunzieren.

Wer sich dem Mondlichte entziehen will, muß sich in den Bereich dieser Schatten flüchten.

Dies scheint auch bei jenem Manne der Fall zu sein, der in einen weißen Reitermantel gehüllt, sich in eine Vertiefung des Bollwerkes zurückgezogen hat, aber wegen seines lichten Mantels selbst aus dem Dunkel des Schattens hervorschimmerte wie ein bleiches Gespenst aus dem Morgengrau.

Zwei junge Herren schlendern über die Bastei und bemerken die lange Gestalt, ihre Neugierde oder besser gesagt, ihr Vorwitz heißt sie einen Umweg machen, der sie an dem Harrenden vorüber führt.

In seiner Nähe angelangt, bleibt der Eine stehen und ruft: „Mein Himmel! täusche ich mich —"

„Ah, sieh' da, Graf Marsan und Wasili."

„Und Sie, mein Prinz."

„Ja, meine Kinder, ich bin es, wie ich leibe und lebe."

„In dieser Kälte?"

„Zu dieser ungewohnten Stunde?"

Der greise Marschall zuckte die Achseln und erwiederte: „Daran läge am Ende wenig, wenn man sich nur nicht vergebens bemühte."

„Sie sind also —?"

„In Erwartung eines Rendezvous," lautete die launige Antwort des achtzigjährigen Greisen, „ich bilde mir ein — Sie sehen, meine Kinder, ich komme immer wieder auf die Einbildung zurück — ich bilde mir also ein, ich zähle erst dreißig Jahre, und jene wunderhübsche Maske, die mich hieher signalisirte, hätte nicht auf sich warten lassen."

„Es ist also ein Redouten = Abenteuer?" fragte Marsan.

„Ja, mein Kind, das wievielte in meinem Leben weiß ich nicht, aber ich kann Sie versichern, daß es für mich dasselbe Interesse hat wie jedes frühere. In der Liebe ist nur der Anfang reizend, deshalb amusirt es mich, immer wieder anzufangen. Es ist aber traurig, wenn es ein Stelldichein gibt und es ist nur Eines dabei, so wie es mir heute ergeht."

„Wir wollen Sie nicht weiter stören, mein Prinz."

„Und ich will nicht weiter warten, reichen Sie mir Ihren Arm und geleiten Sie mich nach Hause. Da mich die Gegenwart im Stiche ließ, so will ich in der Vergangenheit Ersatz suchen."

„Wer vermöchte dies mehr, als Sie?"

„Ach, es ist doch kränkend, so mir nichts dir nichts heimzukehren mit dem peinlichen Gedanken: „Du hast umsonst gewartet!" Das ist mir in meinen jungen Jahren

nie passirt, damals dachte ich nicht an die Vergänglichkeit dieser Freuden im Alter, ich hielt es für ein Verdienst, alt zu werden und habe mich getäuscht, es ist eine Last."

„Aber, mein Prinz, Sie legen einer kleinen Widerwärtigkeit zu viel Bedeutung bei."

„Nein, nein, ich täusche mich nicht, Alles macht mir bemerklich, daß ich zu lange lebe. In Versailles gab es kein Fest, keinen Ball, kein Schauspiel, wo man sich meinen Rath nicht erbeten hätte, heute bin ich zu nichts mehr nütze, meine Zeit ist um, die Gesellschaft hat sich verjüngt und ich bin der Alte geworden, und ich bin nur da, unbemitleidet oder ausgepfiffen zu werden."

„Wie können Sie nur so etwas denken, mein Prinz, Sie, eine Berühmtheit."

„Berühmtheit, sagen Sie, o, ich fühle alle Tage die Lasten, welche dieses Wort mit sich bringt, aber ich habe noch wenig von seinen Annehmlichkeiten verspürt. Man belagert mich in meiner Wohnung, Hoch und Nieder kommt, um mich zu sehen, man bekomplimentirt mich, man läßt sich vorplaudern, hört mich vielleicht mehr aus Neugierde, wie aus Achtung an und entfernt sich wahrscheinlich mit dem Gedanken: „Der Mann lebt lange, darum weiß er viel zu erzählen!" Das sind die Lasten meiner Situation, wo aber bleiben die Annehmlichkeiten? Nicht einmal ein Weib mit einer Maske hält mir noch ihr Wort, vielweniger Eine ohne Maske."

„Vermuthen Sie, mein Prinz, wer die Dame ist?"

„Nein, ich ahne nichts, aber darin liegt der Reiz.

Sie trug einen blauen Domino und hatte ein Bein, so niedlich, so klein, daß selbst die Dubarry, die doch deshalb berühmt wurde, sie darob hätte beneiden können. Sie sprach mich an und stellte mich zur Rede, daß ich so lange unsichtbar gewesen. Ich suchte mich zu entschuldigen, wollte ihren Namen wissen, was sie aber verweigerte. Dazu sagte sie: Wenn man einst an die Mutter Verse gerichtet hat, dann hat die Tochter Rechte auf das Herz des Dichters. — Ganz Recht, meine Reizende, antwortete ich, aber Sie müssen wissen, ich habe in meinem Leben schon an so viele Mütter Verse gerichtet, daß ich unmöglich errathen kann — Wer ich bin, unterbrach mich die Maske, ich glaub es gerne, ich bin aber auch nicht dreihundert Wegstunden hieher gekommen, um Ihnen ohne Umstände mit meinem Namen aufzuwarten. — Ich muß um eine noch genauere Erklärung bitten, denn Wien ist dreihundert Stunden von Paris, Neapel und Petersburg entfernt, und ich bekenne meine Schuld, überall Verse gemacht zu haben. — Nehmen wir an, Lafont habe jene Verse in Musik gesetzt. — Also St. Petersburg. — In diesem Momente glaubte ich die Stimme der Maske zu erkennen, ein Wort gab das Andere, wir wurden vertrauter und ich erhielt die Zusage, welche man aber, wie Sie sie sich selbst überzeugten, nicht einhielt."

„Vielleicht haben Sie sich in der Person getäuscht?"

„Möglich, mein Kind, dergleichen ist schon oft vorgekommen, und zwar Täuschungen sehr empfindlicher Art. Ich war Zeuge, wie Ihr berühmter Duport aus der Pariser Tanzakademie in Frauenkleidung entwitschte, nach

Wien fuhr, hier aus dem Postwagen in den Salon des Fürsten Liechtenstein hinaufstieg, dort die ganze Nacht als Dame zur großen Bewunderung der Gesellschaft tanzte, derselben Gesellschaft, die ihm am nächsten Abende im Kärnthnerthortheater Beifall klatschte, wo er in seinem Ballet „Achilles“ ebenfalls als Frau tanzte. Wir sind bei meinem Käfig angelangt, jetzt begleiten Sie mich hinauf, ich gedenke Sie für Ihre Einmischung in meine innere Angelegenheiten zu bestrafen.“

„Mein Prinz.“

„Ohne Erküse, kommen Sie nur, Sie sollen es bitter bereuen, sich heute Abends in meine Nähe gedrängt zu haben, ich werde Ihnen etwas vorlesen.“

„Welch ein Glück!“ rief Wasili.

„Nicht so groß, wie Sie denken, es ist etwas aus meiner Feder.“

„Um so besser.“

„Um so schlimmer, mein Kind, denn es ist nichts Ernsthaftes, kein filosofisches, kein militärisches Werk, sondern ein — Gedicht.“

„Gewiß ein Lied an die Maske.“

„Nun eine Maske, ist es eben nicht, die ich besinge, wiewohl Vieles an ihr hinter Decke und Schleier sich birgt, kurz und gut, ich habe heute ein Gedicht an den Kongreß geschrieben, eine Kleinigkeit, die das Verdienst hat, mich nicht mehr als fünfzehn Minuten Zeit gekostet zu haben, sie ist auch nur für meine Freunde und meine Kinder bestimmt.“

„Und wir werden so glücklich sein, die Ersten es zu hören.“

„Stimmen Sie Ihre Erwartungen herab, an den Versen ist nichts Merkwürdiges als die Feder, mit der ich sie schrieb. Es ist die Feder Friedrich des Großen, die ich als einzige Trophäe von Sanssouci mitnahm, mit welcher dort Pläne zu Schlachten und kleine Verse geschrieben wurden, Verse, die vielleicht nicht besser sind, als diejenigen, die Sie von mir hören werden.“

Man war im Bibliothekzimmer angelangt, der Marschall warf den weißen Mantel ab, holte ein Papier vom Pulte und begann das bekannte Gedicht zu lesen, in welchem er sagt, daß auf dem Kongreße zu Wien:

„Mars, Hercule, Jupiter
Valsent un nouveau landler.“

Marsan und Wasili spendeten den Versen ihren Beifall.

„Die Tändelei gefällt Ihnen, das freut mich, obwol ich mir auf meine Reimereien nie viel eingebildet habe. Ich bin zufrieden, wenn es mir dem Kongresse gegenüber nur nicht so ergeht wie dem Grafen Tressan bei der Marquise Boufflers. Die Marquise hatte den Grafen in Verdacht, der Verfasser einiger auf sie gemünzter skandalöser Verse zu sein, sie sagte daher zu ihm: Kennen Sie die Verse? Sie sind so hübsch, daß ich nicht nur dem Verfasser verzeihen, sondern ihn sogar küssen würde. Die Eitelkeit übermannte Tressan. Nun gut, Frau Marschallin, antwortete er, ich bin der Verfasser. Die Marquise erhob sich und der Poet erhielt

statt eines Kusses eine Ohrfeige. Sie sehen, meine Kinder, der gute Lafontaine hat seine Fabeln für viele Leute umsonst geschrieben. Vielleicht auch bei mir. Angenommen, der hohe Kongreß deutete mein Gedicht ein wenig übel und ich geriethe mit ihm in Konflikt: ich mit einigen in Reih und Glied aufmarschirten Worten und Er mit hunderttausenden Bajonneten, parbleu, der Kampf würde zu ungleich sein."

„Aber, mein Prinz, wer sollte hier die Wahrheit sagen dürfen, wenn nicht Sie?"

„Dies Vorrecht gebührt dem Alter und ich — bin alt!"

„Nicht doch . . ."

„Ja doch meine Kinder, ich bin alt und weil ich es weiß, habe ich auch schon an mein Ende gedacht. Sie wissen, ich bin Hauptmann der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache und diese ist es, der ich meine Werke testamentarisch zugesichert habe. Ich schmeichle mir, man wird aus diesen Beobachtungen eines alten Soldaten nach meinem Tode Nutzen schöpfen.

„Wie mögen Sie nur an den Tod denken?"

„Sie haben recht, wir wollen uns von etwas Angenehmeren unterhalten. Ich lade Sie ein, mich morgen in meine Sommerresidenz auf dem Kahlenberg zu begleiten, dort habe ich noch stets meine gute Laune wieder gefunden. Ich habe mein Tuskulum mit vielen Versen bekritzelt, einer davon bin ich selbst, er charakterisirt mich. Auf der Seite, dem Strome gegenüber werden Sie unter Anderem lesen: ‚Sans remords, sans regret, sans crainte,

sans envie“ Fürwahr, ohne Gewissensbisse, ohne Kummer, ohne Furcht und ohne Ehrgeiz, so bin ich stets gewesen, ich habe mir nichts vorzuwerfen, als meine Verse und meine Liebschaften und hoffe, daß sie alle miteinander nicht schwer wiegen werden. Meine Memoiren würden sehr interessant sein, ich war jedoch Zeuge, wie Verleumdung, Undank und Ungerechtigkeit Vieles angegriffen haben, was ich liebte und bewunderte, deshalb wenn ich meine Erinnerungen niederschreiben sollte, würde ich es nur für mich thun. Die Dummheit und die Bosheit respektiren nichts, sie haben die Größe Katharina's zu besudeln und zu beflecken gesucht, sie haben die Güte und die Anmuth Antoinettens in den Koth gezerrt, sie haben das Herz Josef II. dieses edelste aller Fürstenherzen, zu verkleinern gestrebt, sie haben — ach Gott, lassen Sie mich enden, ich könnte der Beispiele noch viele anführen und die Schlußfrage bliebe immer dieselbe: Wenn Menschen auf solcher Höhe so verkleinert wurden, wie wird es erst Dir ergehen, armer de Ligne?

Wasili wollte sprechen, der Marschall sagte jedoch.

„Schon gut, meine Kinder, überlaßt mich mir selbst, mich fröstelt, ich muß heißen Thee nehmen, ich fühlte mich unwohl, es scheint, als habe ich mich erkältet.“

Die jungen Begleiter gehorchten dem Wunsche des Marschalls und verließen ihn.

Am andern Tage durchlief eine Nachricht die Stadt.

„Prinz von Ligne, so hieß es, — ist bedeutend erkrankt.“

„Die Feste des Kongresses, bedauerten die Einen, haben seine letzten Kräfte erschöpft.“

Das Alter, so belehrten die Anderen, fordert seine Rechte.

„Weder die Einen noch die Anderen hatten unbedingt Recht.“

Der geistreiche Prinz hatte es nur darin versehen, daß er an das Märchen von Anakreon glaubte, dessen von achtzig Wintern gebleichte Haare die Liebe noch mit Rosen kränzte.

Eilftes Kapitel.

Vor dem Eintritte in die neue Bahn. — Die Geschichte einer Million.

Als die deutsch-böhmischen Zwillinge dem Abgesandten des Herrn Raily die Zusicherung ertheilten, in Begleitung des Herrn Balthasar Kern im Salon des Rosenberg-schen Hotels zu erscheinen, hatten sie sich einer Verpflichtung unterzogen, vor deren Erfüllung sie noch manchen Kampf bestehen mußten.

Die Unterhandlung mit John Bretton geschah wohl — Dank der Vorsicht des Vogel-Pädagogen — ohne daß die Landwehrwirthin etwas ahnte; am Abend der Produktion aber mußte man der Dame des Hauses entgegen-

treten und ihr sagen: „Frau, wir haben uns verpflichtet, dort zu spielen, daher u. s. w.," was, wie leicht vorauszusehen war, bei der Stabsrosl keinen angenehmen Eindruck machen würde, daher man auf eine Scene gefaßt sein mußte, deren Wucht Josef auf sich nahm.

Herr Balthasar bat die Geschwister, die Hausfrau ja nicht wissen zu lassen, daß er sich bei dem Geschäfte betheiligt habe, weil sie im Ausbruche ihres Zornes ihm ganz sicher die Wohnung kündigen würde.

Der Schaden, meinte er, wäre zwar leicht zu ertragenn, denn Baron Pasqualati sei jeden Augenblick bereit, ihn in seinem Basteipalais aufzunehmen, allein ein Uebersiedeln in eine andere Wohnung würde das Rigorosum seiner Vögel um wenigstens vierzehn Tagen verzögern, so lange Frist bedürfen nämlich die Thiere, bis sie in der neuen Wohnung heimisch werden, während welcher Zeit sie für jede Gattung von Unterricht völlig untauglich seien.

Die Zwillinge versprachen diesen sehr wichtigen Grund zu berücksichtigen und Josef hoffte die Wirthin zu besänftigen und durch Gründe von der Nothwendigkeit des geschehenen Schrittes zu überzeugen.

Bekantlich gibt es nichts Zäheres als den Egoismus.

Diese Erfahrung machte auch Josef, als der drängende Moment ihn zwang, die Landwehrwirthin von seinem und seiner Schwester Vorhaben in Kenntniß zu setzen.

Nach einer sehr umständlichen Einleitung, der süßen Hülle eines bitteren Kernes, rückte er endlich mit der bekannten Kundgebung heraus, ob welcher Dame Rosa etwas mehr als betroffen wurde.

Der junge Mensch setzte ihr auseinander, daß es sich diesmal nicht um ein förmliches Aufgeben ihrer bisherigen Verbindung handle, sondern blos um eine oder zwei Produktionen, wobei die Geschwister bemerkten, daß es ein Privathaus sei, und kein Gasthaus, mithin von einem Schaden durch Rivalität keine Rede sein könne u. s. w.

Einwendungen und Besänftigungen verfehlten ihre Wirkung.

Die Stabsrosl sah weiter wie die Kinder.

An einigen Produktionen außer dem Hause und noch dazu in Privatzirkeln wäre ihr in der That wenig gelegen gewesen, hätte sie nicht gefürchtet, die Zwillinge für immer zu verlieren.

Sie fürchtete den Eindruck, den er, und namentlich Josefine hervorbrachte, als nächste Folge dieses Eindruckes glaubte sie die Geschwister ihrem Gasthause entfremdet zu sehen.

Zum Erstaunen der Geschwister und des an der Thüre horchenden Pädagogen blieb sie jedoch sehr gelassen und begann abermals auf die Gefahr der Unerfahrenheit in höheren Kreisen hinzuweisen. — Auf diese Einwendung gefaßt, replicirte Josef, daß sie auch in dieser Beziehung bereits Sorge getragen, ein ehrenwerther würdiger Mann begleite sie und werde sie wie ein Vater überwachen.

„Und wer ist dieser ehrwürdige Mann?“

„Herr Balthasar Kern.“

Die Stabsrosl zuckte zusammen, vor ihren Augen ging es auf wie ein ganzes Sonnensystem.

„Also der," rief sie, „ist der schändliche Verführer, der mir den Brodbissen vor dem Munde wegreißt, er ist die Seele des ganzen Komplottes, er filutirt euch aus meinem Hause, ihr seid unschuldig, er allein ist der Verbrecher!"

Die Wuth brach los und die Dame stürzte nun hinüber zu Balthasar.

Der Arme hörte die Furie herannahen und um dem Sturme wenigstens den Schein eines Dammes entgegenzusetzen, ergriff er hastig seine Drehorgel, stellte sich dem Kanarienvogel gegenüber und begann zu leiern: „Nur langsam voran!"

Orpheus verstand die Kunst, Steine zu erweichen und brüllende Löwen zu besänftigen, Kern war aber kein Orpheus, er vermochte nicht einmal eine Landwehrwirthin zu beschwichtigen.

„Da stehen Sie ja, Sie sauberer Patron, Sie Narr, Schlange, pfui Teurel, schämen möchte ich mich, wenn ich wie Sie wäre, solche Falschheit ist unerhört."

Balthasar veränderte keine Miene, sondern blickte seinen Schüler träumerisch an und orgelte ohne Unterbrechung: „Nur langsam voran!"

Diese Kriegslist machte die Dame nur noch wüthender, sie ballte die Fäuste und schrie: „Warts ihr Bestien, ich werd' euch und eurem Professor pfeifen lehren!" und machte Miene auf den Staar loszustürzen, der für den Kaiser Alexander bestimmt war.

Sämmtliche Vögel wurden in ihren Käfigen unruhig.

Nun ergriff der Pädagog die Defensive, hielt der Rasenden die Drehorgel entgegen und rief:

„Madame, mich können Sie beleidigen, aber meine Schüler haben Ihnen nichts zu Leide gethan. Stören Sie den Frieden meiner Vögel nicht, wenn Sie mir die Schüler rebellisch machen, dann soll der Teufel Professor sein; wo es Krieg gibt, dort kann das Wissen nicht gedeihen, meine Vögel sind an Ruhe gewohnt."

Josef und Josefine kamen nun auch herbei, um die Zürnende zu besänftigen, jedoch ohne Erfolg.

„Er muß fort aus meinem Hause," rief die Wirthin, fort ohne Erbarmen.

Was der Pädagog voraus gefürchtet, traf zu.

Der Sturm wurde jedoch durch die Energie Josefs abgewendet.

„Madame," rief er, „wenn Sie Herrn Kern so behandeln, wenn Sie Ihr Wort nicht gleich zurücknehmen, so verlassen wir augenblicklich Ihr Haus und Sie sehen uns nie wieder!"

Das wirket.

Die Landwehristin begann, wie man im Prater zu sagen pflegt, Schippen zuzugeben, das heißt, sie wurde kleinlaut vor der Gefahr und raffte die Segel ein.

Wenn man einem Feinde nicht Trotz bieten kann, fügt man sich und beginnt zu unterhandeln. Dieser Nothwendigkeit fügte sich auch die Stabsrosl, sie begann also gute Miene zum schlimmen Spiel zu machen und fügte sich in's Unabänderliche. Ja, es trat sogar der merkwürdige Umstand ein, daß sie jetzt zu Kern, in dem sie kurz

vorher den Anstifter des gefährlichen Komplottes sah, ihre Zuflucht nahm, ihm die Erhaltung der Geschwister ans Herz legte und ihm zu verstehen gab, daß der Preis ihres ferneren Wohlwollens von dem Umstande abhänge, daß die Kunst der Zwillinge ihrem Gasthause erhalten bleibe.

Der Pädagog versprach die Herzen der Kinder dem Landwehrmanne zu erhalten und nun sahen Alle ruhig und beruhigt der Stunde entgegen, wo die Equipage des Herrn Raily die Zwillinge zur Produktion abholen sollte.

Sie erschien, aber erst gegen den Abend.

Als Herr Balthasar in den prächtigen Wagen stieg, sagte er:

„Nicht wahr, theueres Fräulein, hier sitzt sich's bequem, aber im Wagen des Fürsten Lychnowsky war's doch noch angenehmer, schade, daß der brave Herr vor einiger Zeit gestorben ist, ich ging bei ihm ein und aus wie zu Hause. Heh, Bedienter, Schlingel, kann Er nicht den Schlag modest zumachen, statt ihn wie ein Bauer ins Schloß zu werfen."

Nach dieser Rüge warf er noch einen Blick nach den Fenstern seiner Wohnung, es schien, als sage er seinen Vögeln: „Lebe wohl!" und fort ging es in die Leopoldstadt.

. . . .

Der Salon und die Gemächer des Herrn Raily waren glänzend erleuchtet und eine zahlreiche Gesellschaft bewegte sich in den prachtvollen Räumen.

Dem Stande und dem Range der Gäste nach zu

urtheilen, hätte man meinen sollen, sich in dem Hotel eines der hervorragendsten Diplomaten zu befinden.

Ein in einer langen Gallerie sich terassenförmig erhebender Tisch, war mit den kostbarsten Leckerbissen bestellt, Silbergeräthe, Vermeils und Kristallgefäße zeugten von einem Ueberflusse, der mehr Reichthum als Geschmack verrieth.

In einem der Nebengemächer waren mehrere Tische mit Galanteriesachen, Kleinodien und den kostbarsten Kleinigkeiten aus den verschiedensten Ländern bedeckt, welche die Bestimmung hatten, wie es eine Sitte in Rußland erheischt, nach dem Bankette durch eine Art Lotterie unter den Gästen vertheilt zu werden.

Ein zahlreiches Orchester begann ein Konzert, dem aber die Wenigsten zuhorchten, denn man spazierte meist umher, um den Reichthum des Hauswirthes zu bewundern, von dem jeder der Gäste wußte, daß er ein Abenteuerer sei, dessen Einladung aber trotzdem die ausgezeichnetsten Personen annahmen, einige wahrscheinlich aus Kuriosität, um das Gebahren dieses Glücksritters in der Nähe zu betrachten, andere wieder, um mit ihm eine Lanze zu brechen auf dem grünen Felde, wo die Ernte der Saat augenblicklich folgt oder gar nicht, jenachdem es gerade der launigsten aller Göttinnen zu verfügen beliebt.

Herr Naily mit seiner immer heiteren Miene machte die Honneurs, John Bretton als Freund des Hauses unterstützte seine Bemühungen, einige Damen bildeten die spärliche Zier des Cercle's.

Von unseren Bekannten treffen wir die Grafen Marsan und Wasili, von Notabilitäten, den Prinzen Eugen, Lord Stewart, die Herren Pozzo di Borgo, Sidney Smith, Ypsilanti, den Grafen Koslowski, den Fürsten Reuß XXIX., Isabey und viele Andere, deren Namen mehr oder minder bekannt, mehr oder minder celebrirt waren.

Als Graf Marsan eintrat, drückte ihm Raily die Hand und flüsterte ihm zu: „Graf, ich rechne auf Ihre Dankbarkeit, ich habe auf die kleinen Künstler nicht vergessen, sie werden gegen acht Uhr erscheinen, die Gesellschaft weiß nichts von dem bevorstehenden Genusse, die Ueberraschung wird also die Wirkung steigern."

Marsan verneigte sich und wollte eben einige verbindliche Worte sprechen, als die Pflicht des Hausherrn Herrn von Raily nach einer andern Seite rief, worauf er dem Grafen blos zunickte und sich schleunigst entfernte.

Um sieben Uhr begann eine Art Banket, bei welchem die auserlesensten Gerichte, die feinsten Weine servirt wurden, wobei die Unterhaltung der Gäste sich immer lebhafter gestaltete.

Der Stoff des Gespräches bewegte sich Anfangs in dem Geleise des Kongresses, bis Lord Stewart das Wort ergriff und in einer derben, fast zu vertraulichen Weise sagte:

„Meine Herrschaften, Herrn Raily gebührt das Verdienst, über die auserlesene Komfortabilität der „family-dinners" aller Engländer in Wien den Sieg davon zu tragen, Aufwand und guter Geschmack kommen ihm dabei

zu statten. Es läßt sich nicht läugnen, daß ihm ungeheuere Mittel zu Gebote stehen, wir Alle wissen, daß unser freundlicher Wirth mit einem Kredite von einer Million beschwert nach Wien kam, wie wär's nun, wenn wir meinen geehrten Herrn Landsmann freundlichst ersuchten, seiner Gastlichkeit die Krone aufzusetzen und uns die Geschichte dieser Million zu erzählen?"

Die Gesellschaft war von dieser etwas zudringlichen Zumuthung des edlen Lord frappirt, und blickte Herrn Raily in einer Weise an, welche die Erwartung aussprach, er werde das unmanierliche Begehren mit Entrüstung zurück weisen, der Gentleman lächelte jedoch und erwiederte:

„Mylord, ich kann Sie versichern, die in Rede stehende Million ist weder von dem Schweiße armer Landleute erpreßt, noch mit der Gesundheit halbnackter Fabrikarbeiter erkauft, noch im trügerischen Börsenspiel gewonnen. Ich habe diese Million ganz einfach zum Geschenk erhalten."

„Zum Geschenk erhalten?" fragten mehrere der erstaunten Gäste."

„Wer ist der Krösus," fragte Wasili, „der eine Million verschenkt?"

„Ihr Landsmann, mein Herr!"

„Ein Russe?"

„Ja, meine Herrschaften, wenn Sie mich anhören, bin ich geneigt, Ihnen die Geschichte zu erzählen."

„Erzählen Sie, erzählen Sie!"

„Vor mehreren Monaten," begann Herr Raily, „be-

fand ich mich in Moskau und bewohnte ein Palais unfern der Marschallsbrücke.

Eines Morgens hielt unter meinen Fenstern eine prachtvolle Equipage, vier kostbar geschirrte Pferde mit langen flatternden Mähnen schlugen muthwillig das Pflaster, ein bärtiger Kutscher in einem goldgestickten Kaftan hatte Mühe, die Stangenpferde zu regieren, während die Vorlegpferde von einem vielleicht vierzehnjährigen Vorreiter im Zaum gehalten wurden, einem kecken vorlauten Jungen, der nicht größer war, wie ein ausgewachsener Kourierstiefel, der aber kreischende Schreie ausstieß, um die Pferde zum Stehen und die Fußgänger zum Ausweichen zu bringen.

Aus dieser Equipage, bei welcher ich nicht ohne Absicht etwas umständlicher verweilte, schälte sich ein Mann, etwa dreißig Jahre alt, mit einem offenen einnehmenden Gesichte, blondem Lockenhaar und blondem Barte. Er huldigte der altrussischen Mode, eine Tracht, welche bei noch einigen Edelleuten in den entfernteren Provinzen angetroffen wird. Nachdem er sich bei mir anmelden ließ, trat er ein und ich hatte Gelegenheit, seine feinen Manieren eben so zu bewundern, wie früher seine Equipage.

Der junge Mann bat mich, seinen Besuch zu entschuldigen, er hatte mich früher in einigen öffentlichen Gesellschaften getroffen und glaubte damit der Einholung einer Erlaubniß zu einem Besuche überhoben zu sein.

Ich bat ihn Platz zu nehmen und fragte um seine Wünsche.

„Der Fremde versicherte sich, gleichviel ob ich in seine Wünsche einginge oder nicht, meiner Diskretion, die ich ihm auch willig zugestand.“

„Mein Name, begann er hierauf, ist Swerkof-Feodorowich, ich bin ein reicher Kaufmann und wohne in Ihrer Nachbarschaft. Ich hörte von Ihnen sprechen und weiß, daß Sie wie viele Vornehme Ihres Landes spielen, sehr hoch spielen und was noch mehr ist, immer glücklich spielen. Das zog mich zu Ihnen. Sie als Engländer wissen, was mir abgeht, zu schätzen, ich bin nämlich ein Leibeigener, trotz meines Reichthums ein Sklave, ich will aber frei sein und Sie sollen mir die Freiheit erringen.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, sagte ich verwundert, erklären Sie sich deutlicher.“

Der junge Mann fuhr fort: „Ich bin Sklave eines jungen Grundbesitzers, der Fähnrich im Regiment der Adelgarde ist und hier in Garnison liegt. Ich machte ihm schon oft den Antrag, meine Freiheit mit schwerem Gelde zu erkaufen, allein die moskowitischen Grundherren haben den Grundsatz, niemals in den Loskauf eines Leibeigenen zu willigen. Diese Herzen von Stein sind stolz darauf, unter ihren Sklaven Millionäre zu zählen und begnügen sich mit einem jährlichen Tribute von einigen Rubeln und einem Oberrock, wenn nur, wie es das Gesetz befiehlt, vor der Hausthüre des Unglücklichen die Worte zu lesen sind: „Swerkof-Feodorowich, Sohn Feodorowichs, Leibeigener des Grafen von K.“ Glauben Sie mir, mein Herr, ich würde mein Loos mit Ergebung ertragen,

ich würde nicht nach dem fast für mich Unmöglichen streben, wenn nicht ein Gefühl wäre, das mich dazu treibt — die Liebe. Ich liebe ein gebildetes, freies Mädchen, eine Französin, welche als Kind vor der Revolution aus Frankreich floh und in unserem Hause Unterkunft fand. Ihr Vater starb, Eudoxia gewann mein Herz und schenkte auch mir ihre Neigung. Aber kann ich sie zu meiner Gattin machen? Soll ich die Freigeborne durch eine Verbindung mit mir zur Sklavin erniedrigen? Nimmermehr, erst wenn ich frei geworden, wenn ich mich bis zu ihr erhoben, erst dann wird mein Reichthum im Stande sein, ihr Glück zu gründen, erst dann soll sie die Meine werden."

„Und Sie hoffen, mein Herr, nahm ich während einer Pause das Wort, daß ich im Stande sein werde, das zu erringen, was Sie mit den ungeheuersten Summen zu erkaufen nicht vermögen?"

„Ich hoffe es."

„Wie soll ich es anfangen?"

„Sie müssen meine Freiheit erspielen."

„Das heißt?"

„Sie müssen spielen und gewinnen."

„Sie können sich leicht vorstellen, meine Herrschaften, daß mich die Zumuthung des jungen Moskowiters frappirte, sein Zutrauen in mein Glück schmeichelte mir, der Gedanke, einem Menschen die Freiheit, zwei Herzen das Glück eines ganzen Lebens zu verschaffen, begeisterte mich und ich ging in das Begehren ein. Feodorowich baute auf die ungezügelte Spielleidenschaft seines

Gebieters und bat mich, den jungen Grafen im Spiele dahin zu vermögen, daß er einen kleinen Raum Landes einsetze, ein Dorf an den Ufern der Wolga, kaum fünfzig Feuerstellen zählend, dessen Bewohner sich mit der Erzeugung von Nägeln beschäftigen. Jenes Dorf, welches dem Grundherrn um keinen Preis feil war, war der Geburtsort des jungen Leibeigenen, gelangte das Dorf in meinen Besitz, so war er auch frei.

„Der Leibeigene eröffnete mir einen unbegrenzten Kredit auf seine Kassa, denn ich sollte ja in seinem Interesse spielen, und das Glück konnte mir auch abhold sein. So schieden wir."

„Ich hatte den jungen Grafen schon früher im englischen Klubb kennen gelernt, wo sein Muth, sein Aufwand und seine Arroganz ihm ein gewisses Renomè erworben hatten; es kostete mich also keine Mühe, mit ihm anzubinden. Ich will mich kurz fassen, denn der Kampf zwischen uns währte mehrere Wochen und erforderte zu viel Zeit, wenn ich ihn im Detail schildern sollte."

„Ich war klug und gönnte meinem Gegner anfangs den Triumph, mich zu besiegen; ich hatte bereits sechzigtausend Rubel verloren und Sie können leicht ermessen, wie schwer es dem armen Feodorowich bei diesen Verlusten um's Herz wurde, aber er harrte aus."

„Verlust im Spiele bringt in Verzweiflung, Gewinn macht trunken."

„Der Graf wurde dies und verfolgte mich wie mein Schatten; auf dem Ball, der Jagd, Promenade oder im Theater, er wich nicht von meiner Seite; eines heiteren

Nachmittags setzten wir uns in der Wohnung des Grafen wieder zum Pharaotisch, und als der Morgen anbrach, befand ich mich im Besitze alles dessen, was der Graf an Rubeln, Papierscheinen, Kunstsachen, ja selbst, was er an heiligen Gemälden besaß, die in Gold und Edelsteinen gefaßt für Russen von unschätzbarem Werthe sind."

„Der Graf war ausgesäckelt und wollte auf Kredit spielen, ich verweigerte es, er bat, flehte, und ich sagte endlich: Ich bin ein nobler Spieler, lieber Graf, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie besitzen eine kleine Domäne an der Wolga, ich will moskowitischer Grundbesitzer werden, was Sie hier an Geld und Geldeswerth sehen, ist mein Einsatz, Sie dagegen setzen jenes Gut."

„Er stürzt zum Sekretär, bringt die Urkunde jenes Grundbesitzes und legt sie auf den Tisch."

„Ich melire die Karte und ich gestehe es, mein Herz klopfte, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich vor einem Einsatze zurückbebte."

Aber Fortuna verließ ihren Liebling nicht, ehe fünf Minuten vergingen, war die Domäne mein."

„Ich steckte das Dokument, sowie die 60,000 Rubel, die ich in früheren Tagen verloren hatte, in die Tasche und sagte: „Graf, Quitt oder Double für den Rest!"

„Der Graf nennt seine Farbe, ich ziehe ab, er gewinnt."

„Ich verbeugte mich und sagte: Nehmen Sie Alles zurück, Graf, meine Nacht ist mir reichlich bezahlt! und ich ging fort."

„Feodorowich und seine Braut schloßen mich in ihre Arme und nannten mich ihren Vater, ihren Retter, ich

brachte ihm seine 60,000 Rubel zurück und seine Freiheit, die Liebenden stürzten mir zu Füßen und baten mich, Sie mit jener Hand zu segnen, mit welcher ich die Karten zu ihrer Freiheit gemischt hatte, und ich mochte mich sträuben, so viel ich wollte, so mußte ich als Souvenir ein Portefeuille annehmen, welches die Aufschrift trug: „Dem freien Manne, der mich befreite!“ In diesem Portefeuille befand sich eine Anweisung auf jene Million, deren Geschichte Sie nun vollständig wissen.“

Die frühere Stille der Gesellschaft bewies das Interesse, welches die Mittheilung des Herrn Raily erregte, das Murmeln, das nun den Kreis durchlief, zeugte von der Befriedigung jenes Interesses, aber dieses währte nicht lange, denn Herrn Raily ergriff abermals das Wort und machte die Versammlung auf einen bescheidenen Kunstgenuß aufmerksam, den er zu bieten gesonnen sei, zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, kaum sechzehn Jahre alt, Zwillinge, aus dem Böhmerlande gekommen, seien bereit, ihr musikalisches Talent glänzen zu lassen.

Man verlangte sie zu sehen, zu hören.

Josef und Josefine, von Balthasar Kern begleitet, traten in den Salon.

Zwölftes Kapitel.

Der Salon des Abenteurers.

Wir glauben den Eindruck, den die Geschwister beim Eintritte in den Salon hervorbrachten, hinreichend zu bezeichnen, wenn wir sagen, er sei noch günstiger gewesen wie jener in der Praterschenke.

Die frappante Aehnlichkeit der Zwillinge, ihre Anspruchlosigkeit, der Nimbus der Unschuld, der ihr ganzes Wesen umgab, gefiel der vornehmen Gesellschaft eben so gut, wie dem bürgerlichen Kreise.

Wenn erstere ihr Wohlgefallen nicht geräuschvoll äußerte, so lag dies in dem Gebote des Anstandes und der guten Sitte, die es nicht gestatten, daß man sich empfangenen Eindrücken willenlos überlasse, noch weniger aber durch vorlaute Kundgebungen verrathe.

Es herrschte daher in dem Salon ein, wir möchten sagen, erwartungsvolles Schweigen, während dessen die Kinder jenen seitwärtigen Platz erreichten, der für sie bestimmt war.

Herr Balthasar Kern hatte sich heute hoch aufgerichtet, in seinem Innern rauschte ein Meer von Wonne,

er athmete Salonluft! Damit ist seine ganze Seligkeit bezeichnet.

Er, der sich bisher nur in seiner Phantasie in höheren Kreisen bewegt hatte, er befand sich nun in Wirklichkeit in einer vornehmen Gesellschaft, freilich in einer etwas untergeordneten Stellung, aber war seine Einbildung nicht glühend genug, auch diese in einer Weise auszuschmücken, die sie in einem viel vortheilhafteren Lichte erscheinen ließ?

Er war der Ehrenbegleiter zweier junger Künstler, ein Refler der Auszeichnung, die jenen bevorstand, fiel auch auf ihn, wenn man ihnen hofirte, konnte man ihn nicht umgehen.

Der Vogel-Pädagog lächelte vornehm, musterte die Herrschaften an der Tafel mit Wohlgefallen, und wir wagen es zu behaupten, er war frei von Neid, er fühlte kein Verlangen, sich in den Kreis einzudrängen, denn er betrachtete sich ohnedem schon als ein Glied der kostbaren Kette, ob dieses Glied dem Hauptringe näher oder ferner lag, berührte ihn wenig.

Die Blicke fast aller Gäste ruhten auf dem Geschwisterpaare, Herr Raily winkte dem Grafen Marsan freundlich zu, es war das eine Art stummen Compliments, womit er dem Geschmacke des jungen Kavaliers huldigte; dieser dankte ebenfalls durch eine Pantomime und wendete dann seine ganze Aufmerksamkeit dem Gegenstande seiner Neigung zu.

Die bescheidenen Künstler machten sich bereit, die erste Piece zu beginnen, aber schon hatten Beide den jungen Grafen bemerkt, und eine flüchtige Röthe auf dem Antlitze

der Jungfrau konnte eben so gut für ein Zeichen der Ueberraschung, als des Unwillens gelten.

Wasili, welcher neben einer etwas überreifen Dame saß, wurde von dieser in Athem gehalten und hatte wenig Zeit, die übrigen Vorgänge zu beachten.

John Bretton näherte sich den Geschwistern, sprach einige freundliche Worte mit ihnen, dann mit Herrn Kern, der sich in der Affectation der vornehmen Manieren ein wenig steif ausnahm.

Die Kleinen, flüsterte John dem Ehrenwächter zu, werden doch nicht befangen sein?

Ich hoffe nicht, an mir hat es wenigstens nicht gefehlt, sie genugsam zu ermuthigen. Ich habe mich selbst als Beispiel aufgestellt, der ich Jahre lang die Salons besuche, ohne daß mir während der ganzen Zeit irgend eine Widerwärtigkeit begegnet wäre.

John nickte ihm freundlich zu und begab sich wieder an seinen Platz.

Während dem hatte auch Wasili's Nachbarin nicht ermangelt, die Kinder zu betrachten, ihr prüfender Blick war jedoch mehr auf den Jüngling gerichtet und sie flüsterte dem Seeoffizier zu:

„Die jungen Leute sind gar nicht übel!"

„Ihre Bemerkung ist für die Kinder sehr schmeichelhaft."

„In Wahrheit, Sie haben Recht, es sind fast noch Kinder, aber jedenfalls hübsche Kinder."

Die warme Theilnahme der Dame kam dem Seemanne sehr zu Statten, er gewann dadurch ein wenig Luft, konnte die Segel wenden und sich mehr mit seinem ande-

ren Nachbar beschäftigen, was ihm angenehmer zu sein schien.

Die Dame hielt ihr Lorgnon auf Josef gerichtet.

Sie war zum Gegensatze der gewöhnlichen Engländerinnen ein kleines, niedliches Figürchen, ein wenig bleich, aber interessant, dazu braunes Haar und ein ungewöhnlich lebhaftes Auge.

Die sogenannten „schönen Jahre“ waren zwar verschwunden, allein Lady Wilson — so war ihr Name — suchte durch die Kunst der Toilette zu ersetzen, woran der Zahn der Zeit zu nagen anfing, vermied jedoch alles Auffallende.

In Bezug auf ihre Stellung in der Gesellschaft herrschten mancherlei Behauptungen.

Einige hielten sie für die Witwe eines Kapitäns, der unter Nelson den Tod fand, Andere versicherten wieder, sie sei nie vermält gewesen, und wieder Andere waren gar der Ansicht, ihr Gatte lebe noch, sie sei jedoch von ihm geschieden, in Folge gewisser Galanterien, die Lord Wilson nichts weniger als gleichgiltig aufnahm.

So verschieden nun die Meinungen in dieser Beziehung lauteten, so einstimmig sprachen sie sich wegen eines anderen Punktes aus, alle Welt behauptete nämlich, Lady Wilson sei einem hochgestellten Landsmanne zu Liebe nach Wien gekommen, dessen Beständigkeit sie kein zu großes Vertrauen schenkte, daher sie ihn auch sorgsam hütete und ihn mit ihrer Fürsicht, wir möchten fast sagen, verfolgte, was aber leider weder die Scene im Operntheater noch eine andere an der Donaubrücke zu verhindern vermochte.

Lady Wilson saß selten in der Nähe Lord Stewarts, auch heute nicht, Raily wußte, was er zu thun hatte, um weder dem Lord noch der Lady unangenehm zu sein, Beide vermieden es, in Gesellschaften sich an einander zu drängen.

Wer das öffentliche Geheimniß zufällig nicht kannte, der hätte nicht leicht zwischen ihnen ein zartes Einverständniß vermuthet.

Der tapfere Lord, der sich ungestraft für seinen guten Ruf manche Unzukömmlichkeiten erlaubte, machte der deutschen Sittsamkeit dies Zugeständniß und vermied ein öffentliches Aergerniß zu geben.

Wir haben erwähnt, daß Lady Wilson den jungen Flötenspieler sorgfältig beobachtete, dabei aber Zeit genug gewann, zu bemerken, wie die schöne Harfnerin von Seite der anwesenden Herren ebenfalls vielfache Beachtung fand.

Mittlerweile begannen die jungen Musiker ihr Spiel, Alles lauschte, die Aufmerksamkeit ging in Wohlgefallen über und diesem folgte ein lauter Beifall, den man unverholen äußern durfte, da er der Kunst galt, welcher in allen Kreisen zu huldigen erlaubt ist. Zu bedauern ist nur, daß die arme Kunst sich oft zum Deckmantel auch anderer minder idealer Huldigungen hergeben muß, was vielleicht auch bei dieser Gelegenheit der Fall war.

Das Banket wurde aufgehoben.

Das Orchester wechselte mit den kleinen Künstlern ab.

Lady Wilson näherte sich John Bretton und sagte: „Wie es scheint, verdankt Herr Raily Ihnen die glückliche Acquisition?“

„Ich war dabei thätig, Mylady!“

„Wer ist der Herr, der die Kleinen begleitet?“

„Ein Nachbar, dessen Schutz sie sich anvertrauten.“

Die Lady machte in Gesellschaft einer andern Dame einen Gang durch den Salon und näherte sich dann Herrn Balthasar, der im Namen der bescheidenen Künstler bereits einige Komplimente in Empfang genommen hatte.

„Sie sind mit den Kindern nicht verwandt?“

„Nein, gnädige Frau, ich begleite sie blos, die Kleinen vertrauen mir, meine Verbindungen mit der höchsten Aristokratie des Landes verschafften mir in ihren Augen großes Ansehen.“

„Ihre Bekanntschaften gehören demnach den höheren Kreisen an?“

„Gewiß, es wird wenige fürstliche Tafeln in Wien geben, an denen ich nicht schon dinirt hätte.“

„Dann wird es mir ein Vergnügen sein, Sie auch bei mir zu empfangen, Lady Wilson ist mein Name, Mister John wird Ihnen meine Adresse sagen, kommen Sie, so bald als möglich und bringen Sie die Kleinen mit.“

Balthasars Augen funkelten.

Marjan brannte vor Begierde, sich Josefine zu nähern; in einem Momente, wo es ohne Auffallen geschehen konnte, that er es auch.

Die Jungfrau stand ihm erröthend gegenüber.

„Es freut mich, Sie an diesem Orte zu treffen,“ begann der junge Graf freundlich, „Sie wiesen jüngst

meinen gut gemeinten Rath zurück und haben mich damit tief gekränkt. Ihre Ansichten scheinen sich jedoch seitdem geändert zu haben, und ich wünsche Ihnen herzlich Glück dazu."

„Sie irren, Herr Graf, antwortete das Mädchen, ich denke heute nicht anders wie neulich, wir nahmen den Antrag des Herrn von Raily an, weil er uns gestattete, uns von unserem Nachbar begleiten zu lassen, der unser Schutz und Schirm ist."

Marsan fixirte den überglücklichen Pädagogen.

„Fürchten Sie die vornehme Welt in solchem Grade, daß Sie ohne eine Ehrengarde, sich nicht in unsere Mitte wagen? Sie thun uns Unrecht, Mademoiselle, mir besonders, ich habe keine Ursache, Ihnen zu verhehlen, daß Sie mir nichts weniger als gleichgiltig sind."

„Mein Herr, Sie belieben wohl mit einem armen Mädchen zu scherzen."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich im Ernste spreche, und ich glaube Ihnen keinen besseren Beweis dafür zu geben, als wenn ich Ihnen gestehe, daß Ihr Hiersein mein Werk ist."

„Herr Graf!"

„Um Sie zu sehen, um mich Ihnen nähern zu können, empfahl ich Sie Herrn Raily und ich weiche nicht von Ihrer Seite, bis Sie mir versprechen, sich nicht mehr stolz von mir zu wenden, mich zu erhören."

„Nimmermehr, Herr Graf, ich bitte, entfernen Sie sich, man sieht auf uns, o mein Gott, welche peinliche Verlegenheit."

Marsan grüßte dem Anscheine nach mit vornehmer Gleichgiltigkeit, dabei flüsterte er jedoch:

„Ich entferne mich, doch thue ich es nur, weil ich hoffe, von Ihnen baldigst erhört zu werden. Ich werde nicht aufhören, Sie aufzusuchen, meine Beharrlichkeit wird endlich doch Ihre Spröde besiegen.“

Hierauf begab er sich zur Gesellschaft.

In einem zweiten Salon wurde Kaffee und Eis servirt, im Gemache nebenan begann man bereits die Spieltische zu suchen.

Marsan und Wasili trafen sich.

„Wohin lieber Freund? fragte ersterer.“

„Ich suche den Engländer.“

„Herrn Raily?“

„Ja!“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich will mit ihm spielen.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein.“

„Meiner Treue, es ist mein fester Wille.“

„Sie sind ein wenig aufgeregt.“

„Um so besser.“

„Sie werden verlieren.“

„Was liegt daran, ich will mich überzeugen, ob der Satan in Wirklichkeit so unglaublich vom Glücke begünstigt wird, oder ob er nicht vielmehr ein Kartenkünstler ist.“

„Thun Sie es nicht, lieber Freund, denken Sie an die Geschichte jener Million.“

„Eben diese Geschichte brachte mich zu dem Entschlusse,

ich will den Gardefähnrich in Moskau rächen, der Engländer muß mir statt jenem Revanche geben."

„Ich begreife Ihren Vorsatz nicht."

„Ei, mein Freund, wir beide begreifen einander überhaupt nicht und unsere eigenthümlichen Neigungen noch weniger."

Darauf wandte er sich zu dem Herrn des Hauses, der eben vorüber ging und sprach: „Herr Raily, ich bitte auf ein Wort!"

„Ah, Graf Wasili, was wünschen Sie?"

„Ich bitte mir die Ehre einer Parthie aus."

„Mit Vergnügen. John wird die Güte haben, mich zu vertreten."

„Ich nehme den Stellvertreter nicht an."

„Herr Graf!"

„Ich bin so eigensinnig, mich nur mit Ihnen messen zu wollen."

„Sie werden leicht begreifen, daß ich als Herr des Hauses mich nicht zum Spieltische setzen und meine hohen Gäste ihrem Schicksale überlassen kann, begnügen Sie sich heute mit John, ein andermal stehe ich zu Ihren Diensten."

„Es thut mir leid, meine Erklärung wiederholen zu müssen, ich spiele entweder mit Ihnen oder gar nicht. Beharren Sie standhaft bei Ihrer Weigerung, dann erkenne ich daran Ihre Furcht, sich mit mir in ein Spiel einzulassen."

„Herr Graf, Sie reizen mich."

„Das ist meine Absicht."

„Was liegt dieser Absicht zu Grunde?"

„Ich suche Revanche für den Gardefähnrich in Moskau."

„Dann ist es freilich eine Ehrenpflicht für mich, die Parthie anzunehmen; doch erkläre ich Ihnen im Voraus, ich spiele nur um hohes Geld."

„Je höher, desto besser."

„Bravo, es ist also auf meinen Ruin abgesehen, antwortete Raily spöttisch lächelnd, das freut mich. Kommen Sie mein Herr."

„Nach diesen Worten gingen Beide in das nächste Kabinet."

Dreizehntes Kapitel.

Was sich in dem Salon weiter begeben hat.

Die Szene zwischen Wasili und Mr. Raily war geräuschlos und ohne Aufsehen vor sich gegangen.

Marsan dachte nicht daran, sich dem stürmischen Verlangen des Freundes entgegen zu setzen und ließ ihn gewähten.

„Wenn ihn der Engländer um einige tausend Rubel leichter gemacht haben wird, dachte er, wird er schon kühler werden. Die Seeleute lieben überhaupt das Spiel, weil sie zu Schiffe fast einzig und allein auf dieses Vergnügen angewiesen sind."

Nach dieser Betrachtung beeilte er sich wieder, nach den Zwillingen zu sehen; sie waren eben daran, den Salon zu verlassen.

Marsan winkte, ohne daß Josefine es merken konnte, Herrn Kern zu sich.

„Mein Herr, Sie sind, wie man mir sagt, der Nachbar dieser jungen Leute."

„Ich bewohne das Zimmer neben dem ihren."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ich heiße Balthasar Kern."

„Ich bin Graf Julius Marsan!"

Der Pädagog verbeugte sich.

„Erlauben Sie, daß ich Sie besuche?"

„Oh, Herr Graf, ich erlaube es nicht, sondern ich bitte darum. Meine Wohnung ist zwar schlicht und einfach, aber sie hat auch ihre Raritäten. Meine Kanarienvögel werden Sie entzücken, mein Staar wird Sie in Staunen setzen. Erstere pfeifen, letzterer spricht, und wissen Sie, was er spricht? Er spricht: „Vivat Alexander."

„Wann sind Sie zu Hause?"

„Vormittags und Abends; Nachmittags treffen Sie mich nie, denn ich speise bei meinen Gönnern; zum Exempel: morgen bin ich beim Prinzen von Hessen-Homburg zur Tafel geladen."

„Es wird auch mir ein Vergnügen sein, Sie bei mir als Gast zu sehen."

„Herr Graf, ich nehme die Einladung mit Vergnügen an, ich werde es nicht vergessen, dem Verzeichnisse

meiner ausgezeichneten Verbindungen auch Ihren werthen Namen hinzuzufügen."

Marsan grüßte freundlich und Kern näherte sich wieder den Zwillingen.

John Bretton hatte sich indessen den Kindern genähert, um ihnen im Namen Herrn Raily's für den bereiteten Genuß zu danken und meldete ihnen zugleich, daß der Wagen ihrer bereits harre.

Die Kinder waren froh, den Salon verlassen zu können, denn seitdem das Banket zu Ende war, hatte sich die Gesellschaft zertheilt und sie merkten, daß sie die Produktion beenden müssen, was auch geschah.

John geleitete sie noch in's Vorzimmer, händigte ihnen das Honorar ein und wollte auch Herrn Kern einen Beweis von Erkenntlichkeit zukommen lassen, allein dieser sprang einen Schritt zurück und sagte sehr ernst:

„Mein Herr, ich habe meine kleinen Nachbarn aus Gefälligkeit begleitet und Gefälligkeiten lasse ich mir nie bezahlen. Ich besuche viele Palais und Hotels, ich gehe jedoch nicht hin, um zu betteln, sondern weil ich Geschmack an der vornehmen Welt finde und weil mich die Prosa der bürgerlichen Gesellschaft anwidert. Wenn Herr von Raily einen abgerichteten Vogel zu besitzen wünscht, so stehe ich ihm zu Diensten und dann werde ich ein Honorar dafür annehmen."

„Wohlan, mein Herr, nehmen Sie diesen Betrag und bringen Sie uns dafür einen abgerichteten Vogel, zum Beispiel, eine Amsel."

„Um Vergebung, mein Herr, ich unterrichte keine Amsel.“

„Warum nicht?“

„Diese Thiere machen zu viel Unreinlichkeit und lassen sich nie zähmen. Wünschen Sie einen Kanarienvogel?“

„Auch recht.“

„Welches Lied wünschen Sie, daß er pfeifen soll?“

„Das englische Volkslied.“

„Thut mir leid, ich besitze keine Drehorgel, welche auf dieses Lied eingerichtet wäre, und ein solches Instrument eigens anfertigen zu lassen, würde sich kaum rentiren, da die hiesigen Vögelliebhaber für das englische Volkslied nicht besonders eingenommen sind.“

„So wählen Sie eine andere Melodie, gleichviel welche!“

„Ich werde dem Vogel das erhebende Lied lehren: „Auf auf, in's Feld!“

„Einverstanden.“

„Also abgemacht!“ schloß der Pädagog gravitätisch das Gespräch und begab sich dann mit seinen Schützlingen zum Wagen.

John kehrte in den Salon zurück, der sich bedeutend gelichtet hatte.

Viele der Gäste, namentlich die Damen und Notabilitäten, hatten sich entfernt, von den Uebrigen war ein Theil an den Spieltischen beschäftiget, und ein Theil, eine Gruppe junger Leute, darunter Marsan, stand in der Mitte des Saales und unterhielt sich laut und ungenirt.

Der Stoff ihres Gespräches waren Herr Rally, Herr John Bretton, und das Haus, welches ersterer am Kongresse führte.

Der Vertraute des Spielers hatte sich kaum der Gruppe genähert, so öffnete sich der Kreis und die Leute nahmen den Engländer in ihre Mitte.

„Sie nehmen mich gefangen, meine Herren," scherzte der wohlbeleibte Engländer, indem er mit seinen blutunterlaufenen Augen den Kreis durchflog, „was wünschen Sie von mir?"

„Sie sind ein liebenswürdiger Gentleman, sagte Einer, Herr Rally war so gütig, uns heute Abends ein Bruchstück seiner interessanten Erlebnisse mitzutheilen, folgen Sie seinem Beispiele."

„Ich bin ein schlechter Erzähler."

„Die Wahrheit bedarf keines Schmuckes."

„Ich bin zu alt, um noch viel Fantasie zu besitzen."

„Ich schätze Sie auf kaum Vierzig."

„Geben Sie noch Zehn dazu und Sie haben mein Alter errathen. Ich bin ein Veteran am grünen Tisch. Napoleon nennt sich einen der ältersten Soldaten, ich bin mehr als er, ich bin sicher der älteste meiner Kollegen und schmeichle mir, am grünen Tische das zu sein, was er auf dem Schlachtfelde war. Sprechen Sie mit Herrn Rally und er wird offenherzig genug sein, Ihnen zu bekennen, daß es in der Welt nur einen Menschen gibt, dessen Glück und dessen Kunst er scheut und dieser Eine bin ich. Ich will Ihnen nur ein kurzes Geschichtchen aus meinen Lehrlingsjahren mittheilen."

„Ich befand mich kurz vor der Revolution als zwanzigjähriger Jüngling in Paris. Ich wohnte im Hotel d'Angleterre."

„Um jene Zeit wurde, wie es Ihnen bekannt sein wird, sehr hoch gespielt."

„Am Abend meiner Ankunft betrete ich den Salon, die Tische waren bereits hergerichtet und ich ließ mich an einem derselben nieder, mir gegenüber saß der Herzog von Gramont."

„Der Herzog, ein Muster von Eleganz, war damals der König der Mode, und ein Goliath unter den Pariser Verschwendern."

„Er hatte mich kaum erblickt, so sagte er zu einem seiner Nachbarn: Ich habe schon so viel von Engländern erzählen hören, die im Spiel und im Wetten so ungeheuere Summen wagen, ich weiß aber nicht wie es kommt, daß wir hier dergleichen Gentleman nie zu sehen bekommen."

„Diese Herausforderung galt offenbar mir, und ich war nicht gewillt, sie ruhig hinzunehmen."

„Neben uns spielten zwei Herren Piquet."

„Die Partie des Einen stand verzweifelt schlecht."

„Um zu gewinnen mußte er in zwei Spielen hundertfünfzig Points schreiben."

„Ich nahm das Wort und sagte, ohne mich gerade an den Herzog zu wenden:

„Wenn diese beiden Herren einverstanden sind, so übernehme ich auf die Dauer von nur zwei Spielen die

Partie des Schwächern, und wette achttausend Pfund Sterling, daß ich gewinne."

„Wie hoch die Wette, mein Herr?"

„Achttausend Pfund."

„Dem Herzoge blieb nichts übrig, als die Wette anzunehmen, der eine der Piquetspieler macht mir lachend Platz und ich setze mich nieder."

„Das erste Spiel erfolgt, mir bleibt noch immer ein Minus von hundert und einigen Points.

„Der Herzog lächelt spöttisch, die Umstehenden sind in spannendster Erwartung."

„Ich melire, gebe das Blatt aus, erhalte in der Hinterhand acht Ceur und vier Aß und die Wette ist gewonnen."

„Der Herzog blickt mich verlegen an."

„Mylord, begann er..."

„Ich bin kein Mylord, erwiederte ich, sondern ganz einfach John Bretton."

„Ich befinde mich in Verlegenheit."

„Wie so, Herr Herzog?"

„Ich bin außer Stande, Ihnen eine so beträchtliche Summe auf der Stelle zu zahlen."

„Das hat nichts auf sich, mein Herr, entgegnete ich, ich gebe Ihnen Kredit, Sie mögen jedoch wissen, daß ich, John Bretton, niemals wette oder spiele, wenn ich kein Geld bei mir führe."

„Der Herzog bezahlte mich einige Tage später, wird sich jedoch die Lektion, die ich ihm gab, gemerkt haben."

„Für einen Lehrling," nahm einer der Zu-

hörer das Wort, „haben Sie sich mit Glück aus der Affaire gezogen."

„Ich will Ihnen nun ein Stückchen aus meiner Gesellenzeit mittheilen."

„In London forderte mich ein Herzog, ich mag ihn nicht nennen, zum Spiel auf."

„Wir wählten das Piquet."

„Um 9 Uhr Abends setzten wir uns zum Tische und am andern Morgen hatte ich von dem jungen Lord mehr Geld gewonnen, als sein Vater während der ganzen Zeit seines General-Gouvernements in Indien zusammen gescharrt hatte."

„Nun noch eine Partie, Master John."

„Ich bin zu Diensten."

„Der Einsatz hunderttausend Pfund."

„Gut."

Wir spielen, er verlor natürlich wieder.

„Herr," sagte der Herzog, „ich habe mehr verspielt, als ich besitze, ich kann den Verlust nicht berichtigen. Ich werde Ihnen einen Intendanten senden, er soll Ihnen Alles, was ich besitze, überliefern."

„Mylord, Sie haben mir Ihre Ehre verpfändet und lösen sie ein; das freut mich, so handelt ein wirklicher Gentlemann; aber auch ich besitze Lebensart, ich will nicht, daß man mir nachrühme, ich hätte einen der gefeiertsten Namen des Oberhauses zum Bettler gemacht. Ich will mich für diese durchwachte Nacht auf eine eigenthümliche Weise bezahlt machen."

„Sprechen Sie, mein Herr, was beabsichtigen Sie zu thun?“

„Erlauben Sie mir einen Priester und einen Notar zu holen.“

„Wozu dies?“

„Sie werden mir vor dem Priester einen Eid ablegen, daß Sie nie mehr eine Karte berühren, denn Sie spielen höchst miserabel, und der Notar wird eine Urkunde ausstellen, in welcher Sie mir eine lebenslängliche Rente zusichern, willigen Sie darein, so verzichte ich auf den ganzen Gewinn dieser Nacht.“

Es versteht sich von selbst, daß er nach diesem Vorschlage mit beiden Händen griff.

„Und Sie beziehen seitdem wirklich jene Rente?“ fragte einer der Zuhörer.

„Mehrere Jahre habe ich sie bezogen, später fand ich mich mit dem Herzoge ab, ich stellte ihm die Verschreibung gegen eine gewisse Summe zurück, gab mich einer neuen Vorliebe für Staatspapiere hin und verlor Alles. Damals schwur ich, mein Glück nie mehr einem anderen Papiere als dem Kartenpapiere anzuvertrauen und es hat mir recht wohl bekommen. Beim Börsenspiel mischt die Diplomatie die Karte, am grünen Tische aber mische ich selbst, es ist also natürlich, daß ich meiner eigenen Geschicklichkeit mehr zutraue, wie der eines Fremden.

„Und waren Sie immmer so glücklich?“

„Hat Fortuna Ihnen nie den Rücken gekehrt?“

„Manchmal schien es, als wolle die launische Göttin mir untreu werden, aber sie machte ihren Fehler schnell

wieder gut. Einmal hatte ich mit einem Fürsten angebunden. Ich verlor mein Geld, meine Juwelen und meinen Wagen, damals fuhr ich nämlich mit Vieren. Ich besaß nur noch die Pferde, sie wurden gesetzt und ich verlor abermals."

„Nun, mein Herr, sagte ich, habe ich, nur noch eines, ich verlor die Pferde, was nützt mir das mit Silber besetzte Geschirr?"

„Ich glaubte, das Geschirr gehöre ohnedem schon mir? meinte mein Gegner."

„Um Vergebung, mein Herr, ich habe die Pferde eingesetzt, vom Geschirr war keine Rede."

„Wir spielten also weiter und zwei Stunden später befand ich mich wieder im Besitze meines ganzen Eigenthums."

„Da Sie vorhin von einer Lehrlings- und Gesellen-Zeit gesprochen haben, so war dies wohl Ihr Meisterstück?"

„O nein, mein Herr, ich muß Ihnen gestehen, daß ich mein Meisterstück noch gar nicht gemacht habe."

„Was Sie sagen!"

„In Ihrem Alter und noch kein Meisterstück!"

„Was würden Sie ein Meisterstück in Ihrer Kunst nennen?"

„Ein siegreicher Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner."

„Was nennen Sie ebenbürtig?"

„Ebenbürtig ist mir Derjenige, dem das Spiel nicht eine Leidenschaft, sondern ein Gewerbe ist, der sich mit kaltem Blute zum Tische stellt, so wie ein Kaufherr zum

Pulte, oder wie ein Astronom zum Fernrohr, der seine Berechnung und seinen Verstand schalten und walten läßt, dabei, das versteht sich von selbst, hohe Einsätze, schwindelnde Summen, das gäbe eine interessante Stunde, das wäre, wenn ich siegte, mein Meisterstück."

„Hoffen Sie, daß sich in Wien eine solche Gelegenheit ergeben wird?"

„John blickte verschmitzt nach der Thüre jenes Gemaches, wo Raily und Wasili spielten und murmelte;"

„Wer weiß, villeicht ergibt sich in Wien die lang gesuchte Gelegenheit; es wäre interessant, wenn ich meine Meisterschaft vom Kongresse zu Wien datiren könnte."

„Ein Geräusch wie das eines fallenden Stuhles im Spielzimmer nebenan machte den Kreis stutzen, man verfügte sich dahin."

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaiser von China in der Klemme.

In dem Kabinete, an dessen Schwelle die jungen Leute stehen geblieben waren, befanden sich Raily und Wasili; die übrigen Spieler hatten sich schon früher entfernt.

Auf den Tischen standen achtzackige Girandolen und hier und da lagen aufgeworfene Kartenspiele.

Dies war auch an jenem Platze der Fall, den die beiden Spieler eben verlassen hatten und wo der Seeofizier im

Aufbrausen des höchsten Unmuths seinen Stuhl zornig zur Erde warf, welches Geräusch die jungen Leute herangelockt hatte.

Wasili glühte, seine Augen rollten, sein Antlitz war in Schweiß gebadet, sein Aeußeres verrieth einen hohen Grad von Aufregung.

Er stand da, stützte seine krampfhaft beballte Rechte auf den Tisch und stierte Herrn Raily an, der ihm gegenüber eine jener ruhigen Stellungen annahm, die auf den ersten Anblick hin, wenn auch nicht einen Mann von Stahl, so doch das Herz von Eis verrathen.

Der Engländer blickte die Herren an der Schwelle ruhig an und sagte lächelnd:

„Sie hat wahrscheinlich der Fall des Sessels herbeigelockt, den Herr Graf Wasili ein wenig unsanft bei Seite warf, man thut in der Aufwallung Manches, was man zehn Minuten später bereut. Herr Wasili ist ein wenig heftig, braust leicht auf, eine echte Seemannsnatur."

„Was hat es gegeben? fragte Graf Marsan, sich dem Freunde theilnahmsvoll nähernd."

„Lassen Sie mich, murmelte Wasili, raffte sich auf und trat vor einen Spiegel, um seine derangirte Toilette ein wenig zu ordnen. Aber, als erschrecke er vor seinem eigenen Bilde, kehrte er dem Krystallglase schnell den Rücken, ergriff Marsans Hand, zog ihn mit sich in ein anliegendes Kabinet und sagte: Oh, mein Freund, warum gab ich Ihrer Warnung kein Gehör!"

„Sie haben verloren?"

„Viel, sehr viel, Alles!"

„Bah," sagte Herr Raily, der den Freunden gefolgt war und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, „sollte man nicht meinen, ich hätte von Ihnen wer weiß wie viel gewonnen? Ihr Unglück ist zu ertragen. Als nach dem Tode des Grafen Potocki die Kinder aus seiner ersten Ehe in den Besitz ihres Vermögens gesetzt wurden, studirten zwei von ihnen auf der Universität zu Leipzig. Der Aeltere — Graf Schesney — verspielte in drei Jahren an seinen Intendanten dreißig Millionen Gulden und sein Freund Fontenay mußte bald darauf 100 Louisdor borgen, um ihn in Aachen, wo er starb, anständig beerdigen zu lassen. Das nenne ich Unglück: was jedoch Sie betrifft, was haben Sie denn verloren? Nicht einmal ganze hunderttausend Rubel, es lohnt sich nicht der Mühe, wegen einer solchen Bagatelle ein Wort zu verlieren."

Jetzt ergiff Graf Marsan in einem ernstlichen Tone die Rede und sagte:

„Die Größe eines Verlustes muß verhältnißmäßig zu dem Besitz erwogen werden: wer nur hundert Gulden im Vermögen hat und fünfzig davon verliert, erleidet einen größeren Verlust, als derjenige, der eine Million besitzt und hunderttausend verliert."

Schön gesprochen, aber nicht unbedingt wahr," entgegnete der Engländer, denn man könnte in diesem Falle auch sagen, die Größe des Verlustes hänge von dem Temperamente und dem Charakter des Verlierenden ab; je leichtsinniger der Mensch, desto weniger beachtet er das Geld, desto unbedeutender ist also sein Verlust."

Zu Wasili gewendet: „Sie haben den Gardefähnrich

in Moskau rächen wollen und haben Niemanden als sich selbst geschadet, thut mir leid, die Sache wird Aufsehen erregen und, meiner Treu, das Einzige, was ich dabei bedauere, ist die Gefahr, der Sie ausgesetzt sind, wenn Ihr Czar von der Geschichte Kenntniß erhält. Ihre ganze Karriere steht auf dem Spiele. Alexander hat eine entschiedene Abneigung gegen alle Spiele und Spieler. Der junge Graf Z..., der vor einigen Tagen an einen Beflissenen der Diplomatie zwei Millionen verlor, ist vollkommen in Ungnade gefallen. Der Graf schlug sich mit seinem Gegner, das heißt mit dem, der ihm das Geld abgewann, und verwundete ihn. Es erfolgte ein Vergleich; Alexander aber bleibt unerbitterlich, trotzdem daß der Vater des Grafen einst der Mutter des Kaisers sehr ersprießliche Dienste leistete. Wie gesagt, ich bedauere Ihre Zukunft, obwohl ich Alexanders Abneigung gegen das Spiel nicht gerechtfertigt finde; wir sind hier Zeugen vieler Reklamationen von Thronen, die ebenfalls bei einem unglücklichen Spiele verloren wurden. Kriegsspiel oder Kartenspiel, gleichviel, Spiel bleibt Spiel; hier wie dort lenkt das Talent und entscheiden das Glück und der Zufall. Am grünen Tisch spielt man ums Geld, im Kriege um Staaten, um Menschen. Wenn dieser oder jener Monarch ein Land mit so viel Millionen Einwohnern gewinnt, warum soll ich nicht einige tausend Rubel gewinnen?"

Wasili blickte den Engländer düster an und erwiederte:

„Mein Herr, ich habe mit Ihnen gespielt, ich werde alle Folgen dieses Spieles zu tragen wissen, so wie den

Verlust, den ich erlitten. Ich bedarf Ihres Mitleides, Ihrer Beileidsbezeugung nicht, obwohl ich gestehen muß, daß ich ruinirt bin, ruinirt für mein ganzes Leben."

Raily zuckte die Achseln und sagte sarkastisch:

„Ich würde Sie bedauern, aber Sie verbaten sichs, daher bleibt mir nichts übrig als zu schweigen."

„Ums Himmelswillen," rief jetzt Graf Marsan, „nur keine Bitterkeiten, damit dem Unheil durch ein Duell nicht noch die Krone aufgesetzt werde. Unsere Pflicht ist es, ein Mittel zu finden, um die bösen Folgen dieses Abends zu verhindern. Wasili, ich bitte Sie, zu bedenken, daß nebst dem Verluste des Geldes, nebst der Zerstörung Ihrer Karriere auch noch jenes Glück auf dem Spiele steht, welches Ihnen im äußersten Falle alles Andere zu ersetzen im Stande wäre. Vergessen Sie Helene und die strengen Grundsätze des Grafen nicht."

„Sie haben recht," murmelte er, ich bin in Gefahr, auch die Achtung Jener zu verlieren, in deren Freundschaft mein Glück ruht, oh, in welch' eine verzweiflungsvolle Situation habe ich mich versetzt! Aber was soll ich beginnen, was kann geschehen?"

„Herr von Raily," drängte Marsan, „ich bitte Sie, schaffen Sie Rath."

Der Engländer besann sich eine Weile und erwiederte dann:

„Hören Sie mich an, meine Herren, außer Ihnen und mir weiß noch Niemand, was vorgefallen ist. Die jungen Herren außen wissen wohl, daß hier eine Spielscene statt fand, allein sie wissen nicht, ob es sich um eine

Ehrensache oder um großartige Verluste handle? Wenn wir nun aus dem Kabinete treten und sagen, der entstandene Streit zwischen mir und Grafen Wasili sei friedlich geschlichtet; so werden jene Herren keinen Grund haben, eine Nachricht zu verbreiten, die Ihnen, Graf Arthur nachtheilig sein könnte, es wird heißen, wir hätten einen Ehrenhandel gehabt und Niemand wird daran Anstoß nehmen. Damit jedoch ein Derangement Ihrer materiellen Verhältnisse keinen Verdacht wecke, der dann mit dem heutigen Abende in Verbindung gebracht, die Wahrheit leicht erkennen ließe, so ist es nothwendig, daß Sie für Ihre Verluste einen schnellen Ersatz finden, ohne jedoch die Hilfe von Bekannten oder Landsleuten in Anspruch zu nehmen, was am ehesten zu verrathen im Stande wäre. In dieser Beziehung will ich Ihnen nun auf eine höchst uneigennützige Weise zü Hilfe kommen."

Marsan und Wasili horchten hoch auf.

Raily fuhr fort:

„Ich verpflichte mich, über die Scene des heutigen Abends das tiefste Schweigen zu beobachten, ich bin ferner bereit, die heute Abends von Ihnen gewonnene Summe augenblicklich zurück zu erstatten, wenn Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen."

„Wasili blickte den Engländer betroffen an."

„Was muß das für ein Dienst sein, sagte er mißtrauisch, der eine so hohe Summe aufzuwiegen im Stande ist?"

„Was ich verlange, wiegt in Ihren Augen wenig, in meinen viel."

„Sie muthen mir vielleicht eine That zu....."

„Oh, oh, unterbrach ihn Raily lachend, was ficht Sie an, lieber Graf, sehe ich aus wie Jemand, auf dessen Rechnung Verbrechen begangen worden?“

„Nun also, was fordern Sie?“

„Raily zu Marsan: Erlauben Sie, daß ich mit dem Grafen bei Seite einige Worte spreche?“

„Ich bitte, sich nicht zu geniren, lautete die Antwort.“

Der Engländer zog den Seeoffizier an einen abseitigen Tisch und flüsterte ihm zu:

„Ziehen Sie Ihr Portefeuille heraus.“

„Wasili that dies.“

„Oeffnen Sie es.“

Es geschah.

„Ich sehe in dem Portfeuille eine Karte.“

„Ja, es ist eine Karte, die mich berechtiget, die Feste beim Fürsten Rasumowsky zu besuchen.“

„Gut denn, hören Sie mich an Sie erhalten Ihren ganzen Verlust zurück, wenn Sie sich augenblicklich entschließen, diese Karte mir zu geben.“

„Mein Herr!“

„Ich gelobe Ihnen bei meiner Ehre, von dieser Karte nur ein einziges Mal Gebrauch zu machen, und Sie in keiner Weise zu kompromittiren!“

„Wasili von seiner gefährlichen Lage gedrängt, hatte keine Muße zu erwägen, der Augenblick drängte, Raily stand vor ihm und harrte der Antwort.“

Was sollte er thun?

Es stand so viel auf dem Spiele und er konnte durch Bereitwilligkeit alles Uebel vermeiden!

„Nehmen Sie, sagte er sich endlich entschließend, ich baue auf Ihr Wort."

„Und auf meine Ehre!"

„Raily nahm die Karte, der Seeoffizier erhielt die verlorne Summe zurück, Marsan gelobte Schweigen und der Vorfall wurde mit dem Schleier einer Ehrensache verdeckt, die in Güte beigelegt war."

„Der Kaiser von China verließ trübselig das Hotel Rosenberg."

„Der Kukuck hole diese dritte Allianz, murmelte er, aber es ist wahr, wenn einem Russen ein Unglück begegnen soll, so kommt ihm jeder Zeit ein Engländer in den Weg, geschieht mir Recht, warum habe ich mich mit ihm eingelassen, ich hätte es längst wissen sollen. Ich will mirs zur Warnung dienen lassen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Trennung.

Der Mensch macht selten ungestraft einen Schritt aus seinem Geleise.

Das sollten auch die Zwillinge erfahren.

Mit dem Eintritte in den Salon war auch der idyllische Zustand ihres Künstlerlebens verschwunden, sie waren

nicht mehr die bescheidenen, unbeachteten Spielleute von Hollabrunn, nicht mehr die von rohen Huldigungen belästigten Pratermusikanten, sie dünkten sich die bewunderten Talente eines Salons.

Die jungen, unerfahrenen Herzen hatten den Beifall und die Aufmerksamkeit, die vielleicht mehr ihrer Persönlichkeit, als ihrer Kunst galten, für bare Münze genommen, und überließen sich der Wonne, welche sie zu berauschen drohte.

„Siehst Du, meine theure Schwester, sagte Josef, wie gut es war, daß wir den Antrag annahmen."

„Du hast Recht, lieber Bruder."

„Es ist doch angenehmer, vor solchen Herrschaften zu spielen."

„Natürlich! Wie vornehm, wie kostbar ist da Alles!"

„Die freundlichen Damen."

„Und die Herren!"

„Der junge Graf machte mir Vorwürfe, daß wir seine Einladung ausschlugen."

„Daran bist Du Schuld."

„Ach, ich hatte so große Furcht."

„Du hast Dich von der Wirthin bereden lassen, sie hat Dir ein Gespenst vorgemalt."

„Es scheint wirklich so, erwiederte die Jungfrau eifrig, der Graf ist kein böser Mensch, er ist artig und manierlich."

„Wir sind bereits von einer Lady eingeladen, eine Produktion wird der andern folgen."

„Und wir werden gar nicht mehr nöthig haben, in Gasthäusern zu spielen."

„Haben wir es einmal dahin gebracht, Schwesterchen, dann....“

„Was meinst Du wohl, Josef, unterbrach das Mädchen den Bruder, werden wir den jungen Grafen auch bei der englischen Dame treffen?“

„Wer weiß dieß? Vielleicht! Wünschest Du es?“

„Warum nicht? Der Graf ist einer unserer Bekannten, und einen solchen in fremder Gesellschaft wieder zu finden, kann nur angenehm sein.“

Josef war zu sehr mit sich beschäftiget, um die Aeußerung der Schwester näher zu beachten, er würde sonst leicht das Interesse gemerkt haben, welches sie an Marsan zu nehmen begann.

Die Mühe, die sich der junge Cavalier ihretwegen gab, schmeichelte dem Mädchen, weckte die Eitelkeit des Weibes und erregte somit das erste Wohlgefallen, jenen zarten Keim, aus dem später Neigung und dann die Liebe zu sprossen pflegt.

Josefine beschäftigte sich jetzt viel mit dem Grafen, freilich nur in Gedanken, aber man weiß, daß dies leichte Eindrücke tiefer in die Seele führt.

Ist eine Frau mit dem Bilde eines Mannes in Gedanken vertraut geworden, dann fühlt sie sich in seiner Gegenwart auch nicht mehr fremd.

Wir finden also die Geschwister von neuen Träumen umwogt, von neuen Hoffnungen belebt, von bisher ungekannten Gefühlen beseelt.

Beide verlangten nach den vornehmen Krei sen, Josef, weil er dort eine größere Anerkennung, Josefine, weil sie

den jungen Grafen zu treffen hoffte, verschiedene Gründe drängten Beide nach Einem Ziele, ohne daß sie selbst sie näher zu bezeichnen wußten.

Aber nicht nur ihr Inneres, sondern auch ihr Aeußeres sollte eine Aenderung erfahren.

Die einfachen Gewänder wurden bei Seite gelegt und neue gekauft, die der Mode des Tages huldigten.

Die Kinder dachten nicht daran, daß sie mit ihrer nationalen Hülle auch ihre ganze Originalität abstreiften, daß die französischen Kleider mit ihren Instrumenten und ihren einfachen Produktionen ganz und gar nicht harmonirten, und daß die Wirkung ihres Spieles zum größten Theile von der Einfachheit ihrer Erscheinung abhing.

Vor dem Spiegel da war es freilich ganz anders, der hübsche Jüngling gefiel sich in dem schwarzen Anzuge und das Mädchen glaubte sich in dem blauen Kleide nur noch reizender auszunehmen.

Der Landwehrmann und seine Gattin gewahrten zu ihrem großen Aergernisse, was mit den Kindern vorging; Herr Sinzinger schob eine Prise um die andere in die Nase, seine Stirnnarbe wurde dunkelroth und Frau Rosl schoß grimmige Blicke und hatte Mühe, ihren Aerger zu unterdrücken, um nicht im ersten Momente los zu platzen.

Sie merkte, wie die Kinder ihrem Einflusse zu entgleiten anfingen und hatte das Gefühl eines Musikers, der eine schwache Saite seines Instrumentes, für die er im Momente keinen Ersatz hat, nicht zu rasch spannen will, weil er ihr Zerspringen fürchtet.

Die traurigen Wahrnehmungen ganz zu ignoriren,

hieß jedoch von der Dame mehr verlangen, als sie zu leisten im Stande war, sie ließ also durch ihren Gatten eine kleine Rekognoszirung vornehmem, um zu erfahren, wie viel des früher inne gehabten Terrains bereits verloren gegangen sei, und was die Geschwister eigentlich vorhatten?

Herr Sinzinger brachte, zu seinem Lobe sei es erwähnt, die zu dieser Operation nöthige Ruhe und Umsicht mit.

Er begann ein wenig von ferne auszuholen, indem er die neuen Gewänder der junge Leute betrachtete und sein Wohlgefallen aussprach, was dem Paare nicht wenig schmeichelte.

„Sie meinen also,“ fragte Josef, „daß die netten Kleider uns zieren werden?“

„Ohne Zweifel, Kleider machen Leute.“

„Wir haben damit den ersten Gebrauch von unserem Wiener Verdienst gemacht.“

„Sie haben wohl von dem Engländer auch ein hübsches Sümmchen erhalten?“

„So viel beiläufig, als wir bei Ihnen an zwei Abenden einnahmen.“

Ein gedehntes „So?“ des Landwehrmannes war die Antwort, darauf setzte er hinzu:

„Die vornehmen Leute werfen ihr Geld auch nicht zum Fenster hinaus; wer kennt alle Hintergedanken?“

Josefine merkte wohin dies ziele, und erwiederte rasch:

„Was dies anbelangt, so fehlt es wohl nirgends daran, in der Schenke wie im Salon.“

Herr Sinzinger nahm eine Priese, räusperte sich und versetzte:

„Ich will nicht hoffen, liebe Mamsell, daß Sie sich über mich oder meine Wirthschaft zu beklagen haben?“

„Bewahre,“ entgegnete Josef statt der Schwester, „Sie sind ein Ehrenmann, und Ihre Gattin eine brave Frau. Wir haben bei Ihnen und Sie durch uns Geld verdient; da aber jeder Mensch sich bestrebt, wenn es möglich ist, sein Loos zu verbessern, so —“

„Du lieber Gott,“ platzte Herr Sinzinger ängstlich heraus, „Ihr werdet doch Euere Produktionen bei mir nicht gänzlich einstellen?“

„Wir sind dazu gezwungen, Sie werden leicht begreifen, daß eine Vereinigung zweier so weit von einander verschiedener Lokalitäten nicht angeht.“

„Dies kann nicht Ihr Ernst sein?“

„Es ist unser fester Entschluß.“

Der Landwehrmann fand fast keine Worte, so sehr verblüffte ihn die Hiobsnachricht.

Endlich murmelte er: „Das muß ich meiner Gattin mittheilen!“ und verließ die Stube.

Die Stabsrosl wurde noch mehr betroffen, als Herr Sinzinger und begab sich eiligst zu den Geschwistern.

Anfangs an sich haltend, suchte sie die Kinder in Güte zu überreden; als dieß jedoch nichts fruchtete, machte sie Miene, nach und nach schwereres Geschütz aufzuführen, ihr Ton wurde immer gereizter und immer heftiger, die Zwillinge setzten ihr jedoch Sanftmuth und Geduld entgegen, und benahmen ihr damit jede Gelegenheit aus-

zuarten. Sie blieben bei ihrem Entschlusse stehen und behaupteten, Niemand habe das Recht, ihnen in ihrem Glücke hinderlich zu sein.

„Sie glauben also in den Salons Ihr Glück zu finden?“

„Wir hoffen es.“

„In Gottes Namen, wir wollen die Zeit abwarten; da Sie also von nun an in den Salons spielen werden, so müssen Sie natürlich auch in einem Salon wohnen; da aber in meinem Hause kein Salon anzutreffen ist, so“ —

„Ich verstehe, Sie kündigen uns die Wohnung.“

„Freut mich, daß Sie mich begreifen.“

„Auch recht, wir werden wohl für Geld und gute Worte ein Quartier bekommen.“

„Daran ist nicht zu zweifeln; heute wird es Sie keine Mühe kosten eine Unterkunft zu finden, was aber damals, als Sie müde, matt, bestaubt und unbekannt in Wien anlangten, ein wenig schwieriger gewesen wäre.“

Nachdem sie diesen letzten Stein in den Hof des Gegners geschleudert, entfernte sie sich, um auch Herrn Balthasar Kern einen Besuch abzustatten und auch ihn ihre Ungnade fühlen zu lassen.

Der Vogel-Pädagog erhielt nun ebenfalls die Kündigung, weil er seinem Versprechen, die Kinder dem Landwehrmanne zu erhalten, nicht nachgekommen war.

„Es thut mir leid, antwortete er sanft, Ihr Haus im nächsten Quartal verlassen zu müssen, nicht meinetsondern meiner Vögel willen; da Sie es indessen wünschen, so sei es, ich werde mit dem Baron Pereira sprechen.“

Die Stabsrosl brach in ein Hohngelächter aus; jetzt hatte sie keinen Grund mehr, den Sonderling zu schonen.

„Ich bitt' Sie,“ rief sie, „machen Sie sich nicht noch mehr lächerlich, Sie kommen nicht einmal mit dem herrschaftlichen Bedientenvolk, weit weniger mit den Herrschaften selbst zusammen.“

Die Augen Balthasars sprühten Feuer und Flammen; er besann sich einen Moment lang, was er beginnen solle, dann ergriff er die wohlbeleibte Hausfrau am Arme und rief aufgebracht:

„Madame, in meiner Wohnung bin ich der Herr, und ich sage Ihnen ganz kurz, ich verkehre nicht mit Leuten, die in den Narrenthurm gehören, wenn sie auch Hauseigenthümer sind.“

Hierauf schob er die Dame rasch in die Küche hinaus und schloß die Zimmerthür hinter ihr.

Die Landwehristin schrie und schimpfte, was aber Herrn Balthasar wenig berührte.

Nachdem sich das Wetter hinab in die erste Etage gezogen hatte, begab sich der Pädagog zu den Geschwistern.

„Sie hat uns gekündigt,“ sagte er melancholisch, „aber das macht nichts, ich werde für Sie schon eine Unterkunft finden, und was mich betrifft, so habe ich Zeit; vielleicht gelingt es mir bis zur Ausziehfrist beim Fürsten Trautmannsdorf oder sonst wo ein Logis zu finden.“

„Was sollen wir nun beginnen?“ fragte Josefine besorgt.

„Ich werde mich gleich auf den Weg machen,“ antwortete Kern, „ehe zwei Stunden verfließen, sollen Sie untergebracht sein.“

Herr Balthasar hielt den Zwillingen pünktlicher Wort als die Landwehrwirthin; er kehrte schon nach einer Stunde zurück und meldete, daß er bei einer Bekannten in einem anständigen Privathause ein hübsch möblirtes Zimmer gemiethet habe, welches die Geschwister sogleich beziehen konnten.

„Wo befindet sich das Logis?“ fragte Josef.

„Am Josefstädter Glacis.“

„Das ist hübsch weit!“

„Ein wenig, aber die Aussicht ist hübsch.“

„Die Familie ist wohl anständig?“

„Das will ich meinen. Die Zimmerfrau ist eine bejahrte Dame, die Witwe eines Oberlieutenants, die mit ihrer einzigen Tochter von einer mäßigen Pension lebt; o, sie ist eine sehr brave Frau, ich habe ihr bereits zwei Vögel abgerichtet.“

„Wann sollen wir hinüber ziehen?“

„Ich denke, es wäre, um alle Reibungen mit Frau Rosa zu vermeiden, am besten, Sie thäten es gleich.“

Die Geschwister waren hiermit einverstanden; Herr Kern besorgte einen Mann, der die wenigen Habseligkeiten der jungen Musiker nach der neuen Wohnung zu spediren versprach. Dann gingen sie hinab zu Herrn Sinzinger, um von ihm Abschied zu nehmen.

Das Landwehrpaar erschrack, man erkannte leicht, daß Ihnen der rasche Entschluß der Geschwister unerwartet kam.

„Sie beeilen sich sehr, mein Haus zu verlassen."

„Wir leisteten nur der Kündigung der Frau Wirthin Folge."

„Es hatte deßhalb keine Eile," murmelte die Stabsrosl bissig, „aber man sieht, es gefällt Ihnen in unserem Hause nicht mehr, wir sind Ihnen bereits zu gering geworden."

„Ich bitte, Madame, Ihre Schuld nicht uns aufzubürden," sagte Josef; „unsere Absicht war es nie, uns ganz von Ihnen zu trennen, Sie allein führten herbei, was jetzt geschieht. Wir sind jung und angewiesen, vorvorwärts zu streben und uns zu vervollkommnen; das können wir aber nur dann, wenn wir Bekanntschaften suchen, die uns Gelegenheit dazu bieten; diese hoffen wir zu finden."

„In Gottes Namen, versetzte die Wirthin mit schlecht verhehltem Ingrimm, gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt, wir werden auch ohne Sie bestehen, so Gott will, werden unsere Gäste sich einfinden, wenn auch Sie nicht musiziren. Ich habe das Neuner Jahr überlebt und hoffe auch das Vierzehner, Fünfzehner und noch einige Folgende zu überdauern."

„Dies wünschen wir Ihnen mit aufrichtigem Herzen, antwortete ihr Josefine, und sich zu Sinzinger wendend: Leben Sie wohl, Herr Wirth, wir danken Ihnen herzlich für alles Gute, das Sie uns angeheihen ließen; denken Sie,

wenn es Ihnen gut geht, an die deutsch-böhmischen Zwillinge."

„Und Sie an den Landwehrmann! erwiederte Herr Sinzinger gutmüthig und die Geschwister machten sich auf den Weg."

„Draußen wartete schon Herr Kern und der Mann mit dem Gepäcke; man trat also den Weg gegen das Josefstädter Glacis an."

„Die jungen Leute waren etwas kleinlaut und Herr Balthasar bemühte sich, den Eindruck der Trennung wegzuplaudern, was ihm auch zum Theil gelang."

„Sehen Sie dort das Haus mit den zwei Stockwerken?"

„Ja!"

„Dort ist Ihr neues Logis."

„In welcher Etage?"

„In der zweiten."

„Wie viele Parteien wohnen in jenem Stockwerk?"

„Blos zwei, Ihre Stube hat die Aussicht aufs Glacis."

„Ah, Herr Kern, wer ist das hübsche brünette Mädchen, welches unten am Thore steht?"

„Fräulein Pauline, die Tochter Ihrer Zimmerfrau."

Man langte am Eingange an.

Balthasar stellte die jungen Leute einander vor.

Pauline wurde verlegen und erröthete, als Josef sein Auge einige Augenblicke auf ihr ruhen ließ, sie stotterte dann einige Worte, die den jungen Menschen voran zu gehen baten.

„Die Geschwister stiegen die Treppen hinan, Pauline und Balthasar folgten.“

In der zweiten Etage angelangt, zeigte sich rechts und links eine Thüre. — Josef wollte sich nach der ersteren wenden, als er die wohlklingende Stimme des Fräuleins vernahm, welche hinter ihm rief:

„Ich bitte, mein Herr, sich links zu halten, die Thüre rechts führt zur Wohnung unseres Nachbars, des Herrn van Beethoven!“

Sechzehntes Kapitel.

Auf der neuen Bahn.

Mit dem Austritte aus dem Hause des Landwehrmannes verließen die „deutschböhmischen Zwillinge“ den Schauplatz und die „Geschwister Feilhart“ nahmen ihre Stelle ein.

Die jungen Leute traten nun ganz aus dem bisherigen Lebenskreise heraus und wählten einen neuen Pfad.

Es war ihnen, als wehe sie hier eine andere Luft an. Und dem war auch so!

Schon der Wohnungsunterschied machte sich ihnen vortheilhaft bemerklich. Bisher an die Logis in Fremdenhäusern angewiesen, selbst der Aufenthalt beim Landwehr-

manne trug viel vom Einkehrhause an sich, befanden sie sich auf einmal in einer stillen behaglichen Privatwohnung, im Verkehr mit einer gebildeten, schlichten Frau und ihrer Tochter, deren Benehmen fein, artig, sittsam, ihnen um so angenehmer war, da sie dergleichen selten antrafen und noch seltener damit in Berührung kamen.

Die jungen Künstler hatten ungefähr das Gefühl eines Menschen, der lange auf einem geräuschvollen öffentlichen Markte geweilt und den dann ein ruhiges bürgerliches Asyl friedlich anlächelt und so sehr anheimelt, daß er es gar nie mehr zu verlassen wünscht.

Frau Agnes Bergmann, so hieß die ehrsame Zimmerfrau, hatte den Kindern ein hübsch möblirtes Kabinet übergeben, wo sich eine große Reinlichkeit und Einfachheit bemerkbar machte.

Die Matrone näherte sich den Geschwistern mit mütterlichem Wohlwollen, denn das günstige Zeugniß des Herrn Balthasar nahm sie im Voraus für sie ein.

Die beiden Mädchen kamen sich zutraulich entgegen, und Josefine brachte den größten Theil ihrer Zeit bei Pauline zu, die ein eigenes Kabinet bewohnte. Schon am zweiten Abende wurde Josefinens Lager hieher übersiedelt, so daß die beiden Mädchen beisammen wohnten und Josef sein Kabinet allein inne hatte.

In den ersten Tagen ihres neuen Aufenthaltes dachten die Kinder gar nicht daran, das Haus zu verlassen, sie waren mit ihrer Einrichtung beschäftigt und der Tag verstrich eben so schnell wie der Abend, den die vier Per-

sonen gemeinschaftlich zubrachten, indem die Geschwister musicirten und Pauline zur Abwechslung vorlas.

Schon am zweiten Abende störte ein Zwischenfall die Unterhaltung.

Die kleine Gesellschaft befand sich in Paulienens Kabinet, es dämmerte eben und verbreitete jenes vertrauliche Zwielicht, wo es sich am warmen Ofen so traulich sitzt und plaudert.

Das war auch hier der Fall und Josef schilderte gerade den Beginn seiner Künstlerfahrt, als nebenan die Töne einer Violine sich hören ließen.

Der Jüngling hielt an — man horchte.

Das Violinspiel währte fort, aber welch ein Gräuel für die Zuhörer, besonders für die Musiker, die Saiten des Instrumentes waren völlig verstimmt und distonirten auf eine erschreckliche Weise.

Das schien aber den Musicirenden nicht zu beirren, er spielte eifrig fort, und so viel ließ das verstimmte Instrument erkennen, er ergoß sich in eine jener regellosen wilden Fantasien, aus deren Tonchaos sich nach und nach die Lichtwelle der Harmonie heraussondern sollte, was aber natürlich bei dieser Verstimmung nicht möglich war.

„Ach Gott," lispelte der Jüngling, „was ist das für ein peinliches Spiel?"

„Es ist unser Nachbar, Herr von Beethoven."

„Wie, der Meister im Reiche der Harmonie kann es aushalten, auf einer so verstimmten Violine zu spielen?"

„Ach, der Arme, er spielt und hört nicht, was er spielt. Bei ihm ist nur mehr der innere Sinn thätig;

jene Töne die unser Ohr zerfleischen, erscheinen seinem Geiste rein und harmonisch, der große Meister ist seit mehreren Jahren ganz taub, sein Ohr ist dem Tonreich verschlossen, jenem Reiche, zu dessen Herrscher sein Genie ihn wie keinen andern erkor."

„Ach, welch' ein Unglück!"

„Ja, meine Kinder, ein Unglück ist's für ihn und für die Kunst, denn jener Sinnesmangel ist ein Bleigewicht, das an seinem Leben zehrt, seinen Geist niederdrückt und ihn mit sich und der Welt zerfallen macht."

„Er spielt noch immer!"

„Dies Fantasiren auf verstimmter Violine ist lästig und furchtbar peinlich, wir dulden es, ohne uns zu beschweren, denn sonst erhielte der Meister wieder die Wohnung gekündigt, so wie es bereits in einigen Quartieren der Fall war."

Nach ungefähr zwanzig Minuten nahm das Spiel ein Ende.

Man hörte hastige Schritte.

„Ah, jetzt kleidet er sich an."

„Ich höre die Thüre gehen."

„Ganz recht, um diese Zeit verläßt er gewöhnlich die Wohnung, um einige Stunden im „Blumenstock" zuzubringen, so heißt nämlich ein Gasthaus im Ballgäßchen, wo er sich öfters einfindet."

Das Dienstmädchen brachte Kerzen und meldete Herrn Kern, der natürlich gleichangenommen wurde.

„Was bringen Sie uns, Papa Balthasar?" fragte Josefine munter.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, meine Lieben."

„Thun Sie das in Gegenwart von Madame, wir haben keine Geheimnisse."

„Graf Marsan war bei mir."

Josefine erröthete.

„Er drang in mich, ihm Ihre jetzige Wohnung anzugeben."

„Und Sie?"

„Ich weigerte mich, es zu thun, bevor ich Ihre Erlaubniß dazu eingeholt."

„Wer ist dieser Graf Marsan," fragte die Matrone.

Josef theilte ihr mit, was er wußte.

„In diesem Falle rathe ich Ihnen, liebes Kind, dem jungen Herrn aus dem Wege zu gehen und von ihm keine Besuche anzunehmen. Der gute Leumund eines Mädchens ist leicht getrübt und es ist schwer, ihm den früheren Glanz zu verschaffen."

Der Pädagog stimmte dieser Ansicht bei und bemerkte:

„Es ist derselbe Fall wie bei einem Vogel; sobald er einmal aus einer Melodie heraus ist, bringen alle Orgeln der Welt sie nicht mehr in sein Köpfchen hinein; ich werde also dem Herrn Grafen rundweg erklären, daß er Sie nicht belästigen möge."

„Belästigen," entgegnete Josefine rasch, „wählen Sie ein anderes Wort, ich habe keine Ursache, ihn zu beleidigen. Sagen Sie ihm, ich wünsche er möge mich in meiner Einsamkeit ungestört lassen."

„Gut, ich will mich dieses Ausdruckes bedienen. Auch wegen der Lady Wilson wünsche ich mit Ihnen zu sprechen.“

„Nun, was ist's mit dieser Dame?“

„Ich denke, es wäre an der Zeit, ihrer Einladung Folge zu leisten.“

„Wir sind bereit.“

„Ich will Sie also morgen abholen.“

„Wo wohnt die Lady?“

„Auf dem Kohlmarkt.“

„Um welche Stunde werden Sie kommen?“

„Um zwölf Uhr.“

„Wir werden bereit sein.“

„Noch Eins,“ sagte der unerschöpfliche Pädagog und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche.

„Was haben Sie da?“

„Es ist der „österreichische Beobachter“ von gestern, nämlich vom 18. November.“

„Was sollen wir damit?“

„Lesen Sie gefälligst diese Anzeige.“

Josef las;

„Herr Ludwig van Beethoven wird künftigen Dienstag den 22. dieses Monats um Mittagszeit im kais. königl. Redoutensaale eine große musikalische Akademie zu seinem Vortheile geben. Sie besteht erstens aus einer ganz neu komponirten Cantate über ein vom Herrn Professor Weißenbach verfaßtes Gedicht; zweitens aus der musikalischen Komposition auf Wellingtons Sieg

bei Victoria und drittens aus einer neuen Symphonie."

„Unser Herr Nachbar gibt also eine Akademie?"

„Welche auch Sie besuchen müssen."

„Haben Sie auch die Auslagen bedacht?"

„Man darf keine Ausgaben scheuen, wenn es gilt, etwas zu lernen. Uebrigens bin ich mit Herrn Tadè Weigl, Kunsthändler auf dem Graben, wo Karten und Sitze zu bekommen sind, sehr gut bekannt, ich habe einmal für ihn eine Droßel unterrichtet, welche die Ochsenmenuette herabdorgelte, daß man darnach hätte tanzen können; er wird uns Allen unter die Arme greifen."

Die Uebrigen lachten.

„Sie wollen also Herrn von Beethoven um fünf Plätze verkürzen?"

„Wenn Alle so dächten wie Sie, Herr Kern, so würde die Einnahme ihm keinen besonderen Vortheil bingen."

„Der Redoutensaal ist groß genug," schmunzelte der Pädagog, „jetzt aber muß ich fort."

„Warum so eilig?"

„Ei, ich habe noch einen Gang in die Stadt zum Kaufmann Reich; ich muß mir dort einen Vogel abholen, den er zu mir in die Lehre gibt; dergleichen geschieht aber am besten in der Nacht, wo es in den Straßen ruhig ist, damit der Vogel nicht zu sehr allamirt wird. Der Kaufmann Reich ist ein sehr berühmter Mann, und zwar noch aus dem Neuner Jahre, wo er den Bonaparte in einen gar gewaltigen Schrecken versetzte.

„Der Kaiser wohnte in Schönbrunn und hatte anbefohlen, daß sich stets einige Ordonnanzoffiziere des Bürgermilitärs in seiner Nähe befinden sollen."

„Eines Tages traf die Ehre den Kaufmann Reich, den man in ganz Wien nicht anders als „schöner Reich" nannte."

„Der Bonaparte ritt eben von Wien nach Schönbrunn mit einer großen Suite von Marschällen, Ordonnanzoffizieren, darunter der schöne Reich."

„Vor der Linie draußen staubte es aber so fürchterlich, daß dem Bonaparte, der im Galopp ritt, der aufgewirbelte Staub lästig wurde, und er der Suite zurückzubleiben winkte."

„Das geschah denn auch; aber der Mensch denkt und das Pferd lenkt; der schöne Reich saß auf einen hartmauligen Gaul, der sich der bonapartistischen Zurücksetzung nicht fügen wollte und sich's in den Kopf setzte, dem Franzosenkaiser zur Seite zu bleiben."

„Der bürgerliche Renner nimmt daher auf einmal Reißaus, schießt über alle Marschälle Frankreichs hinaus und stürzt gerade auf Napoleon zu."

„Der Kaiser parirt glücklich seinen Schimmel, sieht den bewaffneten Bürger erschrocken, mißtrauisch und grimmig an und der schöne Reich muß stante pede nach Wien zurückreiten; seit damals hat er den Spitznamen „der Napoleonschrecker" erhalten, und als die Franzosen fort waren und die Unserigen wieder in Wien einzogen, hieß es eine Weile, der schöne Reich werde für seinen kühnen Ritt irgend eine Auszeichnung erhalten, aber die Angelegenheit scheint ein-

gefroren zu sein, und da man jetzt keine Napoleonschrecker mehr nöthig hat, so wird sie wahrscheinlich auch gar nimmer aufthauen. So! jetzt geh' ich. Ich wünsche allerseits eine ruhsame Nacht."

„Gute Nacht, Herr Kern!"

Siebzehntes Kapitel.

Der Herr Nachbar.

Der Morgen ist herangebrochen, des Tages Licht kämpft aber noch mit der schwindenden Dunkelheit.

Zwei Kerzen erleuchten eine geräumige Stube.

Der Bewohner derselben hat eben, es ist die sechste Frühstunde, das Lager verlassen und sitzt bereits an einem Pulte und arbeitet.

Blicken wir um uns, die Einrichtung ist bürgerlich, hübsch, aber nicht kostbar, ein Fortepiano, auf dem eine Violine und eine Viola liegen, ist ohne Zweifel das theuerste Stück des ganzen Ameublements.

Da der Lichtkreis der Kerze zu klein ist, so können wir einige Gemälde an der Wand nicht genau wahrnehmen; dem Schreiber gegenüber auf dem Pulte steht ein Rahmen, in dem sich ein Papier mit neun Zeilen deutscher Schrift befindet.

Die Züge dieser Schrift sind charakteristisch.

Die Zeilen lauten:

„Ich bin, was da ist"

„Ich bin Alles, was ist, was
war, und was sein wird.
Kein Sterblicher Mensch
hat meinen Schleier aufgehoben.“
„Er ist einzig von ihm selbst
und diesem Einzigen sind
alle Dinge ihr Dasein schuldig.“

Die Zeilen enthalten zwei Sätze im Sinne jener Inschriften, wie sie an den egyptischen Tempeln gefunden werden, und wenn man der Angabe ihres Besitzers glauben darf, so rühren sie in der That von einem Isistempel her, er nahm sich die Mühe, sie abzuschreiben und hatte sie nun eingerahmt vor sich auf dem Schreibepulte stehen, denn er hielt diese Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion.

Wohin das Auge sich von hier auch wendet, es trifft auf Unordnung, die Stube ist noch nicht aufgeräumt, Bücher und Manuskripte sind hier und dort ordnungslos aufgeschichtet, der Arbeiter sitzt zwischen Stößen von Papier, hat einen Stift in der Hand, liest sorgfältig in einem umfangreichen Manuskript und macht seine Ausbesserungen.

Er scheint eben an ein Werk die letzte Hand anzulegen.

Betrachten wir ihn näher.

Er trägt einen grauen Hausrock, ein Mittelding zwischen Schlafrock und Kapotte, an den Füßen ein paar Filzschuhe, und um den Hals ein nachläßig geknüpftes Tuch.

Der Körper ist klein und gedrungen, der Knochenbau stark, die Muskulatur kräftig.

Der ohnedem große Kopf wird durch einen Wald struppiger, schwarzgrauer Haare dem Scheine nach noch vergrößert, das offenbar vernachläßigte Haar gibt ihm ein verwildertes Aussehen.

Das Antlitz glatt und bartlos, war wie mit einem Firniß von Roth und Braun überzogen, man erkannte, daß es in letzterer Zeit anhaltend der freien Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzt ward.

Unter der breiten hohen Stirne zeigt sich mehr versteckt ein kleines braunes Auge, eine breite Nase, dagegen ein gut geformter Mund mit einem überaus liebreichen Lächeln, das Kinn mit seiner beiderseitigen muschelartigen Vertiefung, verlieh der Physiognomie einen gütigen Ausdruck, den selbst die störrische Laune, das mißtrauischste Brüten, ja sogar ein Zornausbruch nicht zu verwischen vermochte.

Dieser Mann, dem Alter nach an die Mitte der Vierzig streifend, war Ludwig von Beethoven, der nächste Nachbar der Frau Agnes Bergmann.

Wir weilen schüchtern am Eingange des künstlerischen Heiligthums, dessen Weihe nur der begreift, der zu fassen vermag, was hier geschaffen wird; aber wir werfen auch einen Blick nach Außen und — welch' ein schreiender Gegensatz!

Drinnen der Meister, der an einer seiner gigantischen Schöpfungen die letzte Feile anlegt und im Vorzimmer sein Diener, eine treue, fleißige Seele, der ebenfalls schon an der Arbeit sitzt und d'rauf los schneidert mit einem

Eifer und einer Begeisterung, als ob es gelte, ein Kleid für die Ewigkeit zu schaffen.

Drinnen die Kunst, draußen das Handwerk, drinnen die Poesie, draußen die Prosa.

Jetzt erhob sich Beethoven, fuhr mit der flachen Hand über die Stirne, als banne er die dichterische Begeisterung und wecke sich selbst aus dem poetischen Traume, dann rief er: „Kaffee!“

Der Bediente kam herein und der Meister, von ihm unterstützt, begann persönlich die Bereitung des Frühstücks.

Während der Diener Wasser und Milch zum Feuer stellte, saß Beethoven am Tische und zählte aus einer blechernen Büchse sechzig gebrannte Bohnen heraus, die er in die Kaffeemühle schüttete.

„So,“ sagte er, „jetzt kannst Du den Kaffee machen, hab' Acht, daß kein Korn herausspringt.“

Und der Schneider — diesem Handwerk huldigte der treue Diener seines Herrn — setzte sich nieder, nahm die Mühle in den Schooß und begann emsig die Kurbel zu drehen, dabei hielt er die Linke wie einen ausgespannten Schirm schützend über die Mühle, damit ja kein treuloses Korn entspringe und den Unwillen des Meisters erwecke.

Während dieses Geschäftes entspann sich folgende Unterhaltung.

„War Deine Frau schon hier?“

„Der Diener verneinte durch eine Kopfbewegung.“

„Wann wird sie kommen?“

Der Diener rief mit überlauter Stimme, indem er sich Mühe gab, das, was er sagte, durch forcirte, scharf

ausgeprägte Bewegung seiner Lippen verständlich zu machen: „Um acht Uhr!“

„Sag ihr, sie möge zur Frau von Streicher gehen und sich in meinem Namen um ihr Befinden erkundigen.“

Wir wüssen zum besseren Verständniß erwähnen, daß die Frau des Dieners nicht im Hause wohnte, sondern einige Male des Tages dahin kam und ihrem Manne das Essen brachte. Frau Nanette Streicher, deren Gatte Andreas Streicher ein Jugendfreund Friedrich von Schillers war, gehörte zu den wärmsten Verehrern Beethovens und leistete dem Meister öfters hilfreiche Hand, wenn es galt die häusliche Unordnung der Junggesellenwirthschaft herzustellen.

Der Diener nickte und rief: „Schon gut, Euer Gnaden!“

In diesem Momente richtete sich Beethovens Gestalt gerade auf, er schien um mehrere Zoll größer geworden und gewann ein imponirendes Ansehen; die kleinen Augen traten in ungewöhnlicher Größe hervor und rollten, den Stern nach oben gewandt, im Kreise herum, über seine Stirne zog es wie eine Wetterwolke, und man erkannte an der Majestät der Erscheinung, daß in diesem Augenblicke der Geist einen seiner mächtigen Gedankenblitze in die sterbliche Hülle gesenkt habe.

Ohne sich zu regen blieb Beethoven einen Moment lang in dieser begeisterten Stimmung, dann bewegte er sich mechanisch zum Pulte und zeichnete stehend einige Takte mit jenen kurzen flüchtigen Linien, die man eher für Beistriche als für Noten halten möchte, die aber wie gewisse

unansehnliche Menschen im Herzen ein Paradies von Gefühlen und im Kopfe eine Welt von Gedanken bergen.

Der Diener beachtete diese Zwischenscene nicht, er glich dem Lazzaroni, dem der tobende Vulkan alltäglich ist, während der gebildete Wanderer sich glücklich schätzte, wenn er Zeuge eines so göttlich erhabenen Schauspiels sein könnte.

Der Diener bereitete den Moccatrank und kam eben damit zu Stande, als der Meister sich zu dem Sofa begab, um die Tasse zu erwarten.

Während des Frühstückes wollte der Diener sich entfernen.

„He, wart' ein wenig!"

„Befehlen, Euer Gnaden?"

„Wer sind die jungen Leute bei unserer Nachbarin?"

„Musikanten!"

„Oho, doch nicht Virtuosen, die herumziehen, die Kunst zu maltraitiren?"

„Sie spielen Flöte und Harfe."

„Harfenisten also?"

„Sie musiciren aber recht hübsch."

„Na, wenn's nur Dir gefällt, Du verstehst es!"

„Ah, Euer Gnaden, warum soll ich's nicht versteh'n, ich bin ja bei Ihnen!"

Beethoven lachte.

„Ich rathe Dir, halte fest an Deiner Nadel und kümmere Dich nicht um meine Noten."

Während dem war der Tag völlig angebrochen, die

Kerzen wurden gelöscht, die Vorhänge geöffnet und Beethoven machte sich wieder an die Arbeit.

Dem Beispiele des Herrn folgte der Diener.

Bald herrschte in dem Quartiere die frühere Stille, innen folgte Note auf Note, außen Stich auf Stich.

Eine Weile später verließ der Meister wieder die Arbeit und rief: „Frisch Wasser!“

Der Diener eilte mit einem mächtigen Krug zum Brunnen und als er zurückkam, fand er den Herrn bereits im tiefsten Negligée am Waschbecken und nun fand eine der eigenthümlichsten Scenen statt.

Beethoven begann den Inhalt eines Waschkruges um den andern über die Hände und den niedergebeugten Kopf zu schütten, dabei murmelte er Anfangs leise, dann wurde er lauter und immer lauter, bis er endlich, und das war sein Gesang, laut zu heulen anfing, wobei seine Augen rollten und seine Begeisterung mit jedem Kruge zunahm.

Ohne auf seinen durchnäßten Zustand zu achten, begab er sich zum Schreibtisch, notirte flüchtig einige Gedanken und kehrte dann zum Becken zurück, um die Waschung von Neuem zu beginnen, wobei er womöglich noch fürchterlicher sang.

Während dieser Scene stand der Diener seitwärts und blickte ernst d'rein, und verzog keine Miene, denn hätte er's gethan, es wäre um seinen Dienstplatz geschehen gewesen.

Er sah, wie das Becken überfluthete, wie der Gebieter über und über im Wasser stand, wie der Zimmer-

boden ganz überschwemmt war, und er störte jetzt die nasse Begeisterung eben so wenig wie früher die trockene, er achtete diese „Stunde der tiefsten Meditation" seines Herrn.

Aber die heutige Waschübung sollte doch nicht ohne Störung vorübergehen.

Beethoven stand noch immer am Becken als die Thüre aufflog und ein großer, robuster Mann hereinstürzte, es war der Hausherr.

„Herr von Beethoven," brüllte er mit einer Stimme die an die Posaunen von Jericho mahnte, „jetzt hab ich's genug!"

Beethoven stierte ihn mit einem fürchterlichen Blicke an und sagte dürr, trocken, als ob er in seinem Leben keinen Tropfen Wassers gesehen hätte: „Ich noch nicht!" darauf goß er wieder einen Krug über die Hände.

„Herr von Beethoven," schrie der Hausherr weiter, „ich hab es Ihnen bereits dreimal gesagt, daß ich mein Haus nicht ruiniren lasse, das Wasser dringt bereits durch den Boden und rinnt in mein Zimmer."

„Das ist nicht möglich!"

„Gehen Sie hinab und überzeugen Sie sich."

„Die verdammten Baumeister!" bedauerte Beethoven brummend und ergriff zum Entsetzen des Herrn noch einen Krug.

„Herr von Beethoven, ich ersuche Sie ernstlich, Ihre Waschungen einzustellen."

„Thut mir leid, ich kann ohne diesen türkischen Brauch nicht leben."

„Dann werden Sie so gut sein, mein Haus zu verlassen.“

„Muß es gleich sein?“

„Ich werde Ihnen kündigen.“

„Thun Sie was Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe.“

„Ich hab' gleich Bedenken getragen, Sie in's Haus zu nehmen, denn ich hab schon gehört, Sie bleiben in keinem Hause lang wohnen.“

„Das ist wahr, versetzte der Meister mit Laune, und ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, wenn ich Hausherr wäre, ich würde mich selbst in meinem Hause nicht dulden.“

Dieses naive Bekenntniß brachte den entrüsteten Hausherrn zum Lachen und Beethoven goß sich nun den letzten Krug über den Kopf.

Der Andere sah ihn verblüfft an und sagte:

„Ich begreife nicht, wie Ihnen diese Wascherei Vergnügen machen kann?“

Der Meister sah ihn wehmüthig an und erwiederte:

„Mein hochgeehrtester Hausherr, Sie begreifen gar Manches nicht, was mir Vergnügen macht, so wie Sie anderseits gar Vieles nicht fassen, was mich schmerzlich berührt oder bis ins tiefste Leben verwundet. Jetzt haben Sie die Güte und lassen Sie mich allein, ich muß arbeiten.“

Der Hausherr war höflich genug, den Miethsmann zu grüßen, brummte noch Einiges Unverständliche in das Kinn hinein und stieg dann in seine Wohnung hinab,

wo der sich immer mehr ausbreitende nasse Fleck am Plafond seine Galle fast neuerdings rege machte.

„Heute ist's schon wieder aus mit der Arbeit," sagte Beethoven zu seinem Diener, „geh', bring' jetzt das Zimmer in Ordnung."

Nach einer Stunde hatte der Diener in das Chaos einige Ordnung gebracht, die Aufregung des Meisters hatte sich ein wenig gelegt und er dachte schon daran, sich wieder an die Arbeit zu machen, als ein Besuch gemeldet wurde.

Herr Varnhagen von Ense bat vorgelassen zu werden, der Meister kannte diesen Herrn aus früherer Zeit.

Herr von Ense war nämlich schon im Jahre 1809 in Wien gewesen und befand sich vor und während der Wagramer Schlacht im Hauptquartier des Erzherzogs Karl.

Der Empfang war freundlich und Varnhagen lenkte nach kurzer Einleitung das Gespräch auf Beethovens bevorstehende Akademie.

„Aufgeschoben, schon aufgeschoben," sagte der Meister mürrisch, „man darf keine Akademie ankündigen, ohne auf Verschiebungen gefaßt zu sein, doch was will man machen? Der Kongreß ist ganz sicher keine musikalische Akademie, denn von Harmonie ist bei ihm keine Rede, aber deßhalb ist er doch bereits mehrmals aufgeschoben worden. Meine Akademie wird erst Dienstag den Neunundzwanzigsten stattfinden, ich hoffe man wird meine Kompositionen verstehen. Die „Symphonie" in

A-dur, nun, Sie werden Sie hören, es ist etwas d'ran, der Kenner wird Manches herauslesen, der „Schlacht bei Victoria" habe ich mich auch nicht zu schämen, nur die Cantate: „Der glorreiche Augenblick"*) will mir nicht behagen. Der Text, von Doktor Weißenbach in Salzburg verfaßt, ist gar zu barbarisch, es ist möglich, daß man in Salzburg sehr gute Nockerl kocht, aber vom Textdichten scheint man dort wenig zu verstehen. Doch wir wollen gerecht sein, das kleine Salzburg hat für die Menschheit genug gethan, es hat uns einen Mozart gegeben und das ist genug. Uebrigens habe ich schon gehört, man führt im Sinne, mich für die Cantate mit dem Diplom eines Wiener Ehrenbürgers zu beehren, für eine meiner schwächsten Arbeiten! Doch, was liegt daran? Man kann am Ende von einem Magistrat nicht verlangen, daß er auch Musik verstehen soll; freilich hat er sich neulich auch beim Schusterjungen mit dem corpus juris eine Blöße gegeben, aber wer kann es aller Welt recht machen? Nicht einmal ich, der verrückte Musiken schreibt!"

Der preußische Publizist, Herr von Ense agitirte damals zu Gunsten Preußens gegen Sachsen, begann nach und nach mit der Ursache seines Besuches herauszurücken.

Fürst Anton Radziwill, der es unternahm, Göthes „Faust" in Musik zu setzen und in der Komposition schon weit vorgerückt war, wollte Beethovens Bekanntschaft machen und von Ense sollte das einleiten.

*) Erschien neuerer Zeit mit verändertem Texte unter dem Titel „Preis der Tonkunst" im Druck.

Der Meister sträubte sich gegen den Empfang des Fürsten.

Ich will mit vornehmen Herren nichts zu thun haben! rief er unwirsch aus.

Wie ungerecht Sie sind! lautete die Replik, Fürst Radziwill ist der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod Sie eben so bedauerten, als Sie seine Kompositionen hoch schätzten. Wenn die Vornehmen sich mit Kunst befassen, verdienen sie unsere erhöhte Achtung. Die Musik des Faust ist vortrefflich, Bettina hat sich ganz entzückt darüber gegen Goethe geäußert.

Ah, Bettina, welche Erinnerung! Das liebe, geistreiche Kind, ich verlebte, als sie vor vier Jahren hier war, herrliche Stunden mit ihr. Sie wohnte in der Erdberger Hauptstraße im Birkenstock'schen Hause und wir lebten gerade im Frühlinge. Ach Gott, hätte ich mit Bettina eine solche Zeit verleben können, wie der Goethe, ich hätte noch viel mehr Großes producirt. Oh, der Musiker ist auch ein Dichter, die Musik ist eine höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosofie; die Musik ist der Wein, der zu neuem Schaffen begeistert, und ich, ich bin der Bachus, der für die Menschen diesen herrlichen Wien keltert und sie geistestrunken macht. Mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, sie kann kein bös Schicksal haben, wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich andere herumschlagen. Meinethalben, der Bettina zu Liebe, dem Prinzen Louis zu Ehren, Ihnen zu gefallen, sagen Sie dem Fürsten Radziwill, ich bin bereit, ihn zu empfangen.

Varnhagen, froh den Zweck seines Besuches erreicht zu haben, verließ bald darauf den Meister und Beethoven begann wieder an seiner A-dur Symphonie zu feilen, von der viele der damaligen Recensenten des In- und Auslandes das Urtheil fällten:

„Nun haben die Extravaganzen dieses Genie's das Non plus ultra erreicht, Beethoven ist reif für das Irrenhaus!“

Ende des zweiten Bandes.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.